Vide: Boletim Soc. Geographia, 1885 Jan 1 p. 57 [illegible]

Schingú Expedition
1884
Dr O. Clauss Dr K. von den Steinen W. v. d. Steinen

Herrn Francisco Berendt
z. frdl. Erg W v d Steinen
Desterro Mai 87.

DURCH CENTRAL-BRASILIEN.

DR. CLAUSS. DR. K. VON DEN STEINEN. W. VON DEN STEINEN.

DR. KARL VON DEN STEINEN UND SEINE REISEGEFÄHRTEN.

Titelbild.

DURCH CENTRAL-BRASILIEN.

EXPEDITION

ZUR ERFORSCHUNG DES SCHINGÚ

IM JAHRE 1884.

VON [illegible] VON DEN STEINEN.

[illegible] VON DEN STEINEN,

12 SEPARATBILDERN VON JOHANNES [illegible],

EINER SPECIALKARTE DES SCHINGÚSTROMS VON [illegible],

EINER ETHNOGRAPHISCHEN KARTENSKIZZE UND EINER [illegible].

LEIPZIG:
F. A. BROCKHAUS.
1886.

DR. K. VON DEN STEINEN. W. VON DEN STEINEN.

VON DEN STEINEN UND SEINE REISEGEFÄHRTEN

DURCH CENTRAL-BRASILIEN.

EXPEDITION
ZUR ERFORSCHUNG DES SCHINGÚ
IM JAHRE 1884.

VON

KARL VON DEN STEINEN

DR. MED.

MIT

ÜBER 100 TEXT- UND SEPARATBILDERN VON WILHELM VON DEN STEINEN,
12 SEPARATBILDERN VON JOHANNES GEHRTS,
EINER SPECIALKARTE DES SCHINGÚSTROMS VON DR. OTTO CLAUSS,
EINER ETHNOGRAPHISCHEN KARTENSKIZZE UND EINER ÜBERSICHTSKARTE.

LEIPZIG:
F. A. BROCKHAUS.

1886.

SEINER MAJESTÄT

DEM

KAISER PEDRO II.

EHRERBIETIGST GEWIDMET.

VORWORT.

Sr. Maj. Schiff „Marie" lieferte im September des Jahres 1883 die von der Insel Süd-Georgien zurückkehrende deutsche Südpolar-Expedition wohlbehalten in Montevideo ab. Während sich die übrigen Mitglieder in die Heimat begaben, blieben Dr. Clauss und ich am La-Plata zurück, um in Gemeinschaft mit meinem Vetter Wilhelm von den Steinen, der uns verabredetermassen dort bereits erwartete, die günstige Gelegenheit für eine Forschungsreise im Innern Südamerikas wahrzunehmen.

Nachdem mein anfangs gehegter Plan, den Rio Pilcomayo zu untersuchen, durch die gerade damals glücklich vollendete Expedition des Herrn Thouar in Wegfall gebracht worden war, wandte sich unsere Aufmerksamkeit dem Schingú zu, dem grössten noch unbekannten Flusse des südamerikanischen Continents, welcher besonders in anthropologischer Beziehung interessante Aufschlüsse versprach.

Der deutsche Ministerresident in Buenos-Aires, Herr Baron von Holleben, unterstützte uns in thätigster und liebenswürdigster Weise. Durch Vermittelung des brasilianischen Geschäftsträgers, Herrn Cavalcanti Lacerda, wurde das Kaiserliche Ministerium veranlasst, uns eine militärische Begleitmannschaft zuzusichern.

Unser Trio war für den Zweck nicht ungünstig zusammengesetzt. Dr. Clauss war Physiker, mein Vetter Maler. Mir als Arzt, der auf einer Reise um die Erde bereits einige Erfahrungen gesammelt, fiel der anthropologisch-ethnologische Theil des Programms zu. Von meinem Vetter waren die nöthigsten Instrumente mitgebracht worden. Er hatte sich auf der Hamburger Seewarte einige Monate unter der gütigen Leitung des Herrn Geheimen Admiralitätsraths Professor Dr. Neumayer vorbereitet; auch stand ihm dessen Rath in Auswahl und Beschaffung der Instrumente zur Seite.

Da der Präsident der Provinz Mato Grosso, Herr Baron von Batovy, auf unsere Wünsche mit grösster Bereitwilligkeit einging, konnte auch der gute Erfolg nicht fehlen. So reisten wir im Jahre 1884 Ende Mai von Cuyabá ab und erreichten Pará Ende October.

Der deutsche Consul in diesem Emporium des Amazonas, Herr Sesselberg, sowie der deutsche Gesandte in Rio de Janeiro, Herr Le Maistre, bereiteten uns den liebenswürdigsten Empfang.

Die ethnologische Sammlung, welche wir trotz aller Transportschwierigkeiten glücklich und fast ohne Verluste gerettet hatten, ging in den Besitz des Berliner Museums für Völkerkunde über.

Herr Professor Freiherr Karl von Fritsch unterzog sich freundlichst der Bestimmung der unterwegs gesammelten Gesteinsproben, von denen aber leider ein beträchtlicher Theil verloren gegangen war.

Bei der Bearbeitung des linguistischen Materials unterstützte mich eifrigst mein Freund Herr Dr. Georg Wenker in Marburg.

Die Illustrationen sind mit Ausnahme der zehn Separatbilder, welche Herr Johannes Gehrts in Düsseldorf componirte, sowie weniger unterwegs gesammelter Photographien von meinem Vetter Wilhelm von den Steinen nach seinen zahlreichen Reiseskizzen ausgeführt worden. Bei den ethnographischen Tafeln kamen ihm noch einige Photographien zu Hülfe, die ich dem Directorialassistenten am Berliner Museum, Herrn Dr. von Luschan, verdanke.

Dem Buche ist ausser einer ethnographischen und einer einfachen Uebersichtskarte eine Specialkarte des Herrn Dr. Clauss beigegeben, welche letztere der Verlag von Justus Perthes zur Verfügung stellte. In dem Mai- und Juniheft vom Jahre 1886 der Petermann'schen Mittheilungen sind die Ergebnisse unserer meteorologischen und geographischen Arbeiten von Herrn Dr. Clauss in detaillirter Form veröffentlicht. Derselbe hat auch, um eine auf längere Zeit ausgedehnte Beobachtungsreihe zu erhalten, in Cuyabá eine kleine meteorologische Station errichtet; Herr August Karstens, ein dort ansässiger deutscher Schneidermeister, hat sich das höchst anerkennenswerthe Verdienst erworben, die empfindliche Lücke über das meteorologische Wissen im centralen Südamerika nach Kräften auszufüllen, und bereits eine zusammenhängende Serie von Beobachtungen eingeschickt.

Besondern Dank schulde ich noch dem Uebersetzer des „Wappaeus", dem Herrn Capistrano de Abreu in Rio, welcher unermüdlich thätig war, mir Auszüge aus ältern Werken der Bibliotheca Nacional zu verschaffen.

Ich würde kein Ende finden, die Namen so vieler Freunde aufzuzählen, von denen wir auf unserer Reise Liebes erfahren: sie alle aber versichere ich der herzlichsten Dankbarkeit. Wer die Menschen sämmtlich für schlecht und eigennützig halten zu müssen glaubt, der möge in das ferne Ausland wandern, um sich dort zu überzeugen, dass man ihn besser behandelt, als er verdient.

Düsseldorf, im Mai 1886.

KARL VON DEN STEINEN.

INHALT.

VERZEICHNISS DER ABBILDUNGEN IM TEXTE.

SEPARATBILDER.

TABELLEN.

KARTEN.

Orientirungskarte.

~ *Unsere Route.*

Pir. = Piranhaquara. (*Endpunkt der Reise des Prinzen Adalbert.*)

Maßstab 1 : 30.000.000.

50 0 50 100 Geograph. Meilen, 15 = 1°.

500 0 500 1000 Kilometer, 111,3 = 1°.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

ERSTES KAPITEL.

GESCHICHTLICHES ÜBER DEN SCHINGÚ.

Das Herz Südamerikas ist das Mato Grosso, die zweitgrösste Provinz Brasiliens. Cuyabá, ihre Hauptstadt, liegt in der obersten Verästelung jenes stolzen Stroms, der nach einem Laufe von der Länge der Weichsel und zwei mal der des Rheins bei Montevideo endet — des Paraguay-La Plata.

In umgekehrter Richtung, nach Norden, entsendet die Hochebene des Mato Grosso vier mächtige Vasallen zu dem majestätischen Amazonas — unter ihnen den Schingú.

Noch nicht auf zwei Jahrhunderte blickt die Geschichte dieses entlegenen Gebiets zurück. Wie lange es der Aufmerksamkeit Europas entzogen blieb, geht aus der Aeusserung eines Geographen im Jahre 1817 hervor. Er bezeichnet das Mato Grosso als „ein völlig neues Land", nennt es aber „um so wichtiger, als in dieser Provinz der grosse Erdbuckel gelegen ist, von welchem sich eine Zahl von Flüssen nach allen Richtungen ergiesst".

Unsere Reise hatte zum Anfangspunkt die La Platamündung, Montevideo, und zum Endziel die Amazonasmündung, Pará. Den Paraguay aufwärts wollten wir jenen „grossen Erdbuckel" erreichen und dann auf dessen nördlicher Seite schingúabwärts dem Amazonas und mit diesem wieder dem Ocean zustreben.

Die Erforschung des Schingú war die eigentliche Aufgabe.

Man fragt sich, wie ist es möglich, dass ein Fluss, der so nahe bei Pará in der Breite einer deutschen Meile mündet, inselfrei, eine krystallklare, fischreiche, grandiose Wassermasse, — dessen Ufer unbestritten zu den fruchtbarsten der Provinz Pará gehören, — dass ein solcher Fluss nur in einem kleinen Theile seines Laufs bekannt ist? Ueberblicken wir seine Geschichte.

Ihre Anfänge sind identisch mit der Geschichte des untern Amazonas. Dieser wurde schon 1541—42 von Quito aus durch die berühmte Fahrt des Spaniers Francisco de Orellana erschlossen. Aber erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts setzten die Portugiesen sich an der Nordostküste Brasiliens fest und gründeten Santa Maria de Belem do Grão Pará, jetzt gewöhnlich einfach Pará genannt, im Jahre 1615.

Gleichzeitig mit den Entdeckern des Landes bemühten sich die Holländer hierher ihren Colonialerwerb auszudehnen; sie drangen allenthalben siegreich vor und regierten eine Zeit lang zum Segen des jungen Staats, bis sie durch einen Volksaufstand im Jahre 1654 vertrieben wurden. Am untern Amazonas hatten sie ihre Handelsbeziehungen bis an den Tapajoz ausgebreitet; so war ihnen auch der Schingú nicht unbekannt geblieben, und im Jahre 1625 nahe seiner Mündung zwischen den Flüsschen Pery und Acaray eine Verschanzung — unter dem Namen Mariú assú, „grosse Stadt", noch heute in der Erinnerung der Anwohner — von ihnen angelegt worden. Indess noch in demselben Jahre wurde das Fort von dem Kapitän Pedro Teixeira erobert und geschleift.

Eben dieser tapfere Teixeira war es, der, in umgekehrter Richtung, zuerst die Reise des Orellana wiederholte und, fast ein Jahrhundert später, 1637 in Quito einen Gegenbesuch machte. Auf seinen Begleiter Christoval

de Acuña sind die folgenden Bemerkungen über den Paranahyba („klarer Fluss"), wie man damals den Schingú nannte, zurückzuführen: „auf der südlichen Seite tritt ein prächtiger Fluss hervor, der so wassereich ist, dass er mit einer 2 Legoas breiten Mündung dem Hauptstrom Tribut entrichten kommt; die Eingeborenen nennen ihn Paranahyba. An seinen Ufern gibt es nahe dem Ausgang einige Niederlassungen befreundeter Indianer, welche der Herrschaft der Portugiesen unterthan sind; auch leben in dem Innern viele andere Nationen, von denen man keine genügende Kenntniss besitzt, deren Zahl aber für die Grösse des Flusses Gewähr leistet."

In einem 1666 in Amsterdam erschienenen Jansson'schen Atlas, etwa aus dem Jahre 1630 herrührend, ist nur erst ein rechter Nebenfluss des Amazonas — der Schingú — mit vieler Sorgfalt eingetragen. Genau der Wirklichkeit entsprechend, ist der Fluss dicht oberhalb der Mündung inselfrei dargestellt, während er weiterhin von zahlreichen Inselchen durchsetzt wird und alsdann mit „Storting van 't water", Wasserfällen, abschliesst. Viel mehr hat man auch zwei Jahrhunderte später nicht über den Lauf des Schingú mit Sicherheit gewusst, dies wenige aber scheint merkwürdigerweise die erste Kenntniss gewesen zu sein, die man überhaupt von einem Nebenfluss des Amazonas erhielt.

Die Beschreibung des Mauricio de Heriarte (1662—67) enthält nachstehende Angaben: „Zwölf Legoas westlich von Corupá ist der Fluss Paranaiba wasserreich und, da das Klima sehr heiss ist, ein wenig ungesund. Er ist stark bevölkert von den Guaiapes, Carraus, Juruunás, Cuanis und andern Nationen. Seine Ufer liefern zahllose Hölzer: Cutaras, Pinimas, Cedern, Lorbeerbäume, Piquis, Piquiranas und viele Kastanien, die auf den Bergen wachsen: sie sind besser als Nüsse und Mandeln. Er bietet Ueberfluss an Lebensmitteln, Jagd und Fischfang, welche der natürliche Unterhalt der Indianer sind, und viele und grosse Schildkröten. Im Innern gibt es eine Menge von Gebirgszügen, die nicht sehr hoch sind. Das Wasser ist sehr klar, aber schwer, und, während das Wasser des Amazonas sehr lehmhaltig ist, sehr gut und gilt als das beste Wasser in dieser Gegend, da es weither kommt und Salsaparilla, von welcher es eine grosse Menge am Flusse gibt, zu passiren hat."

Auf der berühmten Karte des Paters Samuel Fritz, welche die Kenntniss von dem „Strom Maragnon" um 1700 wiedergibt, heisst unser Fluss Aoripana und reicht, etwas länger als der „Topayos", bis zum 8°. südl. Breite. Rechts, ungefähr 1° oberhalb der Mündung, findet sich ein Dorf Xingu. Von dieser Indianerniederlassung rührt der gegenwärtige Name des Flusses her, wie auch noch heute ein an dem gegenüber einmündenden Parú gelegener Ort Xingu dieselbe Erinnerung bewahrt.

Auf einer Karte des Guillaume de l'Isle (Amsterdam 1731) reicht der „Paranayba“ bis zum 13.° und ist, während der „Tapayosos“ am 11.° endet und weit spärlicher bedacht wird, mit vielen schematischen Nebenflüsschen ausgestattet. Dabei steht die Bemerkung: „der Fluss Paranayba ist einer der grössten von ganz Südamerika und empfängt 30 bedeutende Zuflüsse“.

Weiterhin behauptet sich die Bezeichnung „Schingú“, der ich zuerst in der von Bettendorf verfassten Chronik der Jesuiten (im Staate Maranhão von 1661 bis ca. 1694) begegnet bin.

Ich schreibe das Wort phonetisch.

Ein amerikanischer Atlas setzt Zingu, die Franzosen haben Chingu, die Engländer Shingu, die Portugiesen Xingu, die Deutschen sprechen letzteres Ksingu aus, — so dürfte es sich empfehlen, für das Deutsche die der richtigen Aussprache zukommende Schreibweise Schingú zu wählen.

Es scheint, als ob in früher Zeit, ganz anders wie später, dem Schingú eine grössere Aufmerksamkeit zugewendet worden sei als dem Tapajoz. Noch auf einer Homann'schen Karte von 1796 reicht der letztere bis zum 11.°, der Schingú oder „Paranatinga“ dagegen bis fast zum 18.°

Andererseits finde ich erst nach 1800 den Rio Fresco, einen rechten Nebenfluss, der heute noch als Grenze zwischen den Provinzen Pará und Mato Grosso gilt, den wir auf unserer Fahrt jedoch nicht nachweisen konnten.

Alle die angeführten Vermuthungen stammten von den Missionaren des untern Schingú, den Jesuiten, her. Die Bettendorf'sche Chronik gibt uns Aufschluss über die ersten Versuche. Auch sie lobt das krystallklare Wasser des Flusses, das sehr empfehlenswerth für Steinleidende sei, und rühmt die Schönheit wie die Fruchtbarkeit seiner Ufer. Die Reihe der Bekehrer wird durch den wegen seiner Grammatik der Lingoa geral bekannten Pater Luis Figueira eröffnet; er begründete im Jahre 1637 die heute verfallene Niederlassung Veiros, taufte eine Menge Indianer und wurde bald darauf, 1642, auf der Insel Marajó von den Barbaren ermordet und aufgefressen.

„An dem Schingú“, schreibt die Chronik, „wohnen verschiedene Stämme der Lingoa geral, wie die Jurunas, Nhuunas, Guayapiz und einige Pacajaz, für die der Pater Antonio Vieira eine Mission ausschickte; aber der Teufel legte sie lahm durch die Vertreibung der Missionare im Jahre 1661.“ Manoel de Souza hiess der Pater, welcher 1655 die Bekehrung der Yurunas erfolgreich begonnen hatte. Die Chronik schildert die kriegerischen Yurunas und fährt fort: „In diese Gegend drang (1663) der Commandant von Gurupá João Velho do Valle mit 100 Musketieren und 3000 Indianern

vor, zog sich aber zurück mit Verlust einiger Leute, die man ihm tödtete, ohne dass er seinerseits bedeutenden Schaden anrichten konnte, weil sich die Yurunas listigerweise mit andern Nationen verbündet hatten. Die göttliche Vorsehung unterwarf mit einem Missionar, einem Neuling überdies, das, was die menschliche Gewalt nicht bewältigen konnte. Es genügte der Pater Manoel de Souza und sein Gefährte, der Pater Manoel Pires. — Es wurden zwei zahlreiche Volkschaften der Yurunas gezähmt, indem er die einen in das Dorf Schingú, die andern in den weiter abwärts gelegenen Ort Maturu (Porto de Moz) versetzte, wo sie heute noch sind. Es hätte dieser Engel des Friedens sie alle zum Heiland geführt, wenn ihn der Pater Superior nicht in eine andere Mission an den Amazonas geschickt hätte."

Nach der ersten Vertreibung im Jahre 1661 scheint die Bekehrung bald wieder mit Erfolg aufgenommen worden zu sein, denn später besassen die Jesuiten nicht nur unterhalb, sondern auch oberhalb der mit fürchterlichen Katarakten ausgefüllten Biegung des Flusses unter dem 3.° eine Mission; eine durch den Urwald geschlagene Strasse schnitt die gefährliche Ecke ab.

Eine besondere Bedeutung für uns besitzt der Pater Rochus Hundertpfund, weil von ihm überliefert wird, dass er den Strom eine Strecke aufwärts gefahren sei. Es muss dies ungefähr um das Jahr 1750 geschehen sein. In den Jahren 1742—46 hatte Hundertpfund am Madeira gewirkt.

Der letzte der Missionare war, als die Vertreibung der Jesuiten erfolgte, der Kölner Laurentius Kaulen in Pombal, „welcher durch sein sehr geräumiges und sehr elegantes, von ihm selbst architektonisch erbautes Haus sich dort ein dauerndes Andenken gesichert hat".

Die gewaltigen Stromschnellen, sowie die Furcht vor den Indianern, von deren volkreichstem Stamm, den Yurunas, der Pater José de Moraes aussagt, dass sie „unzweifelhaft wild seien und Menschenfleisch ässen", verhinderten ein Vordringen nach Süden, sodass die sichern Kenntnisse keinenfalls über den 4.° hinausreichten.

Ein merkwürdiger Zufall hat gewollt, dass alle Pioniere des Schingú Deutsche gewesen sind. Der Nachfolger des Paters Hundertpfund wurde fast ein Jahrhundert später kein Geringerer als der Prinz Adalbert von Preussen. Im Jahre 1843 unternahm der spätere Admiral der preussischen Flotte von Pará aus eine Reise schingúaufwärts und gelangte bis nach einer indianischen Niederlassung Namens Piranhacoara (4° 5,1'). Er war somit weiter vorgedrungen als irgendein Weisser vor ihm; auch gab er die ersten zuverlässigen, für eine Karte brauchbaren Nachrichten von dem Flusse. Zu unserer grossen Freude hatten die Ansiedler die Fahrt des „Principe Adalberto" noch nicht vergessen, ja, da sich Graf Bismarck-Bohlen in seiner Begleitung befand, hatte die geschäftige Legende den

wirklichen Sachverhalt noch ein wenig dahin ausgeschmückt, dass damals der heutige Lenker des deutschen Staatsschiffs im Kanu gesessen habe. Den Brasilianern eine Enttäuschung zu bereiten, wäre unrecht gewesen; wir bestärkten sie im Gegentheil in ihrer Ueberzeugung, indem wir ihnen erzählten, der Kanzler habe auch später noch in Deutschland zwei wichtige Flüsse, über die eine sogar viel grössere Confusion herrschte, als über ihren Schingú, zum Segen des Reichs in Ordnung gebracht.

Angeregt vielleicht durch die Angaben des Prinzen, veröffentlichte der Präsident von Pará im Jahre 1844 einen Bericht, in welchem er den Schingú als die natürlichste Verbindung mit dem Mato Grosso bezeichnete, wofern die Schiffahrt nicht durch Indianer und Stromschnellen zu sehr erschwert werde.

Im Jahre 1859 wurde an dem Nebenflüsschen Tucuruhy, unterhalb der erwähnten Biegung, ein bald wieder aufgegebener Missionsversuch gemacht. Man stellte aus den Mittheilungen der Indianer die folgende Liste der oberhalb der alten Jesuitenmission ansässigen Stämme zusammen: „Jurunas, Tucuna-peuas, Juaicipoias, Urupayas, Curiaias, Peopaias, Tauá-tapuêrá, Tapuia-ereté, Carajás-mirim, Carajás-pocus, Xipocas, Araras, Tapaiunas“.

Im Jahre 1872 untersuchte eine Commission unter Leitung des Ingenieurs Oliveira Pimentel den Unterlauf, beschränkte sich jedoch auf das Gebiet bis 3° 30′ südl. Br., also unterhalb des von dem Prinzen Adalbert erreichten Punktes.

Bis zu der „Volta“, wie man die den Verkehr sperrende Südostbiegung kurzweg nennt, war in jüngster Zeit eine Zweiglinie der Amazonasdampfschiffahrt eingerichtet, — jenseit der Volta, deren Ende gerade durch die alte Jesuitenmission bezeichnet wird, hatten sich bereits die Kautschukhändler festgesetzt, — man sieht, die Erforschung des Mittel- und Oberlaufs wurde ein unabweisliches Erforderniss.

Nun wohl, wo entspringt der Schingú? Mit dieser Frage verlassen wir die Mündung und die Provinz Pará und wenden uns wieder dem Mato Grosso zu. Die meisten Karten lieferten über die Quellen des Flusses ganz genaue Angaben; schade nur, dass sie nicht übereinstimmten. Auf Grund vager Tradition, über deren Ursprung niemand etwas Zuverlässiges zu sagen weiss, hatte man statt das in Wirklichkeit gänzlich unbekannte Terrain leer zu lassen, es mit Bergen, Flüssen und Namen so gefüllt, dass es sich kaum von der bereisten und erforschten Nachbarschaft unterschied. Ja, da der Phantasie kein allzu grosser Spielraum zwischen dem Tapajoz und dem Araguay übrigblieb, wird es nicht unmöglich sein, die eine oder andere Darstellung zu finden, welche so glücklich ist, der Wirklichkeit sehr nahe zu kommen.

Ungefähr vom 15.° ausgehend, gab es eine Reihe von Quellflüssen z. B.: Paranaxingú, Xanaci, Maceio, Trubario, Paranatinga, Rio dos Bois, Jangada, Rio dos Baccahirys etc. Dem entgegen rückte eine andere Auffassung und zwar gerade die wichtigste, neueste, in dem „Mappa do Imperio“ wiedergegebene, das Quellgebiet zum 12.° hinauf.

Die alten Karten haben Recht behalten. Doch beruhte der Irrthum der modernen Kartographie auf einem Raisonnement, dem eine richtige, aber lange Zeit hindurch unbeachtete Thatsache zum Ausgangspunkt gedient hatte. Der Fluss Paranatinga, die Grenze des bekannten Gebiets, 40 Legoas von Cuyabá entfernt, galt als ein Quellfluss des Schingú, sodass man sogar einen Paranatinga-Schingú verzeichnet hat. Ich muss diesen Gegenstand, da er für unsern Reiseplan von schwerwiegender Bedeutung war, etwas näher erörtern.

Es war das Verdienst des um die Geographie des Mato Grosso ungemein eifrig bemühten Augusto Leverger oder Baron Melgaço, eine im cuyabaner Archivstaub begrabene Expedition, welche den Paranatinga als gar nicht dem Schingú tributär erwies, der Vergessenheit zu entziehen. Schon 1771 hatte sich, wenn auch in nicht ganz bestimmtem Ausdruck, die Kammer von Cuyabá gutachtlich dahin geäussert, dass der Paranatinga ein Nebenfluss des Tapajoz sei. Auf Veranlassung des Gouverneurs Magessi jedoch hatte im Jahre 1819 der Lieutenant Antonio Peixoto de Azevedo sich auf dem Paranatinga eingeschifft und war in der That auf dem Rio S. Manoel, der unter 7° 21′ einmündet, in den Tapajoz eingelaufen.

Da nun der Paranatinga zu einer Länge von — geradlinig gemessen — 170 Legoas heranwuchs, liess sich Melgaço leider verführen, seine Bedeutung zu überschätzen; er vermuthete, dass das ganze als Quellgebiet des Schingú behandelte System der obengenannten traditionellen Wasserläufe dem Paranatinga-S. Manoel zugewiesen, und folglich der Schingú bis zum 13. und 12.° oder noch weiterhin nach Norden verkürzt werden müsse.

Kein besserer Beweis für die absolute Rathlosigkeit, wie man die Schingúquellen darstellen solle, kann wol gefunden werden, als diese irrige Theorie, in welche sich der erste Geograph des Landes verstrickte.

Es steht also fest, dass eine irgendwie wissenschaftliche Basis für den Ursprung und Oberlauf des Schingú nicht vorhanden war: dank dem Prinzen Adalbert kannte man den Fluss bis zum 4.°, von dort südlich war bis zum Rio dos Mortes nahe dem 15.° völlige terra incognita.

Die Frage, ob vor unserer Reise der Schingú schon von den Quellen bis zur Mündung befahren worden sei, hat Herr Franc. Ant. Pimenta

Bueno in einem Aufsatze: „Memoria sobre a exploração do Rio Xingú“ („Boletino da sociedade de geographia do Rio de Janeiro“, T. I, 1885) einer eingehenden Erörterung unterzogen. Dieser Gelehrte, anerkannt einer der besten Kenner der geographischen Literatur seines Vaterlandes, kommt auf Grund des werthvollen Materials, das ihm an Karten, Büchern und Handschriften zur Verfügung stand, zu dem Ergebniss, dass, wenn der Schingú in entlegenen Zeiten seinem ganzen Laufe nach erforscht worden sei, „die Weglisten oder Aufzeichnungen mit dem Namen ihrer Autoren abhanden gekommen“ sein müssen. Pimenta Bueno stellt fest, dass nichts Bestimmtes über ein früheres Unternehmen gleich dem unsern bekannt ist.

Dessenungeachtet glaubt er, der Schingú müsse doch schon in seinem ganzen Laufe vor uns befahren worden sein. Er leitet diese Hypothese aus der Vergleichung unserer vorläufigen Karte, welche wir in der Geographischen Gesellschaft zu Rio demonstrirten, und der ersten officiellen Karte des Mato Grosso vom Jahre 1802 ab. Die Uebereinstimmung sei so gross, dass sie nur durch ein Wunder zufällig sein könne.

Wir gerathen hierdurch in die sonderbare Lage, einen Prioritätsstreit mit jemand führen zu müssen, dessen Name und Aufzeichnungen unbekannt sind; ich will ihn der Kürze halber X nennen.

Warum soll der Mensch seine Schwäche nicht eingestehen? Ich bekenne, als ich den Plan ins Auge fasste, den Schingú zu erforschen, bin ich von einem gewissen freudigen Ehrgeiz nicht frei gewesen: Du willst etwas versuchen, was keiner vor dir gethan hat. Aber warum soll der Mensch sich schlechter machen als er ist? Hätte mich jemand in meinem Gefühle stören wollen mit dem Einwurf: „Bedenke doch, der X hat das ja längst geleistet“, — ich hätte mich gewiss nicht stören lassen. Wenn die vermuthete Existenz des X nun gar erst unserer Resultate bedarf, um an Wahrscheinlichkeit zu gewinnen, so scheint mir doch, dass es recht neu sein muss, was wir von unserer Reise heimgebracht haben.

Gesetzt freilich, dass die Uebereinstimmung zwischen unserer Karte und der Mato Grosso-Karte von 1802 nur durch die Annahme entweder eines Wunders oder des X erklärt werden kann, so stehe ich ganz gewiss auf Seite Pimenta Bueno's und entscheide mich für den Explorador X, gleichgültig, wann er gelebt hat und ob er des Schreibens kundig war oder nicht.

Prüfen wir aber diese Uebereinstimmung: „1. liegen die Quellen des Flusses fast in derselben Breite; 2. bildet sich der Schingú aus drei Flüssen, indem der westliche den centralen aufnimmt, um sich dann dem östlichen zu verbinden, und hierauf den Namen Schingú zu erhalten.“

Niemals würde ich auf den Ausweg verfallen sein, die erste Uebereinstimmung weder durch den Zufall noch durch den X zu erklären. Man

kann ja leicht historisch nachweisen — und Pimenta Bueno weiss das besser als ich —, wie die Verlegung der Schingúquellen auf den 15.° zu Stande gekommen ist. Das ist der Karte von 1802 mit Karten aus dem vorigen Jahrhundert gemeinsam. Gonçalves da Fonseca spricht es im Jahre 1749 schon aus: zwischen dem Tocantins und dem Tapajoz entspringen die Flüsse der Bakaïrí und das Mortes, und da es keinen grössern Fluss gebe zwischen Tocantins und Tapajoz als den Schingú, sei es wahrscheinlich, dass jene beiden die Quelle des Schingú bildeten. Ebenso existiren Karten aus dem vorigen Jahrhundert, welche einen „Paranatinga-Schingú" enthalten. Man wusste, dass der Paranatinga auf dem 15.° entsprang, man hielt ihn für den Quellfluss des Schingú, also entsprang der Schingú auf dem 15.°. Wo ist da das Wunder, wo ist da der X? Konnte es überhaupt anders sein, solange man den Paranatinga zum Schingú schickte? Nun kam der verehrungswürdige Melgaço und entzog die Fahrt des Peixoto aus dem Jahre 1819 der Vergessenheit: der Paranatinga wurde ein Nebenfluss des Tapajoz. In der Freude seines Herzens, dem verkannten Paranatinga zu seinem Rechte zu verhelfen, beging Melgaço ein Unrecht an dem Schingú, ein Unrecht, das ein höchst natürlicher Irrthum war, ein Irrthum, zu dem er berechtigt war, weil er nichts von dem X wusste. Der Autorität des Melgaço sind andere, eingeschlossen Pimenta Bueno, gefolgt. Ich muss gestehen, ich begreife leichter den Gedankengang in Melgaço's, des Lehrers, Irren, als in Pimenta Bueno's, des Schülers, Wissen.

Ferner, — der Hauptstrom bildet sich auf den Karten von 1802 und 1884 in gleicher Weise aus drei Quellflüssen. „Es besteht jedoch", fügt Pimenta Bueno hinzu, „ein grosser Unterschied für den Vereinigungspunkt dieser Flüsse; die Reisenden der Gegenwart verlegen auf den 12.°, und die Karte von 1802 auf 14° 30′, die Stelle, wo sich der Schingú bildet; aber die Alten machten weder Längen- noch Breitenbestimmungen wie die heutigen Reisenden." Dasselbe sei für den Tapajoz und Arinos der Fall gewesen, wo die alten Weglisten durch Chandless 1862 verbessert worden seien.

Mag sein, — es ist aber wirklich viel, sich am Anfang der Reise von Süd nach Nord um 300 km zu irren. Wir hätten uns auch geirrt, wenn wir keine Instrumente gehabt hätten, sagen wir sogar um 100 km, aber geirrt nur mit dem kleinen Unterschiede, dass wir den Vereinigungspunkt, den wir nach so vielen Mühen, nach so ungeduldigem Erwarten endlich erreicht, um 100 km mehr nach Norden, also 400 km abweichend von der Karte des Jahres 1802 angenommen hätten. Gäbe die Karte von 1802 den 11.°, den 10.° meinetwegen, so wollte ich den Irrthum verzeihen, jedoch sie gibt nach den Mittheilungen des X 14° 30′; nun, dieser X, der die Ca-

choeiras des Schingú kennen gelernt hat und dem dennoch die Reise von 15° bis 14° 30′, von der Quelle bis zum Vereinigungspunkt, um 300 km kürzer vorkam als sie wirklich war, ist unmöglich; ein solcher unnatürlicher Fehler spricht unendlich mehr gegen die Existenz des X, als die ähnliche Form der Dreitheilung des Quellsystems — ein beliebtes Schema übrigens für unbekannte Quellflüsse — für die Existenz des X spricht. Dann war nicht X, sondern Y unser Vorgänger.

Es ist gewiss möglich; warum nicht? Niemand kann mehr von aufrichtiger Bewunderung für die alten brasilianischen Sertanejos durchdrungen sein als ich. Mit Stolz werde ich in Gedanken demjenigen unter ihnen, der den Schingú hinabgefahren ist, die Hand drücken, wenn er mir vorgestellt wird; an seinem Glückwunsch läge mir weit mehr als an der Anerkennung manches Gelehrten, dem der Globus auf dem Schreibtisch die Welt bedeutet. Darin fühle ich mich mit Pimenta Bueno, der auch den Sertão durchzogen hat, von Herzen eins, wenn wir sonst abweichender Meinung sind; aber er muss mir den alten Freund in Fleisch und Blut und mit seinem ehrlichen Namen vorführen, nicht den X oder Y.

Herr Pimenta Bueno hat nur gezeigt, dass man nichts Bestimmtes von solchen unbekannten Reisenden weiss, dass aber diese unbekannten Reisenden gelebt haben können. Er hat nicht erwiesen, dass ihre Existenz wahrscheinlich ist, geschweige dass sie nothwendig angenommen werden muss, weil man wissenschaftlich constatirte Thatsachen anders nicht zu erklären im Stande wäre.

Ist es denn so wunderbar, dass die Paulisten nicht den Schingú hinabgefahren sind? Ist es nicht viel wunderbarer, dass sie den Paranatinga, den sie kannten, nicht hinabgefahren sind, obgleich man denselben für einen Quellfluss des Schingú hielt? Schickt die Karte von 1802 den Paranatinga zum Tapajoz? Nein, sondern (obwol X den Fehler hätte merken sollen) zum Schingú? Nun wohl, was wünscht man mehr? Da haben wir ja den Vorgänger, den man sucht, wirklich und leibhaftig. Unser Vorgänger in dem Wunsche, den Schingú zu erforschen, der den Versuch auch thatkräftig ins Werk gesetzt hat, — es ist der Explorador des Paranatinga, der Lieutenant Peixoto.

Dass er unerwarteterweise am Tapajoz herauskam, erhöht, eben weil es unerwartet war, nur sein Verdienst: er hat mit seiner Reise die erste Hälfte des Schingúproblems gelöst.

In diesem Sinne wird auch die irrige Information, welche dem Prinzen Adalbert zutheil wurde — ein Irrthum, den Severiano schon richtig erkannt hat — leicht verständlich. Der Prinz sagt: „Auch hat man von keiner Reise auf dem Schingú von seiner Quelle bis zu seiner Mündung je Kenntniss

erhalten, mit alleiniger Ausnahme der Fahrt eines Lieutenants der Miliz, welcher im Jahre 1819 von Cuyabá auf dem Strome bis Porto de Mòz hinabschiffte". Die Auffassung des Paranatinga als eines Quellflusses des Schingú, der Lieutenant, die Jahreszahl, machen die Verwechselung mit Peixoto offenbar. Von einer andern Cuyabaner Expedition eines Lieutenants im Jahre 1819 zum Schingú ist nichts bekannt.

Dass die Paulisten jedoch den Schingú nicht schon kennen gelernt haben, erklärt sich einfach dadurch, dass die Reihe ihrer abenteuerlichen Reisen mit der Gründung geordneter politischer Verhältnisse im Mato Grosso abgebrochen wurde, ehe das Letzte gethan war. Dieses Letzte, zu dem die Erforschung des Schingú gehörte, wäre sicherlich später geschehen, es hätte auch damals schon geschehen können, man weiss nicht, dass es geschehen ist — in diesen drei Punkten bin ich mit Herrn Pimenta Bueno einig.

Zum Schluss muss ich noch eine Reihe mehr oder minder legendarischer Berichte, deren Bestätigung bisher vergeblich gesucht worden ist, schon deshalb erwähnen, weil auf Grund derselben den öden Landstrecken zwischen Arinos und Araguay in den Augen der Anwohner das reizvollste Interesse anhaftet. Das Eldorado Brasiliens, die Martyrios!

Einer der unerschrockensten Paulistenführer war Bartolomeo Bueno da Silva, gewöhnlich mit dem ihm von den Eingeborenen beigelegten Namen „Anhanguera = alter Teufel" bezeichnet. Der grimme Hexenmeister hatte die armen Indianer mit der Drohung eingeschüchtert, dass er ihnen, falls sie ihm nicht zu Willen seien, die sämmtlichen Flüsse abbrennen werde, und seine unheimliche Macht durch Verbrennung eines Quantums wasserklaren Branntweins in einer Kürbisschale den staunenden Zweiflern unwiderleglich bewiesen.

Anhanguera und seine Begleiter waren die Ersten, welche Ende des 17. Jahrhunderts Sklaven suchend bis an den Rio Cuyabá vordrangen; eine denkwürdige Expedition von dort gegen die Coroá, die heute fälschlich im Mato Grosso Coroados genannt werden, lieferte die Grundlage für die Martyriossage. Zwei Knaben befanden sich bei der Gesellschaft, Antonio Pires und Bartolomeo Bueno, der Sohn des Anhanguera.

Der zuverlässigste Bericht geht auf den Pires zurück, der ihn als erwachsener Mann dem Vater des Chronisten, des Pater José Manoel de Siqueira, abstattete. Siqueira erzählt, die Sklavenjäger seien vom Rio Cuyabá ausgegangen, haben die S. Jeronimoberge, denen sie den Namen gaben, überschritten und seien zu einem Flusse gelangt, den sie wegen seines weissen Wassers Paranatinga tauften. Sie setzten über den Fluss, durchwanderten, ihre Richtung beibehaltend, den Sertão und kamen zu einem

schiffbaren Flusse, den sie einige Tage abwärts fuhren. Derselbe brachte sie zu einem grössern Flusse von der Breite des Cuyabá, — dort war das Land der Coroá. Sie schickten Kundschafter aus, um nach den Indianern zu spähen; bestürzt kehrten dieselben jedoch nach wenigen Tagen zurück mit der Meldung, dass die Niederlassung der Coroá so gross sei wie das Städtchen S. Paulo; so gab man den Plan auf und erreichte, den gleichen Weg heimziehend, wieder den Cuyabá. Während jenes Aufenthalts nun war den Zurückbleibenden ein merkwürdiger Hügel aufgefallen; wegen der wunderlichen Formen des Gesteins, der Säulen, Stufen, Kronen, hatten sie ihn den Hügel der Marterwerkzeuge Christi — „dos Martyrios“ — benannt.

Zwischen den Steinen fanden sie Stücke Goldes, rund wie Spielmarken, mit denen die Knaben ihre Kurzweil trieben; auch die Alten steckten einige derselben zu sich, ohne eine Ahnung zu haben, dass es Gold sei, da man von dessen Vorkommen in Brasilien noch nichts wusste.

Als die kühnen Abenteurer sich glücklich wieder nach der Heimat S. Paulo zurückgefunden hatten, waren die Küstenprovinzen gerade mit der Kunde von den in Minas Geraes entdeckten Goldschätzen erfüllt; auch Bartolomeo und Pires folgten der allgemeinen Bewegung und wuchsen in Minas Geraes zu Männern heran. Sie verheiratheten sich beide in S. Paulo, Pires kehrte an den Cuyabá zurück. Bartolomeo aber, von der Erinnerung an das einst unwissentlich verscherzte Glück geplagt, setzte bei der Regierung durch, dass er an die Spitze einer Expedition gestellt wurde, welche die Martyrios wiederfinden sollte. Er versuchte von Goyaz aus drei Jahre vergeblich, dieses Ziel zu erreichen und ging über den ungeheuern Anstrengungen zugrunde, angesichts dreier in der Ferne winkenden Bergspitzen, die er für die Martyrios hielt.

Ebenso erfolglos verlief eine andere von Goyaz aus mit 300 Mann unternommene Expedition des Amaro Leite; sie kam in trostloser Verfassung am Rio das Mortes heraus. Und noch viele andere Züge, stets vergeblich, wurden von Goyaz und S. Paulo abgeschickt. Im Jahre 1820 versuchte der Pater Lopes von Diamantino aus sein Heil — nur wenige Theilnehmer entrannen dem Hungertode und den Angriffen der Arinosindianer.

Die neuern Expeditionen endlich, einschliesslich der Reise des Italieners Bossi im Jahre 1862, machten sämmtlich ein mehr oder minder tragisches Fiasco.

Während also nach der Beschreibung des Siqueira die Martyrios zwischen dem Paranatinga und dem obern Schingú liegen müssten, deuten andere Nachrichten nach dem Gebiet zwischen Tapajoz und Paranatinga, wieder andere weisen an einen Nebenfluss des Tocantins und endlich an den Araguay selbst.

Die Frage wird durch den Umstand, dass auch in der Provinz Pará eine Martyrioslegende cursirt, doppelt interessant, aber auch doppelt schwierig. So berichtet Siqueira: „Es gab in der Capitanie Pará eine Ueberlieferung, dass die Jesuiten grosse Minen im Innern des Sertão besässen. Und die Vorsicht, mit welcher eben diese Jesuiten an den Ufern des Tapajoz ein Magazin unterhielten, das sie alle Monate mit Lebensmitteln ausrüsteten, ohne dass jemals die Hinbringenden mit den Abholenden zusammentrafen, was bedeutete sie? Man darf annehmen, dass die Jesuiten mit einer solchen Vorsichtsmassregel das Geheimniss der gefundenen Minen, die ohne Zweifel die Martyrios waren, zu bewahren suchten; und dass sie, mehr als das, ihren Zweck auch erreichten."

Eine Bemerkung des Luis d'Abricourt verweist wieder auf den Schingú. „Unter den wegkundigen Sertanistas von Pará besteht die fortdauernde Tradition, dass die Jesuiten reichlich Gold von dem Flusse Schingú bezogen."

Heutigentags haben die Kautschukhändler am untern Schingú den Nebenfluss Iriry im Verdacht, dass an seinen Ufern die Goldstätte zu suchen sei. Von den Indianern werde mit einer Bestimmtheit, die keinen Zweifel erlaube, berichtet, dass an seiner Mündung mehrfach goldführende (weisse) Männer im Besitz von Rindvieh erschienen seien; obwol der Iriry wie der Schingú dort, wo sich beide vereinigen, von gebirgigem Terrain eingefasst werden, und keiner der bekannten Indianerstämme Rindviehzucht treibt. Es ist bemerkenswerth, dass andererseits die Eingeborenen, welche an dem rechten Nebenfluss des Tapajoz, dem Jauan-Xim, wohnen, die Angabe machen, man könne von ihrem Flusse aus zu einem andern, viel grössern, gelangen, der in seinem Oberlaufe rindviehreiche Weidegründe durchströme.

Das ist der Sagenkreis der Martyrios, die schon so manches Matogrossenser und Paraenser Herz auf die Folter bangster Erwartung gespannt, bisher aber keinem die ersehnte Seligkeit beschert haben. Da auch wir, wie ich trauernd vorhersagen will, nicht glücklicher gewesen sind als die frühern Expeditionen, will ich wieder den Boden realerer Verhältnisse betreten und die Bedeutung des Schingú, welche für den Handel und Verkehr der Provinz in Frage kommen könnte, mit einem kurzen allgemeinen Ueberblick des Mato Grosso darlegen.

ZWEITES KAPITEL.

MATO GROSSO.

Sicherlich ist auch der gesegnetste Fleck Erde ohne die beiden Hauptthebel allen modernen Fortschritts, Arbeitskräfte und Verkehrsmittel, nichts weiter als ein Paradies; es liegt mit seiner Schönheit, seinen Schätzen Jahrtausende zurück. Und der Mensch hat sich an den über sein Geschlecht verhängten Fluch im Laufe der Zeiten so gewöhnt, dass er nirgendwo unzufriedener ist als im Paradiese.

Nun will ich nicht das Mato Grosso über die Maassen verherrlichen und es als den Garten der Schöpfung preisen, allein fürwahr, das Misverhältniss zwischen der Productionskraft, der Grösse des Landes und seiner Rolle — im Weltverkehr? bewahre — im Verkehr mit dem eigenen Reich, ist bedauerlich gross. Wir lachen über den Yankee, der keinen Berg und keine Burg bewundern kann, ohne sich und andere mit der Frage zu quälen, wo und wie die fehlende Eisenbahn am besten anzulegen sei, aber wir, aufgewachsen in einem verkehrs- und volkreichen Lande, dessen Boden in allen Höhen und Tiefen ausgenutzt wird, können nicht ohne Unruhe die enormen brachliegenden Gebiete ferner Welttheile betrachten; wir müssen überlegen, wie wir dem eigentlich in seiner ungestörten Ruhe sehr zufriedenen Bewohner am besten das Glück der Arbeit aufnöthigen.

Der Matogrossenser befindet sich in einem ungünstigen Zwischenstadium; er steht mit dem einen Fuss in der Vergangenheit und tastet mit dem andern nach der Zukunft. Die schrille Maschinenpfeife der Civilisation hat ihn aus dem thatenlosen Traume seines Daseins erweckt; er weiss den süssen Schlummer wohl zu schätzen, und doch gaukeln in dem Dampfnebel der neuen Aera verlockende Bilder von Wohlhabenheit, Luxus, raffinirtern

Genüssen an seinem halbverschlafenen Auge vorüber. Seine Ansprüche stehen nicht im Verhältniss zu seinen Leistungen; er hasst fremde Hülfe und wünscht sie zu gleicher Zeit herbei; er kann ohne sie nicht vorwärts kommen und sie bleibt aus. Nur mit vieler Geduld, Geschicklichkeit und Thatkraft ist die schwierige Lage zu überwinden.

Welche Summe von Arbeitskräften, aber auch welch einen Apparat von Verkehrsmitteln könnte dieses Land unterbringen! Auf einem Gebiet, grösser als Deutschland, Frankreich, Italien und die halbe Schweiz zusammengenommen, wohnt eine Bevölkerung — wenig über 70,000 — wie sie etwa Halle, die sechsundzwanzigste im Rang der deutschen Städte, aufweist! Sie besteht überwiegend aus Mischlingen von Weissen, Indianern und Negern in allen denkbaren Zwischenformen; das zahlreichste Element stellt wol die europäisch-amerikanische Kreuzung. Ungefähr ein Zehntel der Bevölkerung — 7000 — sind Sklaven. Dazu kommen die meist im Zustande wilder Unabhängigkeit lebenden Indianer, deren Zahl man auf 24000 anschlägt; die Zahmen unter ihnen sind der Verwaltung von 7 „Directorias“ untergeordnet.

Von Städten besitzen nur Cuyabá und Corumbá einige Bedeutung; beide haben einen gewissen Aufschwung seit der Einrichtung der Dampfschiffahrt auf dem obern Paraguay erfahren. Die Correspondenz gebraucht zwischen Rio de Janeiro und Cuyabá 31—32 Tage, dieselbe Zeit, in der man von Rio nach Hamburg und weiter von Hamburg nach New York gelangen könnte. Telegraphen und Eisenbahnen gibt es nicht.

Es ist kein Wunder, wenn der Abordnung eines Offiziers oder Beamten nach dem Mato Grosso, sofern sie nicht die höchsten Posten betrifft, von bösen Zungen ein Beigeschmack von Verbannung nachgesagt wird. „Es ist das brasilianische Sibirien“, meinte ein derart Commandirter. Im Jahre 1879 betrug die Besatzung 1781 Mann, einschliesslich 141 Offiziere, 3 Bataillone (das 8., 19., 21.) Infanterie, 2 Batterien Artillerie, 1 Corpo de cavallaria, die Flotte zählte 10 Kriegsschiffe (1 Panzer, 3 Kanonenboote, 3 Monitors, 3 kleine Dampfer), und eine Bemannung von 80 Marinesoldaten nebst 27 Lehrlingen. Die kleine Festung Coimbra schützt den Paraguay. In dem blutigen Kriege mit dem gleichnamigen Nachbarstaat hatte der südliche Theil der Provinz viel von dem eindringenden Feinde zu leiden.

Was producirt das Land? In welchem Zustande befinden sich Ackerbau, Viehzucht, Handel und Industrie?

Die Entdeckung des Goldes und der Diamanten hatte die erste Anregung zur Einwanderung gegeben; gegenwärtig jedoch stockt der Minenbetrieb so gut wie gänzlich, weil das leicht erreichbare Terrain erschöpft ist und ferner oder tiefer gelegenes nur mit auswärtigen Mitteln in Angriff genommen werden könnte. Diamantino ist verfallen und die wenigen Be-

wohner fristen in seiner Fieberluft ein armseliges Leben. Andere ebenso wenig ausgenutzte Mineralschätze sind in reichlich vorhandenen Eisen- und Kupfererzen geboten; Corumbá exportirt Kalk nach Paraguay; endlich gibt es Salpeter in einigen Höhlen.

Wäre das „Mato Grosso“ wirklich der „dicke Wald“, wie der Name besagt, so könnte man erwarten, in erster Linie kostbare Hölzer unter den Erzeugnissen seiner Vegetation zu finden, allein in dieser Beziehung steht es weit hinter andern Provinzen zurück, weil die ausgedehnte Hochebene mit spärlichem und verkrüppeltem Buschwald bestanden ist und nur längs der Flüsse sich eine oft prächtig entwickelte Waldregion hinzieht, von der die Entdecker die mit Unrecht verallgemeinerte Bezeichnung ableiteten. Die Flussniederung besteht ausserdem aus endlosen, in der Regenzeit überschwemmten Grasebenen.

In den Quellgebieten des Guaporé und der Tapajozarme wachsen Cacao, Vanille, Kautschuk, am obern Paraguay vor allem nahe Diamantino und S. Luis de Caceres, die charakteristische Pflanze des Landes, die hier „Poaya“ genannte Ipecacuanha. Letztere trägt noch am meisten ein; die Sammlung der andern Producte jedoch wird durch die Schwierigkeit und Gefahr des Transports aus den entlegenen Indianergebieten ausserordentlich eingeschränkt. Im Süden, im District von Miranda, gibt es weite Matéwälder, es darf denselben ein um so grösserer Werth beigeschrieben werden, als die Paraguayer selbst diesen ihren stark in Paraguay und den La Platastaaten consumirten Paraguaythee bei der systematisch betriebenen Raubwirthschaft bereits bedenklich abnehmen sehen und ihn schon aus weit entfernten Gegenden holen müssen.

Auf der Chapada, nahe bei Cuyabá, gedeiht ein guter Kaffee. Für den Consum reicht er nicht aus.

Auch Taback muss noch von Goyaz und Paraguay importirt werden; seine Bearbeitung ist höchst unzulänglich und primitiv. Die Cultur von Mandioca, Mais, Reis, Bohnen scheint den Bedarf zu decken.

Die meiste Aufmerksamkeit verdient der Zucker; der von den Ueberschwemmungen abgesetzte Schlammniederschlag kommt den Feldern in dem Maasse zu gute, dass diese 30—40 Jahre ertragsfähig bleiben. Wieder aber fehlt das Geld; seit kurzer Zeit sind zwei „Engenhos“, Siedereien, mit Dampfmaschine begründet worden. Sonst besitzt man nur die einfachsten, durch Wasserkraft oder von Ochsen in Bewegung gesetzten Quetschmühlen. Der Zucker kommt in ungereinigter Form als sogenannte Rapadura, d. h. eigentlich die am Boden des Gefässes sitzen bleibende Kruste, in den Handel. Auf den neuen Siedereien wird mehr Zucker, aber verhältnissmässig bedeutend weniger Branntwein (cachaça) gewonnen.

Ueberall macht sich der Mangel der producirenden Bevölkerung geltend. Eine geringe Belebung, besonders für die Kautschuk- und Matédistricte, hofft die Regierung von der Errichtung von Militärcolonien in grösserm Umfange. Bisher sind deren sechs vorhanden. Eine der grössten ist die Colonie von S. Lourenço; dort befand sich 1880 eine Bevölkerung von 157 Seelen (53 Soldaten, 49 Frauen [47 Paraguayerinnen], 11 bürgerliche Ansiedler und 44 Kinder). Man baute Mandioca, Mais, Reis und Bohnen für den Consum, und pflanzte Zuckerrohr; die überschüssigen Erzeugnisse wurden in Corumbá auf den Markt gebracht. Der Nachtheil dieser Form der Besiedelung liegt in dem Umstande, dass der Soldat, welcher jeden Augenblick abcommandirt werden kann, nicht so persönlich an der Arbeit interessirt ist, wie der bürgerliche Colonist es wäre.

Im allgemeinen schreibt man die grösste Leistungsfähigkeit des Mato Grosso der Rinderzucht zu. Das Rindvieh wurde im Jahre 1739 eingeführt; es findet auf den ausgedehnten Campos und Weiden vortreffliches Fortkommen, besonders nahe bei Miranda und in dem Quellgebiet des Jaurú an der bolivianischen Grenze. Die grösste Besitzung umfasst hier ein Areal von 240 Quadratlegoas und zählt eine Kopfstärke von 600000 Stück. Man hat es verstanden, Indianer zum Dienst heranzuziehen; besonders ist dies mit den Bororos und den Parecis gelungen. Die Zucht hat jedoch mit einem grossen Uebelstand zu kämpfen; es mangeln die Pferde und Maulthiere, mit denen die Heerden zusammengehalten und eingetrieben werden müssen. Die letztern werden grossentheils eingeführt und sind deshalb ein kostspieliger Artikel. Eine Seuche, welche der Beschreibung nach mit den Symptomen einer acuten Myelomeningitis des untern Rückenmarks auftritt, lässt alle Versuche, die Thiere in der Provinz selbst zu züchten, in der empfindlichsten Weise scheitern. So verwildert das Vieh, und endlose Besitzstreitigkeiten zwischen den Nachbarn sind die Folge.

Nach allem wird man kein glänzendes Bild des commerziellen Zustandes erwarten. Exportirt werden in kleinem Maassstabe Gold, Diamanten, Droguen, Rinder, Häute, Knochen, Hörner, doch betrug 1872 der Export (für 133224 Mark) nur $^1/_{15}$ des Imports (für 2,073586 Mark). Es ist nicht anzunehmen, dass dieses Misverhältniss seither wesentlich anders geworden sei. Die Kaufleute beziehen ihre Waaren von Rio oder von Montevideo, der directe Verkehr mit Europa ist minimal.

Nach dem vorstehenden Ueberblick möge eine flüchtige Erörterung der vorhandenen und projectirten Verkehrswege zu unserm unmittelbaren Thema zurückleiten.

Der bei weitem grösste Theil der Provinz wird durch die Hochebene gebildet, die Besiedelung jedoch ist naturgemäss der Verästelung der Quell-

flüsse des Paraguay gefolgt und hat sich über die fruchtbare Niederung zerstreut, gegen welche das Plateau, ein in classischer Weise erodirtes Sandsteinmassiv, als eine mehr oder minder steile Mauer kastellartig abfällt. Obgleich nun auf der Hochebene die zahlreichen Erhebungen und Thäler in Rechnung zu ziehen sind, würde dieselbe doch der Anlage guter Fahrstrassen keine beträchtliche Schwierigkeit entgegenstellen; nichts dergleichen ist aber vorhanden. Was von Strassen existirt, ist für Fuhrwerke kaum praktikabel und nur für die beladenen Ochsen oder Maulthiere passirbar. Die Verkehrswege in der Niederung gerathen während der Regenzeit durch Ueberschwemmung oder Versumpfung in den bedenklichsten Zustand. Dazu kommt der Mangel an Brücken. Die Noth ist erfinderisch; ist kein Kanu zur Stelle und Durchwaten unmöglich, so geschieht der Transport der Waaren und die Beförderung der Nichtschwimmer auf der sogenannten Pelota, einer hartgetrockneten, an den Ecken aufgebogenen Ochsenhaut, in welcher der Passagier wie eine Ameise auf einem Blatt die Wasserfahrt vollführt; von einem oder zwei Schwimmern wird sie an einem Leitseil nach Wunsch bugsirt.

Der Refrain bleibt ewig derselbe: für die Vervollkommnung fehlt es am Gelde. Von Cuyabá aus führen drei „Strassen", welche eine besondere Aufmerksamkeit verdienen. Die erste bringt nach dem ungefähr 200 km entfernten Diamantino: das ist der Weg über den Tapajoz zum Amazonenstrom. Die zweite vermittelt den jetzt sehr geringen Verkehr mit Goyaz, der Hauptstadt der gleichnamigen Nachbarprovinz: sie geht über die Chapada und erreicht mit 660 km einen Militärposten am Araguay, von wo aus noch 323 km zum Endziel fehlen. Endlich, die wichtigste Route, weil sie die kürzeste Verbindung mit S. Paulo darstellt und deshalb für die projectirte Eisenbahnlinie nach Rio de Janeiro in Frage kommt, passirt den Rio S. Lourenço und dessen Nebenfluss Piquiry (475 km), um sich dem (1151 km) südöstlich von Cuyabá oberhalb der Vereinigung des Paranaiba und des Rio Grande zum Paraná gelegenen Städtchen St. Anna do Paranaiba zuzuwenden. Da die Strecke Cuyabá-Piquiry in der Regenzeit die beschriebenen Nachtheile bietet, hat man mit Rücksicht auf das Bahnproject den Weg über die Hochebene, die Serra da Chapada oder de S. Jeronimo in Ueberlegung gezogen. Im Jahre 1846 hat der Oberst Lassance, 1879/80 Franc. Ant. Pimenta Bueno, dessen Memoire ich viele der angeführten Daten entlehne, das Terrain untersucht, der letztere über die Militärcolonie von S. Lourenço weg dem Rande des Plateaus die gerade Richtung auf St. Anna innehaltend. Er berechnet die Linie bis Rio auf 2013 km (Cuyabá-St. Anna mit dieser Abkürzung 930, St. Anna-Rio 1083 km), 7 Tage Fahrzeit.

Dem St. Annaproject steht ein anderes vom Jahre 1876 gegenüber, das von Miranda ausgeht, vielleicht billiger, aber unverhältnissmässig umständ-

licher ist. Von Rio Eisenbahn bis zum Fall von Dourados (753 km — 3 Tage) Schiffahrt auf dem Paranapanema, Paraná, Ivinheima und Brilhante (914 km 3 Tage), nach Sete Voltas, von hier nach Miranda Eisenbahn (270 km — 3 Tage), von Miranda auf dem Miranda, Paraguay, S. Lourenço und Cuyabá Schiffahrt nach Cuyabá (1420 km — 8 Tage), zusammen 3357 km und 17 Tage.

Wie nothwendig die Herstellung eines Verkehrswegs mit den Küstenprovinzen für das Mato Grosso ist, hat der Paraguaykrieg nur zu schlagend bewiesen. Es ist ein Unding, dass der Weg nach der Reichshauptstadt drei fremde Staaten passirt.

Ist denn keiner der zum Norden strömenden Riesenflüsse geeignet, die isolirte Binnenprovinz mit der grossen Handelsstrasse zu verknüpfen?

Die Hauptbeziehung, welche mit der Provinz Pará unterhalten wird, betrifft das Guaraná. Die Paste dieser Frucht (Paullinia sorbilis), welche namentlich zwischen dem untern Tapajoz und Madeira vorkommt und am besten von den Maueindianern präparirt wird, ist das Lieblingsgetränk im Mato Grosso und in einem Theile Boliviens an Stelle des Kaffee. Sie ist steinhart und wird mit einer Feile oder mit der knöcherigen Zunge des Pirarucufisches fein gerieben und mit Zucker und Wasser versetzt. Sie findet auch medicinische Verwerthung, zumal gegen Kopfschmerz und Diarrhöe, ihr Misbrauch erzeugt Nervosität und Schlaflosigkeit. Das Guaraná ist um so wichtiger, als es einen sehr kostbaren Handelsartikel darstellt. Am Ort seiner Bereitung hat es einen Preis von ca. 100 Mark pro 15 kg; in Cuyabá kostet im Detailverkauf eine ungefähr 25 cm lange Gurke, die zerbrochen ein feines Arom entsendet, 16 Mark, immerhin billig im Vergleich zu unsern Apothekern, die 10 Gramm zu 90 Pfg. verkaufen (also 1 kg = 90 Mark, statt des Kaffee unerschwinglich). Zuweilen erfährt der Preis im Mato Grosso eine enorme Steigerung.

Die Händler fuhren in frühern Zeiten von Diamantino aus durch den Rio Preto in den Tapajoz und tauschten an seinem Unterlauf das Guaraná gegen Gold, Diamanten, Häute ein, indem sie zugleich Salz, Eisenwaaren, Pulver, Schrot u. dergl. erwarben. Nachdem die Dampferlinie auf dem Paraguay eingerichtet ist, hat der Tapajoz diese Bedeutung verloren. Der Fluss ist, wenn auch nicht zu jeder Zeit für alle Fahrzeuge, gut schiffbar bis ungefähr 300 km oberhalb seiner Mündung, wo auf dem linken Ufer Itaituba (4° 16′ 47″), die Hauptstadt eines der an einheimischen Producten reichsten Municipien Parás liegt. Weiter aufwärts sind die Hemmnisse durch Stromschnellen und Wasserfälle zu gross, als dass sich an diesen Weg die Hoffnung eines florirenden Verkehrs knüpfen liesse.

Unzweifelhaft würde es als die für das Mato Grosso glücklichste Combination erscheinen, wenn es möglich wäre einen Landweg zwischen

Diamantino und Itaituba zu eröffnen, denn der Export von Rindvieh nach Pará, wo es einen ganz erheblich höhern Werth besitzt, könnte sich zu einem höchst vortheilhaften Geschäft entwickeln. Doch befindet sich dieser Plan bei dem Mangel aller Kenntnisse über das flusseinwärts liegende Terrain in einem embryonalen Stadium.

Der Madeira, für den zukünftigen Verkehr zwischen Amazonas und Bolivien, wenn ihm seine Bedeutung nicht durch den Purús streitig gemacht wird, in erster Reihe wichtig und werthvoll, kann das matogrossenser Problem nicht aus der Welt schaffen, da er auf weitem Umwege in die ödesten und ungesundesten Gebiete der Provinz hineinreicht.

Auch der Araguay-Tocantins kommt wenig in Betracht; er vermag nicht einmal die Isolirung der Provinz Goyaz, die vielleicht noch ärmer ist als das Mato Grosso, aufzuheben, obwol dieselbe den grössern Theil ihres Laufs umfasst.

Hiermit sind wir wieder an den Schingú angelangt, der die letzte noch offene Möglichkeit bietet. Die durch den Wunsch, ein allgemeines Bild der Verhältnisse zu skizziren, gerechtfertigte Abschweifung war schon aus dem Grunde unerlässlich, weil erst jetzt der diesen Dingen fernstehende Leser die Auffassung richtig zu beurtheilen im Stande ist, welche unserm Plan, den Schingú zu erforschen, im Mato Grosso entgegengebracht wurde. Erst in zweiter Linie sprach man von einem geographischen Problem, von einer anthropologisch-ethnologisch interessanten Aufgabe; zunächst aber gab man unserm Plan den Titel: die Strasse von Cuyabá nach Pará.

Und in der That mit vollem Recht. Denn was hatte bisher die merkwürdig stiefmütterliche Behandlung des Schingú verschuldet, der doch fast in dem ganzen vor unserer Reise bekannten Theil von allen Nebenflüssen des Amazonas zuerst bekannt geworden war? Für den Unterlauf war das in dem Respect vor den Katarakten und vor den Indianern, für das Quellgebiet in der Einsamkeit der öden Hochebene und ebenfalls in der Indianerfurcht begründet. Bis zu welchem Grade jedoch diese Gefahren den Werth des Stroms beeinträchtigten oder gar illusorisch machten, war eine vollkommen offene Frage. Mochte das Ergebniss einer Schingúexpedition wie auch immer ausfallen, dieselbe war im commerziellen und strategischen Interesse der Provinz allmählich eine gebieterische Nothwendigkeit geworden.

Wie sehr die Lücke in unserm Wissen empfunden wurde, erhellt aus dem Umstande, dessen Erwähnung ich dem Andenken des unermüdlichen und kühnen Crevaux schuldig zu sein glaube, dass auch dieser Forscher, wie aus seinen letzten Briefen hervorgeht, an seiner Absicht, den Schingú zu bereisen, nur durch den tragischen Tod am Pilcomayo verhindert worden ist.

DRITTES KAPITEL.

VON ASUNCION NACH CORUMBÁ.

G egen Mitte Februar 1884 waren wir von Buenos-Ayres abgefahren und nach sechs Tagen in Asuncion angekommen.

Die paradoxe Hauptstadt Paraguays ist bereits oft geschildert worden; auch bildete sie auf unserer Reise nur eine Durchgangsstation, bei der länger zu verweilen, den Rahmen der Aufgabe überschreiten würde. In Erwartung des Cuyabádampfers verbrachten wir dort drei sorglose und genussreiche Wochen, in denen wir uns bemühten, Portugiesisch zu lernen und Spanisch zu vergessen. Durch den Umgang mit einigen gebildeten und landeskundigen Deutschen wurde uns der Aufenthalt besonders nützlich. Mit Bedauern gewahrten wir die allgemeine tiefe Verstimmung über den unglücklichen Zustand der deutschen Colonie S. Bernardino. Selbst die Herren, welche sich mit der grössten Begeisterung über die unerschöpflichen Vorzüge Paraguays aussprachen, betrachteten die Colonie als ein verfehltes Unternehmen; es scheint, dass die Ueberzahl der Einwanderer für den neuen Beruf durchaus untaugliche Elemente gewesen sind. Zudem ist weder die Beschaffenheit noch die Lage des ausgesuchten Landes die beste.

Es mag sein, dass Paraguay sich in einigen Jahrzehnten von den Schlägen des verheerenden Krieges erholen wird, allein gegenwärtig hat es keinen Markt. Die Fracht kommt so theuer zu stehen, dass es ihm unmöglich ist, mit Argentinien zu concurriren. Man hört deshalb einige energische Stimmen sich frei dahin äussern, dass es für den Staat, so sehr auch die politische Ausführbarkeit ausgeschlossen sei, das Beste wäre, wenn er von Argentinien — er sei ja in Wahrheit nichts als dessen Nordostecke — einfach annectirt würde; selbständig bleibe er ein schwächlicher Körper,

vorderhand ohne Aussicht, sich gesund zu entwickeln. Nun, auch Brasilien wäre gern bereit, den kleinen Wildfang, wenn er im Leben schlecht vorwärts kommen sollte, zu adoptiren, damit es sich für den früher erlittenen Schaden bezahlt machen könnte.

Es scheint in Paraguay zu sein wie übrigens an manchen Orten anderwärts: bring Geld mit, und du kannst ein reicher Mann werden. Alles wächst, was du pflanzest, der Boden ist fruchtbar, dein Gut wird nicht durch schlimmere meteorologische Unbilden gefährdet, die Viehzucht ist eine höchst ergiebige Quelle des Wohlstandes, deine Arbeiter endlich, die

Calle Las Palmas in Asuncion.

zuverlässig und fleissig sind, allerdings richtig behandelt sein wollen, kosten 5 Dollars pro Monat, leben von Mandioca und sind zufrieden, an einer beliebigen Stelle zu schlafen; du kannst dein Haus mit europäischem Comfort ausstatten, deine Zeitungen, deine Bibliothek halten, dir nach Geschmack Liebhabereien erlauben, — kurz du lebst so gut wie ein etwas isolirter Gutsbesitzer in Deutschland oder England und prosperirst besser. Dagegen komm als unbemittelter Colonist mit leeren Händen: du findest sofort für stramme Arbeit eine gute Unterkunft, — aber wenn du nicht eine Ausnahme von der Regel bist, bleibt es dabei. Ueberlege deshalb wohl, ob es dich verlockt, nach Paraguay auszuwandern und den vielfachen Schwierigkeiten, die im Anfange zu überwinden sind, die Stirn zu bieten, nur um

schliesslich wie ein wohlhabender Bauer daheim zu leben: das kannst du haben; dann beschäftige dich aber nicht mit staatsverbessernden Projecten, sondern arbeite für den Consum im Lande.

Wir verliessen Asuncion am 20. März. Es liegt von Buenos-Ayres 2000 km, von Cuyabá 2100 km gerechnet, ungefähr in der Mitte zwischen dem Anfange und Ende unserer Dampferfahrt. Von Asuncion bis zur brasilianischen Grenze an der Mündung des Rio Appa nimmt man 567 km an, bis Corumbá 1190 km. Clauss hatte sich darauf gefreut, die Reihe unserer Beobachtungen würdig mit der Bestimmung von Asuncion beginnen zu können, da man in Buenos-Ayres glaubte, die Telegraphenverbindung werde gerade fertig sein; dieselbe war jedoch bei Humaitá noch nicht durch den Fluss geführt.

Auszüge aus den in Tagebuchform geschriebenen Briefen, die ich von Corumbá und Cuyabá nach Hause schickte, mögen die Eindrücke der Reise unmittelbar wiedergeben.

An Bord des „Rapido", 22. März.

An beiden Ufern paraguayisches Gebiet; spät den ersten Abend sahen wir am rechten Ufer, auf welches Paraguay sowol wie Argentinien Anspruch erhoben hatten, drei stille Lichter: sie repräsentirten die frühere Villa Occidental oder jetzt Villa Hayes, wie sie zu Ehren des Schiedsrichters in dem Streite umgetauft worden ist.

Der Chaco, die südamerikanische Prärie, der unabsehbare Jagdgrund wilder und kühner Reiterstämme, gewährt in grossen Partien vom Flusse aus einen verzweifelt reizlosen Anblick. Leicht zählbar, wie Staubwedel mit langen Stielen, stehen die Carandápalmen über die wellige Grasebene zerstreut; selbst wo sie in der Ferne zusammenrücken, schaut man zwischen den Stämmen durch wie über ein Nadelkissen weg.

Nachdem wir den Wendekreis überschritten, scheint die Natur die geographische Eintheilung bestätigen zu wollen. Sie zeigt sich in prächtig tropischem Gewande von schweren, satten Farben. Ueppige Laubwaldung tritt auf mit dichtem Untergestrüpp, hier und da ist ein Stückchen Wiese vorgelagert, breitblättrige Wasserpflanzen, von hellvioletten Blütenkegeln durchsetzt, wuchern längs des Uferrandes und fluten in den Dampferwellen auf und nieder. Die Thierwelt verhält sich still, zuweilen scheuchen wir einen Reiher oder einen Flug Enten auf. Heute früh stellte sich der erste Indianer ein; grinsend und freundlich die weissen Zähne fletschend schoss er im Kanu vorüber. Nachmittags passirten wir die „Colonia francesa". Am Ufer stand eine Gesellschaft dunkelbrauner Gestalten, die Mehrzahl reine Indianer, die Weiber mit nacktem Oberkörper, bis an die Knie in dünne, flatternde Tücher eingehüllt. Eine Dame spazierte unter einem

knallrothen Sonnenschirme. Gegen Abend wurde das Bild samoanisch. Mit dunkelgrünem Pflanzenkleide überdeckte rundliche Hügelrücken in der Ferne, vorn ein schmaler, palmenreicher Strand.

Wir sind unsrer etwa 24 Passagiere erster Klasse. Das Essen ist recht gut; die Lieblingsspeise der Brasilianer, die berühmten schwarzen Bohnen mit Salzfleisch, munden uns als eine vortreffliche Hausmannskost. Wir wundern uns, wie Einzelne, die kein Brot essen, die hart- und feinkrümelige Farinha unweigerlich den verschiedenartigsten Gerichten zusetzen. Der uns gegenübersitzende Zahlmeister Don Julio behauptet, die Farinha sei sehr theuer, und entwickelt die neue und überraschende Theorie, dass Nährwerth und Geldwerth auf dieselbe Stufe zu stellen seien. Schauerlich ist der sogenannte Wein; man muss ihn ja bei der Hitze herunterschlucken, aber man windet sich dabei innerlich wie ein Korkzieher. Nach Tisch Kartenspiel und Musik. Eine Dame trug „La fileuse“ und „La harpe éolienne“ vor, ein Herr folgte mit verschiedenen, flott und fingerfertig losgewirbelten Oberflächlichkeiten; Clauss eroberte sich die Herzen durch Zitherspiel und Schnadahüpfln, beides gleich unbekannt und neu in diesen Gewässern. Er sang mit Wilhelm eine Anzahl Volks- und Studentenlieder; Sentimentales oder burschikos Turbulentes machte den meisten Eindruck. Seine Stimme erwarb sich allgemeine Anerkennung, „como de ferro“, wie von Eisen, „como um vapor“, wie ein Dampfer. —

Spät abends passirten wir die brasilianische Grenze. Wir freuten uns nicht wenig, den grossen Bären zum ersten mal wieder in seiner vollen Pracht zu begrüssen; er steht auf dem Kopfe; was bei uns zu oberst sitzt, das Reiterchen, findet sich zu unterst. Gegenüber unserm Freunde breitete sich der unvergleichliche Orion aus, — wie kann man nur darüber streiten, welcher Hälfte des Firmaments der Preis der Schönheit gebühre, wenn hier alle die edelsten Juwelen zu einem einzigen Schmuck vereinigt erscheinen? War dort nicht der mächtige Jupiter, der röthliche Mars, der wunderliche Haken des Krebses? Eben hatte sich der Skorpion mit dem Antares über den Horizont erhoben. Klar leuchtete der Canopus. Die erhabene Uhr des am Lagerfeuer wachenden Jägers, der Stolz des Schiffers, das südliche Kreuz thronte ruhigen Glanzes über dem Lande, dem es lange Zeit den Namen lieh; neben ihm funkelten die beiden grossen Sterne des Centauren, — kurz, einen festlichern Prunk kann der Himmelssaal nicht entfalten als in einer solchen mondlosen Tropennacht auf dem Wasser. Breite Schimmerstreifen standen, beleuchteten Pfählen ähnlich, in der entferntern Flut des Stroms; nahe dem Schiffe zuckten die goldenen Dukaten hin und wieder in endlosem, das Auge fascinirendem Spiele, zuweilen für einen Moment nur in ein langes schillerndes Band ausgezogen. Aber als Gott die Sterne schuf, machte der

Teufel die Moskitos. Je mehr der liebe himmlische Vater der leuchtenden Punkte aussäete, den Menschenkindern zur Bewunderung, eine desto dichtere, schwärmende Wolke der schwarzen Punkte blies der leidige Satanas über die Erde, den Menschenkindern zur Qual. Wo die Luft mit diesem „Henkersgesind", wie es ein alter Missionar genannt hat, gefüllt ist, kann man standhaft sein und trotzig, aber andächtig zu sein ist unmöglich. Das bringt selbst der indische Fakir nicht fertig; er weiss wol, wozu es gut ist, den Körper über und über mit dem heiligen Schlamm des Ganges zu bestreichen. Ich will zu schlafen versuchen. Vielleicht gelingt es mir, trotz der summenden Blutsauger den Schlummer zu finden, wenn ich im Stillen die lange Reihe der Beweise recapitulire, dass wir in der besten aller denkbaren Welten leben.

Der Pão de Assucar.

23. März. Aus der Cabine an Deck geflüchtet; ein hartes Lager auf dem horizontalen Holzgitter am Heck. Um 5 Uhr hielten wir eine Weile; sofort Massenangriff des Feindes mit lauter Feldmusik. Auch Don Julio, der in seiner Hängematte unablässig schaukelnd über mir geschlafen, packte fluchend seine Bettstatt in ein Bündel und zog von dannen. Das war doch ein kleiner Trost. Gegen 8 Uhr näherten wir uns dem Pão de Assucar (Zuckerhut), einem schönen, grünen Kegel, in einer ungefähr 12 km langen und 6 km breiten, niedrigern Berggruppe, welche den Namen Fecho dos Morros (Bergriegel) führt. Auf dem gegenüberliegenden linken Ufer befindet sich ein isolirter Berg, und eine felsige Insel von 1,5 km Länge und 400 m Breite trennt ausserdem den eingeschnürten Fluss

in zwei Arme, sodass die Bezeichnung recht zutreffend erscheint. Der Zuckerhut, 507 m hoch, erhebt sich 412 m über den Strom.

Etwa eine halbe Stunde, bevor sich der Riegel vor uns öffnete, war der Anblick grossartig schön; Palmen im Vordergrunde, aber ein Stück echter Königssee; die Bergumrisse in brillanter Beleuchtung abgesetzt und doch die Landschaft von einem wundervollen Morgendufte verklärt.

Im Vordertheile des Schiffes wirthschafteten ungefähr 50 brasilianische Soldaten, die meist mit einem etwas belasteten Gewissen, wie ebenso etliche der uns begleitenden Offiziere, wenn auch mit fröhlichem Herzen, da der Dienst im Mato Grosso nicht zu schwer gehandhabt wird, die lange Reise angetreten haben. Nur ein armer Teufel sitzt, die Füsse angekettet, betrübten Gesichts neben der Maschine: er ist geisteskrank.

Meist sind es stark in dunkelbraun oder schwarz schattirte Gestalten; einige sehen aus, als ob man sie direct vom Kongo importirt hätte. Sie haben blaue Mützen mit rother Troddelquaste vorn und goldnem Sterne. Einer heisst der „Gigante"; dieser lange schlachtgerüstete Mohr misst angeblich 11 palmas = 2 m 22 cm(?). Auch ein Armenier im lilagestreiften Kaftan, rothen Gürtel und Tarbusch, der den Sündern des Mato Grosso Rosenkränze verkaufen will, ist ein Reisegefährte vom Zwischendeck. Letzteres befindet sich vorn und ist weitaus der angenehmste, luftigste Aufenthalt. Längsseits liegt eine Chata, ein flaches Boot mit Ladungskrahnen, das Kohlenvorrath transportirt; hier treiben sich die Herrschaften den ganzen Tag lärmend umher — spielen Karten, machen ihre Toilette, essen ihre Bohnen, wühlen mit den schwarzen Fäusten nach dem Hartbrot in der Blechbüchse, waschen die Teller, faulenzen und sind immer lustig. So stellen Afrika, Amerika, Asien, Europa ihre Vertreter an Bord.

Jenseit des Pão de Assucar wurde die Gegend traurig, traurig. Links Wiese, rechts die Chacopalmen, Langeweile auf der einen Seite gähnend, Nervosität von der andern prickelnd; über dem Ganzen erschlaffende Hitze. Ein öder Sonntag. Man schlief, rauchte, brütete stumpfsinnig dahin. Eine Frau Major malte stundenlang lapidare Schriftzüge in ihr Tagebuch; das schwarze Haar hing aufgelöst über ein hinten am Halse befestigtes Handtuch. Auch nach dem Essen keine Stimmung; niemand hatte die Kraft, das Klavier zu öffnen. — Es ist Mitternacht vorbei. Wilhelm hockt mit seiner Cigarette thatenlos gegenüber und weiss nicht, ob er nicht allmählich Schlaf haben müsste; Clauss liegt draussen irgendwo in bewusstlosem Zustande. Das Jammerbild von Kerzenlaterne, bei der ich schreibe, flackert im Nachtwinde; eine praktische Spinne fängt am Glase die Moskitos ab. Zuweilen entsendet die knarrende Steuerkette musikalische Töne,

a mit einem Violinschlüssel davor, behauptet Wilhelm. Schliessen wir die Acten.

24. März. Den frühen Vormittag derselbe Mangel an Gegend wie gestern. Zwischen 8 und 9 Uhr tauchten die Berge von Forte Coimbra auf; um 10 Uhr lagen wir vor der kleinen, hübschen Festung. Recht hübsch ist sie — das bekannte eingeknickte Vieleck mit steilen Mauern, Eckthürmchen, Zinnen, — klein ist sie auch, denn besondere Terrainschwierigkeiten abgerechnet, muss man in einer Viertelstunde bequemen Umgang machen können. Unbegreiflich aber ist uns geblieben, wie sich die Festung vor der Geschützwirkung vom Flusse aus behaupten kann. Der Hügel, an den sie anlehnt, ist so steil, und die Mauern sind so niedrig, dass wir an Bord genau Jeden beobachten konnten, der über den Hof ging, ja mehrere Personen, die sich in den Zimmern des uns die Front zukehrenden Hofgebäudes beschäftigten. Die in der Mitte der Vordermauer stehende Flaggenstange deckte mit ihrer Spitze die Zinnen der höchsten Hintermauer. Dabei lag unser Schiff weit näher dem rechten Ufer, wo sich die Festung so offenherzig erhebt, als dem linken, und der Paraguay hat hier eine Breite von 600 m. Zweimal ist Coimbra angegriffen und tapfer vertheidigt worden. Im Jahre 1801 wurde es von den Spaniern unter Führung des Gouverneurs von Paraguay belagert. „Da er mit bedeutender Uebermacht erscheine“, so schrieb der feindliche Feldherr, „und sich die Niederlage der Garnison mit Gewissheit prophezeien lasse, fordere er kategorisch zur Uebergabe binnen einer Stunde auf“. „Ich habe die Ehre“, erwiderte der Commandant Ricardo Franco, „Ew. Excellenz kategorisch zu antworten, dass die Ungleichheit der Streitkräfte immer ein Element gewesen ist, welches die Portugiesen mit dem Muthe erfüllte, ihren Posten nicht zu verlassen.“ Nach acht Tagen vergeblicher Versuche, den Widerstand der Vertheidiger zu besiegen, kehrten die Spanier nach Asuncion zurück.

Im Jahre 1864 wurde Coimbra von den Paraguayern eingenommen. Die Aufforderung zur Uebergabe war auch dieses mal dem weit überlegenen Feinde abgeschlagen worden. 48 Stunden hielt die Festung den Angriff von der Land- und Flussseite aus; in der folgenden Nacht — soll man die Brasilianer trotz ihres Unsterns nicht beglückwünschen und über die Paraguayer lachen? — schiffte sich die aus 155 Mann bestehende Garnison auf ihrem Dampfer ein und entkam nach Corumbá, ohne dass die Belagerer, über 4000 Mann mit 5 Dampfern, 3 Schonern und 2 armirten Flachbooten, das Geringste bemerkten.

Die sonderbare Anlage des Fort mag sich dadurch erklären, dass es ursprünglich (Ende des vorigen Jahrhunderts) als ein Bollwerk gegen die Guaicurús gebaut wurde. Diese Indianer richteten 1778 auf ihre Art

schlimmes Unheil an; sie machten in aller Freundlichkeit und Friedfertigkeit einen Besuch und metzelten plötzlich 54 arglose Personen nieder, worauf sie blitzschnell das Feld räumten und verschwanden.

Gegenwärtig gilt Coimbra als der Schlüssel des obern Paraguay. Die Besatzung soll 50 Mann betragen und 17 Gefangene. Ungefähr 2 km oberhalb befindet sich eine berühmte Tropfsteinhöhle.

Nachdem wir wieder lange Strecken charakterlosen Terrains, rechterhand immer Wiese, linkerhand und voraus bewaldete Hügelreihen, durchmessen hatten, erfreuten wir uns abends an einem wunderbar blauen Gebirgszuge, der fern steil aus der Ebene emporsteigt und nach brasilianischen Ansprüchen die Grenze gegen Bolivien bildet. Herrlicher Sonnenuntergang mit prächtigen Reflexen im Wasser; ein sanftes Gewoge von lichtem Azurblau und klarem Feuergelb, in welches sich vom Ufer her dunkelolivengrüne Schatten spielend hineinmischten.

Die Gesellschaft an Bord hinterlässt den Schiffsoffizieren die folgende Anerkennung: „Die chevalereske Behandlung, welche uns der ausgezeichnete und intelligente Premierlieutenant Affonso de Vasconcellos, Kapitän des Rapido, zutheil werden liess, das Verhalten des Herrn Zahlmeisters Julio Rebentosa und die Aufmerksamkeiten des sympathischen Herrn Francisco Vierse, verpflichten uns in diesem Augenblicke zu gestehen, dass wir ihnen ewige Dankbarkeit und das Gelübde unserer Freundschaft widmen.

Bord Rapido vor Corumbá . . .“

Heute Nacht ist es schwül. Ich sehe aus wie ein Patient von der Hautstation; ich glaube nur die Handflächen sind frei. Besonders die Unterarme fühlen sich durch den elenden „rothen Hund“ und die Insektenstiche rauh an wie eine Katzenzunge. Beim Entkleiden verspüre ich ein so unerträgliches Jucken, dass ich mich am liebsten wie die Köchin den Fisch von Kopf zu Fuss behandelte. — An Deck überall unruhig träumende, formlose Massen. Die grosse Urne, welche dort in einem Holzkasten steht und morgens mit Flusswasser gefüllt wird, ist leer bis zum Grunde. Morgen früh kommen wir nach Corumbá, wo ich diese Blätter aufgeben will. Grüsst mir den wunderschönen Monat Mai daheim. Glück Allen, die ihn fröhlich verstehen und geniessen!

VIERTES KAPITEL.

VON CORUMBÁ NACH CUYABÁ.

Veränderter Schauplatz. Bord „Coxipo“, 26. März.

Gestern Morgen kurz nach Sonnenaufgang, als ich gerade den zerstochenen Leib von der Bank aufrichtete, erschien voraus das Arsenal von Corumbá, eine den Verhältnissen nach bedeutende Anlage weiss angestrichener Gebäude. Es dauerte noch eine halbe Stunde bis wir die Stadt selbst erreichten: der Fluss macht eine Reihe nahe zusammengerückter Schlangenwindungen. Die Herren Passagiere traten in ganz neuem Aufzuge ans Licht des Tags, die Offiziere in Uniform, zum Theil Aermel und Mütze mit vielen Goldstreifen besetzt; alles sah fremdartig elegant aus (excl. wir). Regste Thätigkeit im Zwischendeck. Die Soldaten bürsteten ihre Waffenröcke ab und rollten die grauen Radmäntel auf; die wenigen Frauen erschienen in frisch gestärkten, saubern Kattunkleidern, den offenen Busen immer von allerliebsten Spitzen eingerahmt, ein Rahmen, der leider oft schöner ist als das halb verhüllte Bild selber. Wir lachten über einen schneidigen, blanken Unteroffizier: der hatte sich eben stolz das schwarzlackirte Glanzlederkäppi aufgestülpt, als er bis ins Mark zusammenzuckte, mit der einen Hand sich hinten unter den Rockkragen fuhr und mit der andern weit von sich ab die Mütze ausschüttete. Da kroch denn sofort ein munteres Nest kleiner Thiere von der Grösse und Farbe unserer Kellerasseln in allen Richtungen über die Planken.

Wir passirten mittlerweile zwei Bastionen, die zwei vorspringende Hügel krönen und den Paraguay gut beherrschen. Um die Ecke endlich Corumbá. Es liegt jenseit einer steilen, 30 m hohen Barranca; einige Häuser sind an dem Abhange terrassenförmig herabgebaut, die eigentlichen Strassen aber vom Flusse aus nicht zu sehen.

Ein halbes Dutzend Dampferchen ankerte im Hafen; denn hier ist der Centralpunkt für den Verkehr mit Cuyabá, Luis de Caceres, Coxim und Miranda. Man betrachtet Corumbá als den wichtigsten Handelsplatz der Provinz und gibt ihm eine verheissungsvolle Zukunft. Auch sind in der Umgebung reiche Lager von Eisenerzen vorhanden. In der That hat das Städtchen seit dem Ende des Paraguaykrieges, von dessen Schrecken es nach dem Verluste von Coimbra schwer betroffen wurde, einen ansehnlichen Aufschwung genommen. Die Bevölkerungszahl 1864 — 1315, 1872 — 3361, 1876 ca. 5000, wird jetzt auf 7000 geschätzt. Die Vermehrung ist hauptsächlich durch die paraguayische Einwanderung zu Stande gekommen, welche durch die unsichern und unglücklichen Zustände nach dem Feldzuge veranlasst wurde und seitens der brasilianischen Regierung noch heute durch Gewährung freier Passage unterstützt wird. Ein besonderes Absatzgebiet ist so auch für den Ueberschuss der Paraguayerinnen entstanden; man findet sie zahlreich bei der untern Bevölkerung und dem Militär.

Die kleine Stadt besteht aus gleichförmigen, sich rechtwinkelig durchschneidenden Häuserreihen und enthält keine Bauten von Bedeutung. Sie ist der Sitz des Grenzcommandos, des Flotten- und Artilleriecommandos, einer Hafenbehörde; das erwähnte Arsenal dient zu Marinezwecken.

Ein besonderes Interesse bietet Corumbá wegen seiner Beziehungen zu Bolivien. Bekanntlich ist die Frage noch nicht zum Abschluss gediehen, welchen Weg der Export dieses verwahrlosten, aber ungeheuer reichen Landes, dessen unbrauchbare Rheden am Stillen Ocean durch die Atacamawüste von den Handelsplätzen des Innern geschieden sind, in Zukunft gehen soll, ob nach Chile, nach Brasilien oder an den La Plata. Seit einiger Zeit besteht ein nicht unbedeutender Verkehr in letztgenannter Richtung. Der Chef eines bolivianischen Hauses, an den wir empfohlen waren, erzählte uns, dass man die Strasse St. Cruz de la Sierra-Corumbá jetzt als eine vollständig für die Dauer gesicherte Einrichtung ansehen dürfe. Die Indianer halten sich zurückgezogen, ein Einzelner kann die Strecke ungefährdet zurücklegen. Häufige Karavanen, die jedoch in der Regenzeit aussetzen müssen, besorgen den Transport. Die Nähe der Grenze begünstigt eine die Einnahmen des Staats stark beeinträchtigende Schmuggelei, von der man sagt, dass sie in grossem Maassstabe betrieben werde. Die Transitwaaren nach Bolivien sind zollfrei, — derartige Sendungen weiss man jedoch geschickt zurückzudirigiren, sodass sie statt in Bolivien in Brasilien verkauft werden.

Auch dem Vorsteher des bedeutendsten matogrossenser Importgeschäfts machten wir unsere Aufwartung. Der liebenswürdige alte Herr, Exoberrichter, einer der thätigsten Politiker der Provinz, führte uns durch seine

Waarenlager. Leider war Festtag — man feierte den Schwur auf die Constitution, — sodass die hoch aufgefüllten Räume ausgestorben lagen. Wir mussten jedoch alles bewundern; „ah, um grande movimento", wiederholte er immer wieder, „ein grosser Betrieb". Aber geradezu mit einer Zärtlichkeit, mit der eine junge Mutter Sonntags ihr Baby herausputzt, zeigte er uns seine Hauptbücher. Dieselben, jedesmal zwei Jahre umfassend, hatten einen phänomenalen Kubikinhalt und waren Seite für Seite mit kalligraphischen Meisterzügen ausgemalt. „Kein Fleck, keine Correctur, keine Undeutlichkeit", sagte er, „so verlangt es das Gesetz." Ich musste innerlich nicht wenig lachen, als er gerade ein Blatt aufschlug, auf dem sich ein kleiner, grauer, aber nicht wegzuleugnender Fingerfleck befand, und die Augen des alten Gentleman sich hoch erstaunt und höchst ernsthaft auf die Stelle hefteten. Ich fragte ihn, wie es komme, dass er, von Haus aus Justizbeamter, Kaufmann sei. Behaglich setzte er darauf auseinander, dass seine Natur etwas Positives habe, und er sich infolge dessen mit einem nur zum Leben ausreichenden Gehalt nicht mehr habe begnügen können. Er dürfe sich über die Umsattelung freuen; jetzt sei er ein reicher Mann und habe Tag und Nacht zu arbeiten, um sein weitverzweigtes Geschäft in Ordnung zu halten. — Ein Nachtrag für den Leser. Wir gingen sehr erbaut von dannen, wir fragten uns verwundert: war das ein Brasilianer? und nicht vielmehr das Bild eines deutschen Grosskaufmanns vom alten Schlage, eine lebendige Figur aus „Soll und Haben?" Wie anders beurtheilten ihn jedoch viele seiner Landsleute! Von privaten Aeusserungen zu schweigen, welche Schmähungen standen über diesen Mann in den Zeitungen! Schmähungen, die sämmtlich in erster Linie gegen seine kaufmännische Ehre gerichtet waren, die sämmtlich — es ist richtig — von der entgegengesetzten politischen Partei ausgingen. Mögen die Ankläger recht oder unrecht haben, die persönliche Frage steht mir himmelfern, aber sind es gesunde öffentliche Zustände, wenn ein prosperirender Kaufmann in den Augen der Menschen, unbeschadet seines Credits, als ein politischer Schwindler, wenn ein politischer Führer, unbeschadet seines Einflusses, als ein des allgemeinen Vertrauens unwürdiger Kaufmann gelten kann?

Unser Morgenspaziergang hatte uns zur Kirche geführt. Sie steht auf einem freien Platze, der eine hübsche Aussicht über den mäandrischen Paraguay gewährt.

Ein bescheidenes Gebäude mit Ziegeldach; man war dabei eine Art Thurm, der zum Ganzen nicht passte, aufzusetzen. Vorläufig hatte man die Glocken in einem nebenan errichteten zweistöckigen Holzgestell untergebracht. Als wir durch das Portal eintraten, wurden wir noch Zeugen einer Taufscene, die übrigens vor Ablauf einer Minute beendigt war. Ein

stattlicher, vollbärtiger Pater, der sich durch eine eigenthümliche Hast und Geschäftigkeit auszeichnete, goss dem unschuldigen schwarzen Wesen eine volle Schale gebenedeiten Wassers über; der Küster hinter ihm war ein baumlanger, barfüssiger Neger in weissem Anzuge mit etwas kurzen Hosen.

Die Herren trugen ausschliesslich Cylinder und schwarze Kleidung. Näher dem Altar waren viele Frauen und Mädchen versammelt, alle in hübscher moderner Toilette. Nur fiel uns auf, dass kaum mehr als zwei Muster von Strohhüten vorhanden waren, eines mit rosa, das andere mit himmelbauen Bändern und Rosetten. Waren sie sämmtlich aus demselben Importgeschäft bezogen? Wir erregten grosse Aufmerksamkeit; eifrig wie lauter zierliche Maschinchen in einem Fabriksaale arbeiteten die Fächer. Ein alter Krieger in dunkelgrünem Rock, mit wuchtigem Säbel, kam an uns vorüber, grüsste freundlich und schritt auf den Pater zu, einige Worte mit ihm wechselnd. Sofort eilte dieser voraus; neben dem Altar hing ein rosenrother Vorhang, er schob ihn hurtig beiseite, warf sich in einen Stuhl, und behutsam liess sich der graue Krieger vor ihm auf ein Knie nieder. Auch diese Beichte war rasch erledigt; schon kam der schwarze Küster mit dem gestickten Ueberwurf herbei, und die Messe begann. Ueber uns hatte sich die Militärkapelle postirt: „Treibe, Schifflein, Schifflein treibe durch die leicht bewegte Flut“, spielte sie zuerst, darauf folgten ein Potpourri, Soldatenmarsch, einige Opernmelodien und — der Küster war gerade hinausgeeilt — ein kräftiges Solo auf der grossen Trommel, von sämmtlichen Glocken draussen unterstützt. So fremdartig nun diese Musik in einer Kirche berührte, so erbaulich wirkte sie auf die Gemeinde. Das Schöne ist relativ, das Gute relativ auf der Erde, was aber ist relativer als beides zum Frommen vereinigt? Unsere Augen störte es auch, dass ein Hund schnüffelnd durch die Reihen der Andächtigen wandelte, dass ebenso ein blau und gelb bemalter Widder in dem Innern der Kirche umherspazierte, — in der Gemeinde fand niemand ein Arg daran, und dieser Umstand hebt sofort alle Lächerlichkeit auf. Ich erinnere mich eines Gottesdienstes in dem Kapellchen einer Tongainsel; ein grosser Hund kam hereingeschritten, ängstlich und vorwurfsvoll rutschten die Knieenden seitwärts; endlich fand er seinen Herrn, der mit ganzer Seele beim Gesange war, und näherte liebkosend die Schnauze seinem Angesichte — halt, da fuhr ihm schon die Kanakenfaust in die Rippen, — den schwebenden Gesang aber hatte der ebenso eifrige als erzürnte Insulaner deshalb zwar momentan accentuirt, doch keinen Augenblick unterbrochen, während die Bestie heulend hinausstürzte; — hierüber musste ich damals lachen, als es geschah, und lache ich noch heute, wenn ich daran denke.

Die Nacht haben wir, schlimmer als je von den Moskitos gepeinigt, noch an Bord des „Rapido“ zugebracht und sind heute früh auf den

„Coxipo“ (Name des Flüsschens, an dem die Paulisten das erste Gold fanden), einen kleinen Raddampfer von beinahe 30 m Länge, übergesiedelt. Für grössere Schiffe ist die Fahrt auf dem Cuyabá streckenweise nicht möglich. Ueber zwei Stunden nach der Abfahrt — 7 Uhr 30 Min. — blieb uns die Stadt noch im Gesichte; der Fluss krümmt sich derartig, dass wir sie rechts, links und voraus erblickten. An beiden Ufern flaches Land, mannshohe Weiden fassen dieselben ein. Man vermag sich gut vorzustellen, wie leicht das ganze Gebiet unter Wasser gerathen kann. Der Stand ist für diese Zeit verhältnissmässig hoch, doch bemerkt man an manchen Bäumen $1^1/_2$ bis 2 m über dem jetzigen Niveau Marken, bis zu denen frühere Fluten den weisslichen Rindenüberzug weggewaschen haben. Wir befinden uns mitten in dem Lagos Xarayes der Entdecker; dieser irrthümlich angenommene See

Mündung des São Lourenço.

ist in Wahrheit das der Ueberschwemmung ausgesetzte Terrain von der Jaurúmündung bis zum Fecho dos Morros, welches von Nord nach Süd an 600 km Längenausdehnung besitzt und an einzelnen Stellen bis 250 km Breite gewinnt.

Abends wurde die Landschaft ausserordentlich schön; Hügelzüge traten an das von undurchdringlicher Waldung bedeckte Ufer. Wir passirten das „Castello“; der Fluss hat eine Felspartie durchbrochen, sodass beiderseits ein pittoreskes, grün überwuchertes „Castell“ steil zum Wasser abfällt.

27. März. Im Westen eine hohe Bergkette, Serra dos Dourados. Wir hielten an einer armseligen Niederlassung. Die Berge sind kahl; oben reicht die dünne Vegetation hin, dem bräunlichen Boden einen graugrünlichen Ton zu geben; niederwärts sind sie von einem dunkeln Waldgürtel umlagert. Die Niederung verbreitert sich häufig zu weiten Grasflächen, auf die eine Lücke in der Uferwand ab und zu einen kurzen Blick gestattet. Die Berge ziehen sich gegen die Mündung des São Lourenço hin; vor dem Frühstücke fuhren wir in dieselbe ein. Der Fluss entspringt 120 km ONO. von Cuyabá;

nachdem er den Rio Piquiri und den Rio Cuyabá aufgenommen, hat er eine Breite von 200 m. Durch ihn müssen wir zu dem Rio Cuyabá gelangen, an dessen Ufer unser Reiseziel winkt.

Die Bäume entfalten sich allmählich in prachtvoller Ueppigkeit; Blättermassen von hellgrünem Schlinggewächs drängen in die Kronen hinauf, hängen wie mächtige Segel zum Boden herab, umkleiden rundliche, hohe Lauben; lange nackte Wurzeltaue, grau, fingerdünn bis armdick, sind allenthalben, ein verwirrendes Takelwerk, schief aus den obern Regionen nach unten gespannt, wo sie im blumigen Untergestrüpp verschwinden oder schlangenartig die Stämme umstricken. Es wirkt besonders schön, dass man den Fluss niemals als eine lange Strasse voraussieht; nach $^1/_2$ bis 1 km kommt immer eine neue, sanfte Windung und entrollt ein neues entzückendes Landschaftsbild. Vögel fliegen auf; vor allen elegant erscheint der schlanke, schneeweisse Reiher vor dem schweren Dickicht, in dem es keine gerade Linie, kein scharf umgrenztes Gebilde gibt. Häufig ist der bunte Eisvogel, Martim pescador genannt, und die Biguá, ein schwarzer Taucher, der gewöhnlich mit vielen Gefährten in den Zweigen sitzt, den langen Hals neugierig reckend, oder gerade vor uns aus dem Wasser auftaucht und dicht über die Oberfläche weg enteilt.

Es lebt sich gemüthlich an Bord des „vaporsinho“. Unten: Salon mit Damenkajüte, Maschinenraum, Küche, Zwischendeck, eine Kuh; oben, in umgekehrter Reihenfolge von vorn nach hinten: Hühnerstall, Steuerrad, freier Mittelraum, in dem wir die Mahlzeiten einnehmen, Kajüte des Kapitäns, Kajüte für 4 Passagiere; hinter dem Häuschen ein Waschtisch und Spiegel; rundum Bänke.

Das Programm ist sehr einfach. Mit Sonnenaufgang allgemeines Aufstehen; die Bänke sind mit Betten belegt, wer aber eine Hängematte mitführt, hat sie durch den Mittelraum gespannt; einzelne dieser „Schlafnetze“ (redes de dormir) sind ungemein hübsch und mit bunten Mustern, meist orange und hellscharlach, bedeckt. Kaffee oder Thee, Cognac. Hier und da raspelt auch ein Sohn der Provinz Guaraná. In dem untern, der Maschinenluft zugänglichen „Salon“ wird es schon morgens zu heiss. Ich habe mir zum Schreiben einen Klapptisch erobert, an dem die Steuerleute zu essen pflegen.

10 Uhr Frühstück: Suppe, Puchero (gekochtes Rindfleisch, Kohl, Kartoffeln), vortrefflicher Pirão (mit Bouillon ein wenig gekochte Farinha), zwei Fleischgänge; statt des ersten auch der beliebte Stockfisch. Compot, Confect (doces), Edamer Käse. Rothwein nach Belieben (hier erträglich); Kaffee. $3^1/_2$ Uhr eine Tasse Kaffee. 5 Uhr Mittagessen, ein Gang mehr als zum Frühstück. Extra ein Glas Sherry oder Oporto. Die Pausen werden

mit Kartenspiel und Siesta ausgefüllt. Um $7^1/_2$ Uhr fängt man bereits an, die Hängematten zu „armiren". Der Mittelraum wird, damit der Steuermann nicht geblendet wird, durch ein Segel abgesperrt; so wird es rasch entsetzlich heiss; Schweiss stellt sich ein und infernalisches Jucken. Was liegt aber daran? Sind doch die Moskitos seit Corumbá verschwunden! Das Privilegium der Menschenquälerei ist in dieser Gegend im Besitz einer hübschen Stechfliege mit grünem Kopf und gelben Rückenstreifen — etwas grösser als uns unsere Zimmerfliege, — deren Stich kleine Quaddeln erzeugt.

Die Gesellschaft ist sehr zahlreich; wenige Damen, unter ihnen eine allein reisende Negerin, früher Sklavin, die Tischnachbarin Wilhelm's, welche ihm, wenn sie etwas wünscht, mehr oder minder sanft in die Rippen tippt. Die Damen weilen nur während der Mahlzeiten an Deck. So herrscht ein ungezwungener, lustiger Verkehr. Nach dem Frühstück constituirte sich heute eine Versammlung, um unter unendlichem Lärmen, Schreien, Springen, Strampeln den Beschluss zu fassen, dass diejenigen, welche die Fahrt zum ersten mal machten, pro Mann eine Flasche Bier zu stiften hätten. Bei ihren Karten sitzen sie still, fast langweilig zusammen; als Unbetheiligter schaut man, ermüdend über einem Spiel, das man nicht kennt, auf das gleichmässig vorüberziehende Uferbild, aber sieh, — plötzlich entsteht ein heftiger Tumult, alle fahren von den Stühlen empor, Reden und Gesticulationen wirbeln durch die Luft, schon rüstet man sich, einem Unglücklichen beizuspringen, — da auf einmal allgemeines Gelächter, der Strudel glättet sich wieder, die Stühle rücken zusammen, und die Karten werden mechanisch gegeben, genommen; keiner spricht mehr, man kann dabei einschlafen.

Abends zwischen den Hängematten Chorgesang und Solovorträge; die Heiterkeit nimmt zu, bis die letzte Theetasse ausgetrunken, und pünktlich in demselben Augenblick auch die Laterne ausgeblasen wird.

28. März. In der Nacht halten wir ein halbes Stündchen an einer grössern Fazenda. Der Besitzer soll über eine Heerde von nahezu 150000 Stück Vieh verfügen. Circa 5 Uhr sind wir in den Rio Cuyabá eingelaufen. Es erscheint kaum begreiflich, wie wir noch bis übermorgen Nachmittag fahren sollen, ehe wir ankommen. Doch ist die Strömung ziemlich stark und die Windungen sind zahllos. Bis zur Hauptstadt noch 470 km.

Die Breite des Flusses beträgt $4^1/_2$ bis 5 mal die Dampferbreite — knapp 6 m — also höchstens 30 m, genau gleich der Länge des Dampfers. Man sieht jetzt erst wie gross letzterer verhältnissmässig ist. An manchen Ecken lenkt er wie ein schwerer Omnibus in eine Gasse ein. Die Vegetation bleibt gleichmässig reizvoll, allein man kann deutlich bemerken, als welch schmaler Streifen nur sie den Fluss begleitet. Oefter und länger als am S. Lourenço überschaut man echtes Ueberschwemmungsgebiet; das Wasser

steht in dem Grase; alles ist so gut wie Sumpf, obwol die hohen Halme eine hübsche Wiese vortäuschen. Der Wald erhebt sich überall unmittelbar aus der Flut; man kann sich an den ewig wechselnden, unerschöpflichen Einzelheiten höchster Decorationskunst förmlich berauschen; nur zu rasch fliegen sie vorüber. Grün ist ja alles, doch in welchen Abstufungen! Vom hellen, jungfräulich zarten, sonnenschimmerigen Schlinggewächs bis zu den bläulichsattgrünen Blättern mancher Bäume, während bei andern ein grauer oder brauner Ton zahllose Variationen erzeugt. Die wenigen Blüten, violette Winden und gelbe Blumen zuweilen auf einem Grasfleck, — wie lieblich wirken sie, — ein bescheidener Kranz des Frühlings zu Füssen eines dunkeln, prunkhaften Teppichvorhangs. Ihr schwärmt vor dem Bilde Ferd. Keller's „Humboldt auf dem Orinoco", — glaubt nicht, dass euch nur eine phantasievolle Schöpfung des Malers überwältigt — seine Kunst leistet mehr; sie hat der Natur selbst das Geheimniss ihres in vollster Freiheit und Kraft arbeitenden Schaffenstriebes abgerungen und die wilde, grandiose Pracht harmonisch gestaltet. Könntet ihr hier schwärmen und schwelgen!

Ihr wisst von meinen Nachbildern, welche vor dem Einschlafen die Eindrücke des Tages wiederholen und unvermerkt in das Traumreich überführen. Sie gaben mir gestern Abend ein genussreiches Schauspiel. Während die Hängematte sanft auf- und niederschaukelte, keine Moskitos den nächtlichen Frieden störten, und der Sinn des Gehörs von dem melodiösen Rauschen des Wassers eingelullt wurde, zog die wundervolle Landschaft des Tages, wie durch den Charakter brillanter Glasmalerei verklärt, in endlosem Wandel und immer überraschend genau an dem Auge vorüber. Das waren die Tropen, von denen wir Kinder des Nordens träumen, wahr und leibhaftig: der reine Genuss an Schönheit der Farbe und Form, keine quälenden Insekten, keine mühsamen Wege durch das Pflanzengewirr. Und doch nicht wie im eigentlichen Traume ein allgemeines, unbestimmtes Lustgefühl, sondern eine mit klarem Sinn empfundene Wahrnehmung, die nur ganz allmählich den Verstand bestrickend und umgarnend vom festen Boden in luftige Bewusstlosigkeit entführte.

Seien wir wieder praktisch und vernünftig. Welch ein Abgrund zwischen Poesie und Wirklichkeit, — wie der Unterschied des Genusses für den Dorfknaben, der eine Feerie im Hoftheater zu sehen Gelegenheit findet, und für den halbverhungerten Musiker, der zum 150. mal der Vorstellung beiwohnt. Was uns hier entzückt, was wir als flüchtige Besucher ein oder mehrere mal schauen dürfen, — herrlich; hier leben, — entsetzlich, zumal wie! man hier lebt. Es ist wahr, die menschlichen, oder vielmehr unmenschlichen Ansiedelungen, denen wir begegnen, sind selten und im vollen Sinne der Redensart an den Fingern abzuzählen. Indess jener brave Musiker, wenn er auch nur in einem

gemietheten Stübchen wohnt, die Butterbrote ohne Butter isst und im Winter am kalten Ofen sitzt, ein Glückspilz im Zaubermärchen ist er, verglichen mit dem armseligen kleinen Ansiedler im Sumpfe. Fleisch und Fisch hat derselbe in Hülle und Fülle, seine Kinder brauchen keine Kleidung, er selbst und seine Frau nur wenig, aber das Wasser steht die halbe Zeit des Jahres in seiner Hütte, die er mit zahllosem Ungeziefer theilt, und Fieberschauer schütteln die ganze Familie mit derselben Regelmässigkeit, mit der unser dürftiger Jünger Polyhymnias den Winter über vor Frost klappert.

Ueberschwemmung.

Wir passiren die Insel „Bananal", eine frühere Anpflanzung der Jesuiten. Die Bananen bedecken herrenlos eine weite Strecke, von fern her kommen heutzutage die Ansiedler in ihren Kanus herbei, die Früchte einzusammeln. Wir sahen — zum ersten mal seit Asuncion — einen Alligator; in der Trockenzeit sollen sie auch hier zahlreich am Ufer liegen. Grosses Halloh, als eine braune Otter den Fluss durchschwamm; auch scheuchten wir einige Rehe auf, ein Affe sprang durch die Zweige, — das ist alles, was uns von Vierfüsslern vorgekommen. Aus dem Reiche der Lüfte: Papagaien, grosse Hühnervögel (Tschahás) und Tukane. Von diesen drolligen, dummen Pfefferfressern, die hinter ihrem Schnabel herzufliegen scheinen, erzählt man den Kindern, dass sie nachts in demselben schlafen gingen.

Nachmittags bei einem Rancho einige Minuten gehalten und an Land gesprungen. Ein Guayavabaum wurde in der Geschwindigkeit geplündert;

vor dem Hause stand und mistete eine Heerde Vieh; die Luft war erstickend heiss. Fliegenschwärme summten; ein Scheusal von altem, fleischfarbengrauen Hundegerippe stierte uns mit seinen rothen Augen an wie die Verkörperung dieser ganzen elenden Existenz. Der Eindruck wurde nicht angenehmer durch den Anblick eines wenige Schritte entfernten grünen Todtenkreuzes, von dem eine weisse Schleife flatterte; der Boden hob sich vielleicht fingerbreit über den Wasserspiegel, — ohne Zweifel schwamm, was von der Leiche noch übrig war, im Sarge auf und nieder.

Boccaccioabend für Herren. Obschon ich andächtig wie in der Kirche zuhörte, entgingen mir die Pointen. Die Hauptfiguren waren natürlich junge Ehepaare und alte Padres. Ein Gewitter um 9 Uhr reinigte die Luft.

29. März. Einige Häuser passirt: „Cercado“, das grösste, 3 Fensterlöcher in der Front; ein Pferd, ein Paar Rinder, 3 Menschen sichtbar. An einem Gestell ein frisches Jaguarfell. Kleine Pflanzung von Zuckerrohr. Weiterhin ungefähr alle 2 km ein Rancho, das Wasser flutet in dem einen unterhalb der Hängematte; nahebei blickte ein Häuschen, bis zum Dach versunken, melancholisch neben einigen Pfählen aus dem Tümpel.

Um 2 Uhr nachmittags Uaucurituba, eine 16 km lange Insel; unser Flussarm hat anfänglich nicht mehr als doppelte Schiffsbreite und verschmälert sich noch stellenweise. Das Aussehen der Natur hat sich stark verändert; denkt euch einen verwahrlosten Kirchhof in grossem Stil von tropischer Verwilderung ergriffen; lasst sämmtliche Gräber, Denkmäler und Kapellchen mit einer dem Auge undurchdringlichen Pflanzendecke überwuchern, sodass nur die groben Umrisse ihrer Formen aus den abgerundeten Massen errathen werden können; Windenblüten mit ihrer Halbtrauerfarbe sind reichlich eingestreut; wenige hohe Bäume ragen ehrwürdig über das Chaos empor, — so habt ihr ungefähr das Bild.

Die Ufer werden frei, — weite Wiesen und rings am Horizont niedrige Waldstreifen, langbeinige Wasservögel und Taucher, Holland mit einem Wort. Gutes Campland und reizlose Landschaft. Nur die Wolken sind schön; sie thürmen und ballen sich als hohe Cumuli, die glänzend silberweiss beschienen sind. Vereinzelte Fischerkanus. Eins weicht uns aus und steuert ins Gras; der Insasse hält Bogen und Pfeile in den Händen, in der Nähe steht ein Tschahá auf einem Busche, — unsere Hoffnung, dass der Mann schiesst, wird nicht erfüllt.

Abends halten wir an einem Gehöft; es thut wohl, wie sauber und hübsch dasselbe gehalten ist; das Haus ist mit rothen Ziegeln gedeckt, die Fensterrahmen sind freundlich bunt gestrichen.

30. März. Kühle Nacht; je näher wir dem Aequator kommen, desto frischer ist die Luft, desto weniger tropisch die Gegend, und je höher wir

den Fluss hinauffahren, desto breiter wird er (circa 45 m, Farbe schmutziggelb). Die Besiedelung nimmt zu und die Wohlhabenheit. Viele Sträucher, wenig Bäume, eine 2—3 m hohe Barranca aus graugelbem Sand oder Lehm, zuweilen flacher gelber Strand. Immer Zuckerrohr bei den Häusern.

8 Uhr. S. Antonio, 30 km von Cuyabá, 5000 Einwohner. Das Städtchen liegt landeinwärts; wir halten an einer grössern Zuckersiederei. Der Präsident der Provinz lässt hier seine Post durch einen Courier abholen; für uns hat der letztere einen Zettel des Adjutanten Barboso mitgebracht, der Kapitän möge „die drei deutschen Ingenieure nach dem Hause des Senhor Pascoal dirigiren, wo sie alle Bequemlichkeiten finden würden“. Ein guter Anfang. Alle Passagiere sind emsig beschäftigt, sich in Gala zu werfen; es ist Sonntag ausserdem. Cuyabá erscheint. Mit Spannung wenden sich unsere Blicke dem Orte zu, wo sich so viel Wichtiges für uns entscheiden soll. Doch nur wenige Häuser zeigen sich auf der Barranca, im Hafen ein Boot, einige Kanus, eine rosa angestrichene Fähre. Unter einem grossen Baum steht eine kleine Gemeinde versammelt, unbeweglich wie zum Photographiren. Die Ausschiffung geht nur langsam von statten; 20 Passagiere sind ein Ausnahmefall. Wir drei fahren im schwer bepackten Schiffsboote an Land. Dort werden unsere Sachen auf zwei „carroças“ vertheilt, wobei sich die Fuhrleute zunächst von Clauss die Principien seines Vetterlin-Gewehrs erklären und demonstriren lassen. Unsere Waffen auf der Schulter, ziehen sie stolz voraus, die mit unregelmässigen Quarzblöcken bepflasterte Hafenstrasse hinan. In allen Fenstern Leutchen, die sich der Sabbatruhe erfreuen; alles grüsst. Seien auch sie uns freundlichst gegrüsst, — ach, unsere Neugierde ist grösser als die ihre!

FÜNFTES KAPITEL.

ALLGEMEINES ÜBER CUYABÁ.

Cuyabá, das idyllische Residenzstädtchen inmitten des Sertão, beherbergte uns nahezu zwei Monate.

Wenn den eingeborenen Bürgern, wie böse Zungen behaupten, eine gewisse Indolenz und Engherzigkeit innewohnt, die zur Folge hat, dass der frische Unternehmungsgeist zuziehender Fremder den Söhnen der Provinz viele Vortheile abgewinnt, so steckt ihnen das wahrlich nicht von ihren Voreltern her im Blute. Die Männer, welche im Beginn des vorigen Jahrhunderts in diese verlorene Weltecke vordrangen, waren kecke Abenteurer, die der grausamsten aller Erwerbsarten, der Menschenjagd, fröhnten, aber — setzen wir das unlautere Motiv auf das Conto ihres Zeitalters, ihrer Geschichte, und wir rufen vielleicht bewundernd aus: hätten wir heutigentags mehr von jener ungebundenen Kraft, von jener alle Gefahr im Kampfe mit feindlicher Uebermacht, wie die schlimmere Bedräuung durch Hunger und Krankheit für nichts achtenden Unerschrockenheit, durch welche sich das trotzige Geschlecht der Paulisten hervorthat, wir könnten im Tausch gut etwas von unserer strahlenden Humanität abgeben. Man studire nur, behaglich über Büchern und Karten sitzend, ihre Weglisten, rechne ihnen die enormen Distanzen nach, die sie durch Urwald und Einöde, ohne Ahnung wohinaus, mit der einfachen Parole Vorwärts zurückgelegt haben, so wird man sich einer Empfindung des Neides nicht erwehren können. Und das Glück, das dem Kühnen hold ist, wie der Wohlwollende sagt,

das den Thoren durch neuen Trug tiefer in den Strudel seiner Leidenschaften drängt, wie der Pessimist sich ausdrückt, warf den Waghälsen, die Sklaven suchten, Gold in den Schos, Gold mit vollen Händen, das sie nur aufzuraffen brauchten. Macht man heute einen Spaziergang im Umkreise von Cuyabá, so findet man überall noch die Spuren einer fieberischen Thätigkeit; der Boden ist so um und um durchwühlt, dass man glauben muss, die Oberfläche des ganzen Areals, auf dem sich die Stadt erhebt, habe schon das Sieb passirt. Das ist allmählich anders geworden. Ohne europäisches Kapital bleiben die noch vorhandenen Reichthümer unerschlossen. Wie eine Satire auf die gesunkene Grösse nimmt es sich aus, wenn noch jetzt nach einem starken Regengusse Kinder oder alte Negerinnen auf dem Platze vor der Hauptkirche Goldkörnchen suchen; was gefunden wird, zahlt nicht Zeit und Arbeit. Etwas romantischer muthet das Erlebniss eines Jägers an: aus den Kröpfen von Rebhühnern fielen ihm die goldenen Körner entgegen.

Es ist das alte amerikanische Sprichwort: Wer eine Goldmine findet, ist ein armer, wer eine Bleimine findet, ein reicher Mann. Trotz des Goldes in der Erde und der Diamanten in den Flüssen ist der Matogrossenser ein armer Mann; ihm fehlen die nöthigen Arbeitskräfte, ihm fehlt auch die ausreichende Arbeitslust. Er glaubt, wenn er nur seine Eisenbahn bekommen würde, stehe ein grossartiger Aufschwung ausser allem Zweifel. Es ist jedoch zu bedenken, wie viele andere Gebiete des weiten Kaiserreichs, nicht weniger mit natürlichen Schätzen ausgestattet, der Erlösung durch die modernen Verkehrsmittel noch entgegengesehen; sie werden eher an die Reihe kommen, weil die Schwierigkeiten und Kosten geringer sind, und werden auch später, wenn wirklich die Locomotive das Quellgebiet des Paraguay mit der Küste in Verbindung setzt, den Vortheil ihrer Lage auszunutzen verstehen. Die Aussichten sind eben für den Cuyabaner schlechter als er hören und glauben mag: man wohnt nicht umsonst im Centrum eines solchen Continents.

Ihm liegt in erster Linie ob, in möglichst grossem Maassstabe die Urbevölkerung zur Arbeit heranzuziehen und auswärtigen Colonisten die denkbar günstigsten Bedingungen zu bieten; aber den Zeitpunkt, dass die Eisenbahn kommt, unthätig und unzufrieden abwarten, den Politiker machen, der die Gelder des Staats verzehrt, sein Augenmerk auf Minen richten, statt auf Viehzucht und Landbau, mit einem Worte nur die bequemsten Wege des Erwerbs suchen, das wird den Fortschritt nicht herbeiführen. Ein gutes, vertrauenerweckendes Symptom ist jedoch vorhanden: die vorgetragene Ansicht über die Zustände der Provinz wird von manchem Bewohner mit Lebhaftigkeit getheilt und vertheidigt; sie ist nicht blos die

Meinung eines flüchtig das Land berührenden Fremden. Im Gegentheil, der Besucher findet weit Besseres als er sich versprach, und wird durch den freundlichen Anblick der kleinen Residenz auf das angenehmste überrascht. Was hat er erwartet? Ein Indianerdorf im Sertão, einige öffentliche Gebäude, wenige bessere Häuser der Würdenträger und Honoratioren, das übrige palmstrohgedeckte Hütten. Doch hat die Stadt bereits eine zu lange Geschichte, als dass sie sich nicht günstiger entwickelt hätte.

Sie wurde 1718 von Pascoal Moreira Cabral de Leme gegründet, einem Abkömmlinge der Familie des Pedro Alvarez Cabral, der eines schönen Osterdienstagnachmittags, dank einer gefälligen Meeresströmung, der Entdecker Brasiliens geworden war. Der Name Pascoal, scheint es, den der zuerst erblickte Berg erhielt, hat auch noch spätern Generationen Glück gebracht. 1726 wurde der neugeschaffene Ort officiell zur „Villa Real do Senhor Bom Jesus de Cuyabá" erhoben; das damals erkorene Wappen zeigt einen grünen Bergkegel, auf dessen Spitze ein rundbelaubter, mit goldenen Blüten bedeckter Baum steht. Der Fund des edeln Metalls wurde theuer bezahlt; Unglaubliches litten die frühesten Ankömmlinge unter Entbehrungen, die eine natürliche Folge der schlechten Bewirthschaftung waren, unter den Chicanen der habgierigen Regierung, unter den Angriffen der Indianer. Eine Flotille mit 660 Mann wurde 1725 bis auf einen, der dem Blutbade entrann, von den Payaguás vernichtet. Hauptstadt des Minenterritoriums, das Mitte des 18. Jahrhunderts zur selbständigen Capitania umgewandelt wurde, und Residenz des Gouverneurs war Mato Grosso am Guaporé, das anfänglich Villa Bella hiess. Mato Grosso und Cuyabá erhielten 1818 den Rang von Städten. Ein Census von 1817 ergab für die Bevölkerung des Districts Cuyabá: 1109 Freie und 982 Sklaven, total 2091 Seelen. Ungefähr gleichzeitig, 1816, zählte die Stadt Mato Grosso 3347 Freie, 2475 Sklaven, total 5822, also mehr als das Doppelte. Doch das ungesunde Klima, welches besonders intermittirende Sumpffieber erzeugt, nöthigte die Regierung 1820 ihren Sitz nach Cuyabá zu verlegen. 1833 zog der erste Bischof in die durch eine Bulle Leo's XII. geschaffene Diöcese Cuyabá ein. 1835 wurde Cuyabá zur Hauptstadt der Provinz ernannt.

Von unmittelbaren Kriegsnöthen hat die Stadt nie zu leiden gehabt. Doch entsandte sie 1801 zahlreiche Hülfsmannschaft und Unterstützung nach dem von den Spaniern bedrängten Coimbra. Das Jahr 1834 birgt einen traurigen Makel für ihre Chronik. Die verhassten Portugiesen wurden in einem Volksaufstand des Landes vertrieben, und einige dreissig derselben fielen der ersten Wuth des Pöbels zum Opfer. In dem blutigen Paraguaykrieg lag Handel und Wohlstand natürlich darnieder, wenngleich Einzelne,

die auf dem Landwege einen Karavanenverkehr mit Rio vermittelten, ansehnliche Reichthümer erwarben.

Mittlerweile ist die Stadt Mato Grosso dem Ruin verfallen; ihre Einwohnerzahl ist jetzt geringer als die Cuyabás im Jahre 1817. Cuyabá dagegen, obwol es 1867 durch eine von dem Kriegsschauplatz in Corumbá eingeschleppte Pockenepidemie schwer heimgesucht wurde, hat sich im Laufe des Jahrhunderts nicht unbedeutend entwickelt. In der Stadt selbst wird die Einwohnerzahl gewöhnlich auf 13—14000 geschätzt; der Census von 1872 verzeichnet ein günstigeres Ergebniss:

	Männer	Frauen	Total
Freie	8000	6528	14528
Sklaven	882	802	1684
	8882	7330	16212

Der Zählung vom 1. Aug. 1872, der ersten allgemeinen eines damals funfzig Jahre unabhängigen Volkes, werden schlimme Irrthümer nachgesagt, doch muss sie, als die einzige, nach wie vor zur Grundlage dienen.

Nicht uninteressant ist die Zusammenstellung nach den Farben, wenngleich sie nur im allgemeinen zuverlässig sein dürfte, da das social erwünschte Prädicat „weiss“ nicht gerade als Nr. 24 der Broca'schen Tafeln aufgefasst werden darf. Die „Pardos“, d. h. die braunen, braungrauen, sind das Product der allgemeinen Farbenmischung, in ihnen sind alle Kreuzungen jeden Grades zwischen Weissen, Schwarzen und Gelben einbegriffen. „Caboclos“ sind die Bürger rein indianischer Abstammung.

		Weisse	Pardos	Schwarze	Caboclos	Total
Freie	Männer	2780	2674	1813	833	8100
	Frauen	2058	2499	1149	822	6528
Sklaven	Männer	—	347	535	—	882
	Frauen	—	274	529	—	803
		4838	5794	4026	1655	16313

also Freie 14628 und Sklaven 1685. (Die Zahlen decken sich nicht genau mit den obigen.)

Die Stadt liegt unter 15° 36′ südl. Br.[1] und 56° 1′ 46″ westl. L. (von Greenwich) auf den welligen Ausläufern, welche die in einer mittlern Entfernung von 40 km steil ansteigende Hochebene zum Rio Cuyabá entsendet. Bei einer Breite von stellenweise mehr als 1 km beträgt ihre Längenausdehnung ca. 3 km, doch bildet der am Fluss gelegene sogenannte „Porto“

[1] Diese Breite wurde durch neun Beobachtungen gewonnen: Melgaço gibt dieselbe Zahl an, Lacerda: 15° 35′ 59″, Castelnau: 15° 36′ 3″. Die Länge ist von Castelnau entnommen.

einen besondern Kirchsprengel unter dem Namen São Gonçalo de Pedro Segundo. Hier befinden sich das durch einen einstöckigen Portalbau imponirende Kriegsarsenal, das Gefängniss und die Kaserne des 8. Bataillons. Eine Fähre vermittelt die Verbindung mit dem rechten Ufer, ein einziges Boot genügt den Bedürfnissen des Hafenverkehrs. Der Kapitän unsers Dampfers fand für ein zweites, das er auf Speculation mitgebracht, keinen Käufer. Eine breite Strasse führt zu dem Largo da Sé; dort steht die 1722 begonnene Hauptkirche, ein einfaches, und da die Façade nur von einem Thurme flankirt wird, durch die bekannte Asymmetrie des Geldmangels benachtheiligtes Gebäude; das Innere wurde gerade restaurirt. Vor der „Matriz“ ein hohes Holzkreuz, seitlich einige Feigenbäume; an dem Platze liegt die Kaserne des 21. Bataillons und befinden sich auch einige Läden sowie zwei Apotheken, von denen sich die eine durch eine erste Etage, das Versammlungslocal des Vereins „Terpsichore“, auszeichnet. An der Kathedrale vorbei gelangt man zu einer hübschen Anlage mit Ruhebänken, blühenden Beeten und jungen Bäumen; hier glaubt man sich Sonntags abends bei Militärmusik in einen niedlichen deutschen Badeort versetzt: das blaugestrichene freundliche Kurhaus, nur aus einem Erdgeschoss bestehend, von einigen Kaiserpalmen überragt, dessen lange Front die eine Seite des Gartens einnimmt, beherbergt in nachbarlicher Vereinigung das Wohnhaus des Baron von Diamantino, den Palast (Paço) des Präsidenten mit dem „Commando dos Armas“ und die Provinzialkasse.

Es gibt noch vier kleine Kirchen (da Boa-Morte, do Senhor dos Passos, de Nossa Senhora do Rosario und de Nossa Senhora do Bom-Despaxo), zum Theil so hoch gelegen, dass sie einen reizenden Blick über die duftig verschwommenen Höhenzüge der Ferne und das in der Sonne hell blinkende, doch allenthalben von schmuckem Grün gedämpfte Stadtbildchen gewähren.

Cuyabá hat kein öffentliches Gebäude von architektonischem Werthe; den erwähnten seien noch das bischöfliche „Palais“ und die „Santa Casa da Misericordia“, das Krankenhaus, hinzugefügt.

Ein grosses Verdienst der letzten Jahre ist eine geregelte Wasserleitung, da ein bescheidenes Bächelchen, der Corrego da Prainha, nicht im entferntesten dem Bedarf genügte. Werke der Kunst? Wer sollte sie angeregt, wer ausgeführt haben? Wem sollten sie gelten? Doch hat man dem verdienstvollen Geographen und mehrmaligen Präsidenten Barão de Melgaço zu Ehren eine Strasse benannt. Nirgends ein Heiligenbildchen oder eine Steinfigur. An dem Portal des Friedhofs befindet sich ein Basrelief, in dem man einen Schwarm vergnügter Seelen den Qualen des Purgatoriums ausgesetzt sieht. Die junge Kunst verliert über dem Heroismus nicht den Humor: am äginetischen Tempel lächeln die Sterbenden,

hier prickelt es die Sünder im Fegefeuer noch zu einem fidelen Grinsen. Für einen Brunnen nur, der nicht läuft, hat man eine Art monumentales Häuschen gebaut.

Die Häuser, aus Lehmziegeln aufgeführt und mit Ziegeln gedeckt, sehen bei aller Bescheidenheit nett und sauber aus, weil sie häufig frisch angestrichen werden und man Thüren und Fenster gern mit einer bunten Einfassung verschönert. Die Mauern der ärmern Wohnungen bestehen nur aus einfacher Lehmmasse, die zwischen zwei parallele Breter eingestampft wird.

S. Rosario in Cuyabá.

Dadurch dass Gross und Klein in Hängematten schläft, wird Bedeutendes an Platz gewonnen; im Augenblick ist der Tagraum in die Schlafstube verwandelt. Neben jener Erfindung des südamerikanischen Indianers, mit der grosser Luxus getrieben und auch viel Geschmack entwickelt wird, trifft man wol in den Häusern der Bessersituirten auch Betten; indess dem Durchschnittsbürger sind sie dasselbe, wie unserm Kleinstädter die Droschken.

In den Strassen wird man sich kaum bewusst, dass man mitten unter den Tropen weilt. Dieser hügelige Boden, dieses halsbrechende Pflaster, diese engen Häuschen, diese aus der Mauer vorragenden, gemüthlichen Oellaternen, diese patriarchalische Unabhängigkeit des lieben Viehs, alles erfüllt mit einem so unsagbaren Hauch idyllischer Ruhe, dass man ein

thüringisches Landstädtchen zu durchwandeln meint. Weit mehr Schweine verkehren in den Gassen als Hunde, und von den letztern ist durch natürliche Zuchtwahl ein Geschlecht höchst abenteuerlicher und unheimlicher Mischformen erstanden. Gewandt springen die Ziegen über das Pflaster. Wie genau die sämmtliche vierbeinige Bevölkerung, ein kleiner Staat im Staate, Bescheid weiss, hat man bei einem unerwarteten Regengusse zu bewundern Gelegenheit; allenthalben stürmt alsdann ein Trüppchen in die zugehörige Hausthüre. Nachts stolpert der Heimkehrende leicht über eine den Weg quer versperrende dunkle Masse, die einen dumpfen Laut des Unwillens von sich gibt: eine Kuh glaubte hier vor Störung sicher des Schlummers pflegen zu dürfen.

Besonders über der zum Hafen führenden breiten Strasse, in welcher wir wohnten, waltete ein ländlicher Friede. Was kam vorüber? Weiber, in schreiende Farben gekleidet, Fische oder Früchte oder „Rapadura", primitive Bonbons von Ziegelsteingrösse, ausbietend, ein Mädchen, in Maispapier gewickelte schwarze Cigaretten verkaufend, ein anderes mit erfrischenden Getränken, die in Bier- oder Weinflaschen aufgefüllt sind — alle, die herabhängenden Arme pendelnd, die Waare, und wenn's nur eine Citrone wäre, auf dem Kopfe tragend; ein paar Jungen, die Zuckerrohr lutschen, ein alter Neger, in lebhaftem Selbstgespräche begriffen, oder der blödsinnige Toto, mit eingetriebenem Cylinder, eine bunte Schleife im Knopfloche, abgetragene Kleidungsstücke dem gänzlichen Zerfalle entgegenführend, von der hoffnungsvollen Jugend begleitet, — ab und zu einige Soldaten, — ein Kirchencollecteur, der blossen Hauptes, durch einen schwarzärmeligen, kirschrothen Rock wohl legitimirt ist, — eine hässliche Alte, die im Schnupftuch eingehüllt einen Heiligen bei sich führt und denselben für ein Kupferstück zu küssen erlaubt. Von fernher meldet sich mit feinem, oft gar nicht unmelodiösen Singen, das langsam an Kraft gewinnt, eine von sechs oder acht Ochsen gezogene holzbeladene Karre, mit ihren musikalischen viereckigen Riesenrädern, welche alle Terrainschwierigkeiten überwinden. Ein Berittener trottet vorüber, weisse Beinkleider, langer schwarzer Rock, hoher schwarzer Hut, breiter schwarzer, bei Sonne und Gewitter gleich dienlicher Regenschirm, — „Como pasou, Senhor Doutor" — „Guten Morgen, Herr College."

Auf dem Kirchplatze stehen im Schatten der Feigenbäume bepackte Maulthiere oder einige Reitochsen, die auf eine Fazenda gehören. Geräuschlos und ohne Hast vollzieht sich der Geschäftsverkehr in den Läden, theilweise bedeutenden Niederlagen sämmtlicher Importartikel: Conserven, Putz-, Spiel-, Manufactur-, Eisenwaaren und aller der tausend kleinen Bedürfnisse des Haushalts. Austausch von Neuigkeiten zwischen Herren

wird in der Apotheke an der Ecke vermittelt: da findet ein fortwährendes Begrüssen, Stehenbleiben, Passiren statt; Stammgäste setzen sich auch vor die Thüre.

Nur ein Ereigniss stört das behagliche Stillleben auf; nur einmal allmonatlich erschallt die Stimme des 19. Jahrhunderts am Rio Cuyabá. Ein Kanonenschuss, Signalblasen in den Kasernen: der Dampfer ist da. Man eilt zur Post, in kurzer Zeit findet sich dort ungefähr alles, was lesen und schreiben kann, zum Appell versammelt. Was hat sich in den letzten vier

Strasse in Cuyabá.

Wochen zugetragen? Krieg in Europa? Europa! Wer kümmert sich um dessen „Provinzen"? Der von dem Bürger europäischer Residenzen gegen den Cuyabaner zweifellos bewiesene Mangel an Interesse beruht durchaus auf Gegenseitigkeit. Nein, was für Neuigkeiten gibt es vom Hofe? (da Corte, immer kurz gleich Rio de Janeiro.) Wer ist gestorben? Hat ein Deputirter der Regierung gründlich die Wahrheit gesagt? Welchen Eindruck hat unsere Erwiderung gemacht gegen den elenden N. N., der das Mato Grosso eine Räuberhöhle genannt hat und dem wir wohl bewiesen haben, welch raffinirter Gauner er selber ist? — Der Dampfer bleibt gewöhnlich kaum 24 Stunden; die Federn fliegen über das Papier, man arbeitet bis spät in die Nacht, man bringt einige Freunde an Bord und athmet

erleichtert auf, wenn die unruhige Maschine sich wieder in Bewegung setzt. 24 Stunden 12 mal im Jahre angestrengter Thätigkeit — Gott sei Dank, man kann sich die übrige Zeit erholen.

„Insipidez", Langeweile — das ist die regelmässige Klage des den bessern Klassen angehörigen Zuzugs aus andern Provinzen. Der Eingeborene lässt sich das wenig anfechten, er hat seine Art, das Leben zu geniessen. Es ist unmöglich, dass in einer Stadt der Welt mehr musicirt, mehr getanzt und mehr Karten gespielt wird, unmöglich, dass man irgendwo häufiger die Processionsfahnen schwenkt und gesellige Andachten mit geselligen Vergnügungen besser zu verbinden weiss.

Die Natur des Cuyabaners, eingelullt und einseitig geworden durch die lange Abgeschlossenheit, ermangelt des industriellen Unternehmungsgeistes, die Bevölkerung treibt Politik und lebt von den Geldern, welche die Staatskasse auszahlt. Ein Amt oder ein Aemtchen doch, ist der Gegenstand allen Strebens und Speculirens. Die beiden Hauptparteien, Liberale und Conservative, stehen sich gegenüber wie die Besitzenden und die Nichtbesitzenden. Man nehme ein unfreundliches, aber leider zutreffendes Bild: es lebt ein Schwarm von Hunden und Katzen in demselben Hause, ein grosser Fleischteller wird mittags auf den Hof gesetzt; wenn es den Katzen gelingt, sich seiner zu bemächtigen, heulen die hungerigen Hunde, und wenn die Hunde ihn erobern, müssen sich die Katzen seitab klagend die Pfoten lecken.

Ueber den principiellen Unterschieden des Programms der beiden Parteien scheint ein geheimnissvolles Dunkel zu lagern. Die Wörter liberal und conservativ sind eben Worte. Die Auskunft, welche man erhält, bezieht sich auf die Personenfrage der Führer, berührt im bessern Falle die geschichtliche Entstehung oder deutet ausweichend darauf hin, dass es noch viele andere Parteien geben könne. Letzteres muss wahr sein, munkelt man doch von, ich weiss nicht, monarchistischen Republikanern oder republikanischen Monarchisten.

Fällt das liberale Ministerium, fällt der Präsident, und wer oben auf der Leiter steht, reisst bis zum letzten liberalen Schreiber hinunter die ganze Masse zu Boden, während die ungeduldig harrende Reihe der Conservativen sich triumphirend zu den Sprossen drängt und eilfertigst in die Höhe klettert.

Die angenehmste Wirkung dieser Zustände äussert sich im gesellschaftlichen Leben. An den Wechsel des Glücks gewöhnt, amüsirt man sich gern und nimmt es leicht mit den sonst für Reichthum und Rang errichteten Schranken. Exclusivität und Unnahbarkeit der Höhergestellten sind unbekannt, obwol gewöhnlich solche Abstände gerade in bescheidenen Verhältnissen schärfer markirt werden.

Ungezwungen verkehrt der Präsident, der doch ein kleiner König in einem grossen Lande ist, und ohne seiner Würde deshalb das mindeste zu vergeben, mit jedem, der ihm in dem etwas buntgemischten Treiben der Gesellschaft begegnet. Der Fremde fühlt sich mehr in einer Republik als in einem Kaiserreiche, und, mag ihm für den ersten Augenblick mancherlei schnurrig erscheinen, er lobt die freie Bewegung gern, die ihm den grössten Vortheil gewährt. Zufällig im Gespräche entdeckt er, dass der unscheinbare Herr, mit dem er sich unterhält, bereits einen höchst wichtigen Posten bekleidet hat. Das geht alles durcheinander. Heute macht ein Kaufmann Bankerott, morgen begrüsst er dich als Inspector der Staatskassen. Ein Offizier, der unglückliche Politik getrieben hat und verabschiedet wird, eröffnet eine Billardstube, gibt Klavierunterricht und büsst im socialen Verkehre nicht das geringste ein. Der Major N. N. hat zweimal wegen Veruntreuung erheblicher Beträge auf der Festung gesessen; das flüstert dir dein freundlicher Wirth ins Ohr, der euch beide eingeladen hat.

Beim Gebrauche der schuldigen Titulatur ist man ungemein bemüht, nichts zu unterlassen. Man thut lieber des Guten etwas mehr, wie die höfliche Patientin im wiener Krankenhause, die den Arzt als Herr von Doctor anredet. Schon der gewöhnliche Sterbliche, der sich bei uns mit Wohlgeboren begnügen muss, erhält in brasilianischer Adresse ein „Illustrissimo“ oder „Excellentissimo Senhor“. Doch gehört es zum guten Tone, jemand, dem man hochachtungsvoll gegenübertritt, falls ihm auch nur ein Illustrissimo Senhor gebührt, das „Vossa Signoria“, und wo ihm nur letzteres zukommt, das „Vossa Excellencia“ zu spendiren. Jede Dame darf in der Conversation auf ein „Vossa Excellencia“ Anspruch erheben.

Trotz aller Höflichkeit und Ungezwungenheit im gesellschaftlichen Verkehr nutzt man auch den letztern im Interesse der Parteiwirthschaft aus. Die Conservativen haben ihre geselligen Abende in dem Verein „Recreio Cuyabano“, die Liberalen in der „Terpsichore“. Officiell müssen einige Personen beiden Vereinen angehören, doch ist die Trennung, besonders seitens der schönern Hälfte der politischen Menschheit, scharf ausgesprochen. Dadurch wird ein Einfluss auf die Familienbeziehungen unvermeidlich; womöglich holt man sich eine Frau von demselben Glauben, wenngleich Ausnahmen ebenso wenig selten sein sollen, wie ein Uebertritt zur andern Partei aus geschäftlichen Rücksichten.

Heftig spielt sich der Kampf auf seiner öffentlichen Arena, in der Presse ab. Ueberblicken wir die Zeitungen, welche im Sommer 1884 existirten. Die „Provincia de Mato Grosso“, 1880 begründet, Organ der liberalen Partei, mit Subvention der Regierung, und die „Situação“, 1867

begründet, Organ der conservativen Partei, standen sich als die leitenden Blätter gegenüber.

Ein „Organ der socialen Interessen" war der von einem Deutschen redigirte „Exspectador", 1884 begründet mit dem Motto: *Ridendo castigat mores.* Als getreuer Schildknappe der „Situação" rückte das „Echo de Cuyabá" ins Feld (1884), war jedoch nach $2^1/_2$ Monaten verschwunden. Bescheidener im Hintergrunde endlich: die „Briza" für die „allgemeinen Interessen der Provinz" (erster Jahrgang). Seine Laufbahn begann gerade damals unter vielen Entschuldigungen, dass ihm die dem Journalisten unentbehrliche Intelligenz mangele, der unparteiische „Athleta". Die sämmtlichen Zeitungen erschienen einmal wöchentlich Sonntags. Sie brachten nichts als Parteipolitik, locale Ereignisse, vermischte Nachrichten, persönliche Injurien und Poesie. Während unserer Anwesenheit war auch geradezu nichts von jenseit des Meeres oder nur des Paraguay in den Blättern enthalten. Doch wurde die Redaction der „Provincia" verändert und einem vielseitig gebildeten activen Offizier anvertraut. Das Gezänk der Redacteure beansprucht einen grossen Raum; mit dem classischen Aplomb des von der eleganten Vollendung seines Stils durchdrungenen Rhetors wird der Gegner, der es gewagt hat, betrachtet, angedonnert und vernichtet; dabei entsteigt dem Podium ein Weihrauchnebel so gewaltiger Gelehrsamkeit und so tief philosophischer Gedankenarbeit, dass den armen Leser ein Schauer der Andacht überrieselt. Und was ist des Pudels Kern? eine elende witzelnde Kleinigkeitskrämerei, die — — (Götz schmeisst das Fenster zu). Ueberall bombastische Uebertreibungen: mit dem Processe des Oberst X „haben sich alle Zeitungen der Erde beschäftigt", meint die „Provincia". Ein herzliches Verhältniss verbindet die Redaction mit den Abonnenten. Sie wünscht den erlauchten Neuvermählten, Joaquim Eulalio und Balbina Rosalina, eine lächelnde mit Blumen bestreute Zukunft; sie sendet dem Jubilar Agostinho zum Geburtstage einen Händedruck; sie erfleht vom Himmel für die sympathische Jacitinha noch viele Jahre des Daseins und eine unvergängliche Quelle des Glücks und Wohlergehens; sie macht bekannt, dass die zwölfjährige Ermelinda, die in einem Pensionat der Provinz Rio Grande do Sul ist, bei der letzten Prüfung den zweiten Preis erhalten habe und gratulirt dem Vater zu seinem verheissungsvollen Töchterchen. Den Annoncen ist verhältnissmässig geringer Raum gewidmet. Wer aber noch zweifelte, dass die modernen Ideen auch zum Ende der Welt vordringen, der lese die folgende Anzeige des Barbiers Theobaldino Severino, der „ein neu errichtetes Atelier seinen Clienten zur Ausübung seines Berufs anbietet. Er unterlässt alle die Unzuträglichkeiten, welche durch die übliche Bedienung entstehen können; so wird er bei jedesmaligem Ge-

brauch die Rasirmesser in eine Spiritusflamme halten, um die Ansteckung durch mikroskopische Parasiten des Gallensystems vom Einen zum Andern zu vermeiden, ebenso wird er bei jeder Person neue Seife anwenden.“ Im Contrast hierzu möge die nachstehende Verordnung der Polizei versinnbildlichen, wie viele Geister verschiedener Völker und Zeiten in Cuyabá aufeinanderplatzen: „es ist verboten auf den Strassen dieser Hauptstadt der Gebrauch der folgenden Offensivwaffen: Flinte, Carabiner, Pistole, Revolver, Degen, Fleuret, Dolch, Rasirmeser, Stichmesser, grosses Taschenmesser, Stockdegen, Schusterahle und Keule“.

Höchst charakteristisch für alle Theile ist die kleine Historie von dem Tode des Feigenbaums, „da morte da figueira“. In einer warmen Märznacht wird einer der wilden Feigenbäume auf dem Kirchplatze von frevelnder Hand gefällt. Es ist unangenehm, dass diese Unthat genau gegenüber der Polizeiwache stattgefunden hat. Der Polizeichef selbst stellt ein rigoröses Verhör an. Richtig, João Albino da Cruz, der Wachhabende, hat wieder der Länge nach auf dem Pflaster gelegen und geschlafen. 17 Zeugen aus der Nachbarschaft, zu der auch das Haus der obersten Polizeiverwaltung gehört, werden vernommen. Ein Barbier hat 10 Minuten vor dem Falle des Baumes den Senhor Henrique und eine Gestalt wie die des Dr. Antonio bemerkt. Der Polizeichef veröffentlicht seine Ergebnisse und erklärt, dass diese beiden zur bessern Gesellschaft zählenden Herren der Unthat dringend verdächtig seien. Nun muss man die geharnischten Proteste der Angeklagten lesen. Zunächst kommt ihr Advocat und zerreisst mit berufsmässiger Höflichkeit die Logik des sehr ehrenwerthen Beamten. Wie rückt ihm aber erst der Dr. Antonio zu Leibe! „Euer Hochwohlgeboren ist ohne Zweifel unfähig für den hohen Posten, den Sie einnehmen. Schwach an Verstand, eine Null an Willenskraft, arm an Kenntnissen, haben Sie nicht einmal die lächerliche Rolle bemerkt, die man Sie spielen liess, eine Puppe in den Händen eines Circuskünstlers: da haben Ew. Hochwohlgeboren Ihr Conterfei.“ „Es ist mehr als lächerlich, dass sich die erste polizeiliche Behörde der Provinz Mato Grosso mit dem Umhauen eines wilden Feigenbaums beschäftigt. Dürfte ich ein berufliches Gutachten über die geistigen Fähigkeiten Ew. Hochwohlgeboren abgeben, würde ich nicht zögern, Ihnen ein gutes Quartier in Rio de Janeiro, in dem prächtigen Palast der Praia da Sandade (dem Irrenhause) anzuempfehlen.“ Senhor Henrique endlich ist nicht weniger wählerisch in seinen Ausdrücken und bezeichnet nebenher den Helfershelfer des Polizeichefs, den „sogenannten Redacteur eines politischen Organs“, als eine „petrificação de um vomito“. Ausserdem werden zwei humoristische Extrablätter in der Stadt vertheilt, deren eins auf rothem Papier in Versen mit

der beliebten Form der Glosse die Wirkung des schrecklichen Unglücks vom Tode des Feigenbaums besingt. Die erste Strophe lautet:

> Sechs Tage lang hört Cuyabá
> Ein lautes, fürchterliches Klagen:
> Ohnmächtig ist er hingeschlagen
> Im Amte der Ali-Babá,
> Vom Ufer fern des Aricá
> Zum Bergwerk hin von Cabaçal
> Ertönt des Jammers Widerhall.
> Es starben Menschen in Poconé,
> Es schwankt der Thurm des Lava-Pé —
> Das war des Baumes Tod und Fall.

Man muss gesehen haben, mit welcher Schadenfreude das rothe Blättchen überall gelesen wurde.

Wer war nun der Uebelthäter? Es ist ein Geheimniss geblieben. Fest steht, dass Senhor Henrique durch das Verschwinden des dichtbelaubten Baumes von seiner Wohnung aus die freie Aussicht auf die Fenster einer schönen jungen Dame erhielt, fest steht, dass Dr. Antonio dem Polizeichef wenig hold war. Ob sich Liebe und Rache zu einem thörichten Streiche verbündet haben? Ob die Polizei, welche ein feines Gefühl dafür besitzt, wenn man sie ärgern will, vielleicht doch recht hatte? Quem sabe?

SECHSTES KAPITEL.

UNSER AUFENTHALT IN CUYABÁ.

Dergleichen Einrichtungen wie Hotels gab es nicht im Mato Grosso; das zunächst erreichbare war gerade so weit von Cuyabá wie der Berliner Kaiserhof vom Nordcap entfernt. Ein Italiener, der reiche und geizige Pascoal, der trotz seiner senilen Demenz noch gut zu rechnen verstand, nahm uns in Pension und überliess uns zwei grosse bequeme Zimmer. Das eine, der Salon, war mit der unsoliden Eleganz eines zweifelhaften Café möblirt — Marmortischchen, zerbrechliche Stühle mit gebogenen Füssen und Lehnen, schlecht versilberte Kerzenleuchter, an den Wänden eine Sammlung colorirter Darstellungen aus der griechischen Liebesmythologie, ein in einem Tage fabricirtes, heroisch gehaltenes Farbenaquarell, das den Hausherrn in seiner Glanzperiode wiedergab, und gegenüber, ihm viel ähnlicher, ein alter blinder Spiegel in hohem Goldrahmen. Das Schlafzimmer enthielt: ein Bett mit Moskitohimmel, Haken für Hängematten, drei Stühle, einen Waschnapf und eine Wasserflasche, — da ist aber auch Nichts in der Aufzählung vergessen. Das Bett hatte genügende Wäsche, wurde aber während unsers nahezu zweimonatlichen Aufenthalts niemals gemacht. Den zufälligen Besuch einer Nachtschwalbe, Fledermaus, einiger Eidechsen und Ameisenzüge nicht zu rechnen, waren als ständige Mitbewohner braune Schaben von einer Grösse und Menge bemerkenswerth, wie ich sie kolossaler und zahlreicher nicht in der Kajüte eines Segelschiffs der Südsee kennen gelernt habe. Die Zimmer hatten zur Decke das mit Ziegeln aus-

gekleidete Dachgebälk. Obgleich das Haus neu und hochherrschaftlich war, fand ich mich in einer Regennacht genöthigt, meine Correspondenz unter dem Schutze eines Regenschirms zu erledigen; so sass ich noch und schrieb, als schon die Hähne krähten. Unsere Kleider verdarben unrettbar, sie bildeten den günstigsten Nährboden für reichliche Schimmelculturen; unsere Koffer waren trotz eines rigorosen Absperrungssystems der colonisatorischen Manie der scharenweise einwandernden Kakerlaken preisgegeben, welche sich ins Unglaubliche vermehrten und eine schwunghafte Raubwirthschaft betrieben. Mit Vorliebe schienen sie das eingestreute Naphthalin zu exportiren.

Als angenehmster und kühlster Aufenthaltsort galt uns die lange „Veranda“, — nicht etwa ein Laubengang, sondern der wie die Zimmer mit Steinfliesen belegte Flur, welcher fast die ganze Hinterseite des Hauses einnahm und wegen der zahlreichen Fenster hell und luftig war. Die ganzen Wände hatte der Kunstsinn Pascoal's mit farbenfrischen Fresken bedecken lassen. Welch reiche Welt auf engem Raum! Vergletscherte Bergfirnen, ein rapid anschwellender Bach stürzt senkrecht zu Thal in ein Schweizerdörfchen, verlangsamt aber sofort seinen Lauf in einem italienischen Renaissancegarten; durch ein Marmorportal tritt er aus und wendet sich aufwärts zu blumengeschmückten Matten, um jenseit derselben in einen blauen See zu münden, der von Dampfschiffen aller Flaggen wimmelt, an dessen Ufern geputzte Menschen lustwandeln oder fischen.

Pascoal war mit einer schönen Orgel, in deren Vorderwand während seines Spielens und Singens allerliebste Püppchen einen Tanz aufführten, in das Mato Grosso gekommen, in Diamantino als Goldsucher vom Glück begünstigt worden und hatte die Cuyabaner zuerst das tägliche Brot kennen gelehrt. Sein Gebäck wusste sich neben der Farinha einen Platz zu erobern, und obwol sämmtliches Mehl importirt werden musste, rentirte sich die neue Erfindung.

Der Alte sass den ganzen lieben Tag auf demselben Fleck, von wo aus er die Veranda, die Küche und ein Strassenfenster mit Feldherrnblicken beherrschte und seine Befehle erschallen liess. 20 Cigarretten, sein selbst zuerkanntes Deputat, und ein Döschen Tändstickor auf einem Tischchen neben sich, stets ohne Rock, Weste und Strümpfe, so duselte er dort still-vergnügt vor sich hin oder brütete über irgendeinem dumpfen Groll, hielt ab und zu ein lautes Selbstgespräch und prügelte, wenn die Verstimmung nicht weichen wollte, ein kleines Negermädchen, dessen Erziehung er übernommen hatte. Abends, bei guter Laune, sang er mit hoher schläfriger Stimme ein Couplet aus seiner Künstlerzeit. Er war stocktaub und hatte eine eigene aus Portugiesisch und Italienisch gemischte, auch mit etlichen

griechischen Brocken durchsetzte Sprache. Sein Steckenpferd war die Levante, in der er die Jugend verbracht. Zuweilen kam er steifbeinig auf seinen schlürfenden Pantoffeln herangerutscht, die Hosen mit beiden Händen festhaltend, und erzählte, bei jedem Ausruf der Bewunderung eine Hand lösend, um einen Kuss von den Fingerspitzen zu werfen, von der Herrlichkeit des alten Athen, als Aristides — o que bello homem! — noch lebte, und die Stadt noch — büh! — Millionen! Einwohner zählte.

Unser Haus- und Tischgenosse war ein brasilianischer General deutscher Abstammung, der im Aeussern gar viel vom Don Quixote hatte, einen lieben, grimmen Humor besass und uns beharrlich auslachte, wenn wir von unserm Schingú schwärmten. Das sei ein durchaus verfehltes und überflüssiges Unternehmen. Es gebe so viel Unbekanntes in der Nähe. Warum den Schingú exploriren? „O Xingú não foge", der Schingú läuft nicht weg, war sein Refrain. Er gab uns manchen guten Rath und war uns trotz seines Spottes ein redlicher, wohlwollender Freund.

Von Etiquette und Toilette war in unserm Verkehr keine Rede; sie wäre am Tische Pascoal's auch lächerlich gewesen. Wir speisten im freiesten Négligé. Unvergesslich ist mir die lange Gestalt des Generals vor allem geblieben, wenn sie morgens in einen Poncho gehüllt und auf eine Art Alpstock gestützt zu dem Spaziergange erschien, den wir alle nach der Reihe in den grossen und schönen, manches stille Versteck gewährenden Garten anzutreten hatten. Erinnern sie auch ein wenig an die Schildbürger, die Cuyabaner, nicht die Fenster sind an den Häusern, die sie bauen, vergessen.

Pascoal hatte eine prachtvolle goldene Uhr, aber die schwarze Köchin war höchst unpünktlich. Verzweifelnd meldete sich gewöhnlich zuerst der General in der Veranda, klatschte in die Hände und fluchte; dann trieb einen oder den andern von uns der Hunger in die Scene, schliesslich standen wir alle vier höchst ungemüthlich vor dem Stuhle Pascoal's; der General schrie dem Alten in die Ohren, und wir drei hielten ihm jeder eine Uhr vor Augen. Wenn alle Mittel des Friedens versagten, schossen wir Revolver in der Veranda ab, dann zuckte unser tauber Hausherr Schlag für Schlag wie eine Marionette zusammen, griff seine Hosen auf und stürzte wüthend in die dunkle Hexenküche.

Die Speisekarte war einförmig: Suppe, zweierlei Fleisch oder einmal Fisch, Bohnen, Reis, Salat, zuweilen Geflügel, Bananen und Edamer Käse. Dauerte es nun lange, bis das Essen aufgetischt wurde, so kam doch, wenn es kam, alles zu gleicher Zeit. War die Suppe zu heiss, konnte man mit dem Braten beginnen. Zur Serviette diente der herabhängende Theil des Tischtuchs. Die Zubereitung liess meist nichts zu wünschen übrig, und

wir waren immer vergnügt, wenn wir endlich das Ziel unserer Wünsche erreicht hatten. Der General schäkerte mit der jungen Mulattin Amalia, die uns nicht ohne Koketterie aufwartete; wir übten uns, nach brasilianischer Art Farinha aus dem Löffel in den Mund zu werfen, und assen Pfeffer, bis rothe perlende Flecken auf den Wangen sichtbar wurden.

Hatte man Messer und Gabel niedergelegt, so griff man, um die Pause bis zum Kaffee auszufüllen, zum Zahnstocher, dessen Handhabung Herren und Damen mit peinlicher Gewissenhaftigkeit obliegen. Ein Tässchen vorzüglichen Mokka, eine schwarze Cigarrette, noch einen Zahnstocher auf den Weg — so verlief es alle Tage. Zuweilen kam ein alter Major, um den General abzuholen; er setzte sich noch ein Weilchen zu uns und rauchte ein Pfeifchen. Auch er litt an der Cuyabaner Manie, die mich so manchen Folterqualen aussetzte, der — ich muss mich als Berufsmensch so hart ausdrücken — der Medicinpfuscherei. Obendrein war der College Major fanatischer Homöopath; „was Jesus für die Menschheit war", erklärte er, „ist meines Erachtens auch Hahnemann gewesen". Zu unserer Reise schüttelte er bedenklich den Kopf. „Sie sterben jedenfalls unterwegs", prophezeite mir der Unglückselige, „das sehe ich an Ihrem Gesicht, der Guilherme später auch, nur der Othão wird durchkommen." Ganz so schlimm ist es nicht geworden; für den Grad und die Reihenfolge des Erkrankens hat er aber recht behalten; hole der Henker die Homöopathie.

Die Abende brachten wir meist in Gesellschaft zu, vorausgesetzt dass es nicht regnete, denn alsdann — wir liessen es uns an einer trüben Erfahrung genug sein. Wir hatten uns bei unserm Freunde, dem deutschen Klavierlehrer, im Anfange unsers Aufenthalts für den Abend angesagt. Trotz des schmählichen Wetters stolperten wir den langen Weg, die vielen Wasserlachen verwünschend, zu Senhor Carlos. Kurz nach 8 Uhr langten wir an. Die Thüre, die Fensterladen waren geschlossen, das Häuschen lag im tiefsten Frieden, kein lebendes Wesen war auf der Strasse zu erblicken und der Regen goss in Strömen. Keine Klingel, kein Klopfer. Erstaunt trommelten wir an den Fensterladen. Endlich öffneten sich dieselben, auf dunkelm Grunde erschien Senhor Carlos im Gewande der Nacht. „Wo kommen Sie denn her? was wollen Sie denn?" lautete seine trauliche Begrüssung. „Ja, um diese Zeit — wenn es regnet", erwiderte er auf unsere Erinnerung an die Absprache, „geht hier alles schlafen. Da kann man sich nicht besuchen. Was soll man also Besseres thun?" Und die Expedition begab sich auf den Heimweg.

Am angenehmsten waren die Abende im „Paço", im Hause des Präsidenten.

Die oberste Behörde des Mato Grosso wurde damals durch den Baron

de Batovy in vorzüglicher Weise repräsentirt; obwol er natürlich der am Ruder befindlichen liberalen Partei angehörte, wusste er durch seine Gerechtigkeitsliebe und sein versöhnliches Wesen auch die Conservativen derart für sich einzunehmen, dass alle in seinem Lobe einig waren. Ein liebenswürdiger Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle, eine prächtige militärische Erscheinung in seiner goldgestickten Generalsuniform, steht er uns im dankbarsten Andenken. Er kam unsern Wünschen auf das bereitwilligste entgegen und hat durch seine Unterstützung unser Unternehmen unendlich erleichtert, vielleicht erst ermöglicht.

Baron de Batovy.

Das Innere des nur aus einem erhöhten Erdgeschoss bestehenden Palastes war einfach und freundlich: längs der Fronte ein Vorzimmer und ein Gesellschaftszimmer; in letzterm zwei Oelgemälde, Porträts der Majestäten; neben ersterm das Arbeitszimmer des Barons, an welches ein kleiner Saal stiess, ein Schlafzimmer, und wie immer längs der Rückseite des Hauses die Flurhalle. In dem Saale stand ein blauer Thronhimmel und ein Sofa, sonst war er leer.

Wir trafen den Baron immer mit zwei oder drei Herren beim „Solo“spiel, das er sehr liebte, in dem geräumigen und comfortablen Arbeitszimmer. Wir erhielten eine vortreffliche Paraguaycigarre, schauten dem Spiele zu und hatten während der Pausen in zwanglosem Geplauder Gelegenheit, unsere noch recht lückenhaften Kenntnisse des Portugiesischen zu vervollkommnen. Hinter dem Stuhle des Präsidenten stand die allerliebste Quadrone Lucia, welche, ursprünglich Sklavin, die Freiheit geschenkt bekommen

hatte; — ich hätte sie ihr nie gegeben. — Jedesmal, wenn ihr gütiger Herr zu Ende geraucht hatte, steckte sie graziö sein neues Cigarrettchen in den Mund, zündete es an, prüfte einen leichten Zug und überreichte es dem Baron mit dem treuherzigsten Gesicht. Uns gab sie nur Zündhölzer.

Unsere beste Lehrerin war die Baronesa, die gewöhnlich später erschien. Der Gemahlin des Präsidenten, einer äusserst lebhaften Dame, sah man nicht an, dass sie einen Sohn hatte, der bereits die Universität zu absolviren im Begriff stand. Sie schwärmte für ihre Heimat, die Provinz Rio Grande do Sul, und äusserte sich sehr lobend über unsere Landsleute, deren Colonien im blühenden Zustande seien und der Provinz zum Segen gereichten. Sie war unermüdlich, uns über Menschen, Einrichtungen und Erzeugnisse ihres Vaterlandes zu belehren. Zu sehr Dame der Gesellschaft, als dass sie sich in dem Mato Grosso glücklich fühlen konnte, als dass sie sich nicht zuweilen auch ein wenig über die primitiven Verhältnisse moquirte, hob sie doch unausgesetzt hervor, dass alles so viel besser sei, als man erwarten sollte, und sprach sich besonders über die Fruchtbarkeit der Vegetation begeistert aus. „Wo gibt es ein Land, in dem die reifen Apfelsinen, wenn man sie nicht abpflückt, wieder ergrünen und sich ein Jahr in frischem Safte erhalten, ja an Güte zunehmen?“ Sie gab uns solche Apfelsinen und schickte uns Früchte zu, die wir noch nicht kannten. — „Haben Sie schon die Cajú gesehen?“ fragte sie eines Abends. Wir mussten die etwas süsslich und terpentinhaltig schmeckenden Früchte, die uns in Limonade besser mundeten, kosten und bewundern — „O, wir haben einen Baum draussen, Sie sollen ihn kennen lernen.“ Sprach's, sprang auf, Lucia nahm eine brennende Kerze zur Hand, und so zogen wir drei wissbegierige Jünger hinter den Beiden hinaus. Lucia stellte sich mit der Kerze, in deren Schein ihre prachtvollen, dunkelbewimperten Augen sanft funkelten, unter den Baum und wir riefen einstimmig: „Ach, welch ein schöner Baum, der Cajúeiro.“ — Homöopathin war die Baronesa auch; die Allopathie, meinte sie, bringe die kleinen Kinder um.

Um 9 Uhr wurde Thee, paraguayischen wie chinesischen Wachsthums, mit ausgezeichnetem Confect gereicht; allmählich schlossen die Spieler ab, ihre Maiskörner zusammen rechnend, man plauderte noch ein wenig und verabschiedete sich pünktlich.

Nur an Sonntagabenden war die Gesellschaft zahlreicher. Draussen in der hübschen Anlage vor dem Paço wurde von zwei Militärkapellen musicirt, und die halbe Stadt spazierte im Garten vor den hell erleuchteten Fenstern der Präsidentur auf und nieder.

Schauen wir uns um, was es sonst Sehenswerthes gab. Die Sociedade „Amor á arte“, in der die beiden Parteien neutralen Boden fanden, war

nur dramaturgischen Interessen gewidmet. Wir wohnten einer Benefizvorstellung bei, die sie zu eigenen Gunsten veranstaltete. Das Theater, von einem Marinelieutenant erbaut, hat im Innern Aehnlichkeit mit einem Schiff, sagte man. Einfacher Holzbau, Galerien, in denen durch Pfosten und Querbalken mehrsitzige Räume abgetrennt waren; gegenüber der Bühne die Präsidentenloge. Die „Logen“ waren hauptsächlich von Damen besetzt; längs der Wände hockten im Hintergrunde dienstbereite Sklaven. Die Höhe des Eintrittsgeldes war dem Ermessen des Besuchers überlassen. Wir hatten bei zwei feierlichen Herren, die uns zu Hause aufwarteten, eine Loge bestellt, und, da man uns glücklicherweise an diese Nothwendigkeit erinnert hatte, die entsprechende Anzahl Stühle in das Theater geschickt.

Man spielte „Kain und Abel“, trotz des Titels ein modernes Stück; der eine Held war so brav, wie der andere verrucht war, allein der Streit zwischen den Brüdern entstand nicht um des Rauches, sondern um einer Flamme willen, soweit ich folgen konnte. Dafür dass es Dilettanten waren, machten die Schauspieler ihre Sache ganz gut; gewiss ist es alles Mögliche, wenn solche Bestrebungen in einem Orte wie Cuyabá nur einigermassen gelingen. Der Souffleur, dessen Schatten, Hut auf dem Kopf, zuweilen an einer Coulisse vortrat, war bemerkenswerth, wir lernten ihn später kennen; man hatte ihn genommen, weil er keine Stimme besass; — seit Jahren aphonisch, flüsterte er vorzüglich, konnte aber selbst bei der grössten Begeisterung für den Dichter seinen Vortrag niemals mit dem des darstellenden Künstlers in Vergleich bringen. — Meine Aufmerksamkeit beschäftigte sich mehr mit dem Publikum; ich fand es überraschend kalt und nüchtern. Ich hatte geglaubt, hier müsse das ganze „Schiff“ vom Sturme des Beifalls erschüttert in den Fugen krachen. Keine Rede — es war mehr Schulfeier in der Aula, als Theatervorstellung. Eine Militärkapelle bildete das Orchester, — aber was war das? Ein Widder wandelte im Sperrsitz durch den Mittelgang, einige Jungen zausten ihn vergnügt und das Thier nahm erzürnt die drohende Pose seines Geschlechts ein; sollte das Stück doch noch in die Bibel zurückgreifen und am Ende der Widder dem Abel entlaufen sein?

Es war nur der Bataillonswidder, dem wie in Corumbá die Kirche, so hier auch der Tempel der Kunst offen stand. Mir aber war ganz alttestamentlich zu Muthe geworden; die Arche, Kain, Abel, der Widder und ein Engel von Mädchen in der Nebenloge. Diese Brasilianerinnen können mit 12, 13 Jahren, wo sie schon über das Backfischchenthum hinausgewachsen sind, und die Mama ernstlich an das Verheirathen zu denken anfängt, in ihrer erblühenden Schönheit ganz bezaubernd und bestrickend sein. Wie dir zuweilen im Stillen Ocean eine eben erst am Horizont auftauchende

Insel, nach der du lange schon ausgespäht, plötzlich eine sanft wogende Brise köstlichen Blumenduftes entgegensendet, — du aber lässest dich entzückt von diesem lieblichsten Winde umspielen, athmest ihn ein mit vollen Zügen, und deine Sehnsucht wächst — so, theurer Leser, vergib mir mein Pathos und beneide mich lieber, wenn du es nicht erlebt hast, so entströmt auch solch unschuldvollem jungen Geschöpf der Tropen, bereits Jahre voraus, ehe es sich zu vollster Reife entwickelt hat, ein zarter, wonniger Duft der Weiblichkeit, der unsern europäischen Rosenknospen noch versagt ist. Ihm selber unbewusst und darum so rein wie jenes Arom auf dem Meere.

Uebrigens will ich keinen Beitrag zur Jäger'schen Seelentheorie liefern; — während also, wie ich annehme, Kain den Abel todtschlug, sang ich meinen stillen Psalm auf das reizende Mädchen und dachte nicht mehr an die Bühne als der Widder, den die Jungen am Fell zupften. Hübsch war sie aber und da ich sie niemals wiedersah, ist sie es mir auch geblieben; so ging das Schauspiel zu Ende.

Der Familienclub der liberalen Partei, die „Terpsichore" hatte uns zu einem Thé dansant eingeladen.

Wir bereiteten uns nach Kräften vor; emsig bemühten wir uns, die Schimmelculturen von unsern Fräcken wegzubürsten; Clauss nähte mit verrosteten Nadeln, die beharrlich zerbrachen, Westenknöpfe an; Wilhelm quälte sich, die schwerverbogene Feder seines Klapphuts zu repariren; ich ging aus und suchte mir den feinsten Barbeiro. 3 Kämme, 2 Bürsten, 1 Dose Puder, 1 Fläschchen Haaröl und 1 dito Waschspiritus, 1 Stuhl, 1 Spiegel und an demselben das Flugblatt vom Tode des Feigenbaums. Während des Haarschneidens sprach der fleissige Figaro kein Wort; ich rauchte, er rauchte; als ihm die Cigarrette im Eifer des Geschäfts ausging, wurde stumm pausirt, ich gab ihm Feuer, wir qualmten wieder, und er schnitzelte weiter. Nachdem die Procedur vorüber war, reichte ich ihm einen Milreis (2 Mark); dankend steckte er ihn ein, — schweigend streckte ich wieder die Hand aus, — da griff er in die Tasche, erstattete mir wenigstens die Hälfte zurück und entliess mich unter einem Wortschwall von Complimenten.

Um 8 Uhr begann die Gesellschaft. Sie fand in dem „Sobrado", in „dem" einstöckigen Hause am Kirchplatze statt. Der Baron Batovy, auch Präsident der „Terpsichore", empfing uns freundlichst; wir waren die einzigen Fräcke, doch trugen die Herren alle Schwarz. Ein kleiner Saal wie ein Auditorium, Rednerkanzel, Tisch für den Vorstand, Klavier, Damenflor, — geöffnete Flügelthür, Herrenphalanx, — Spielzimmer, Buffet, — im Treppenflur eine Militärkapelle.

Die Abendunterhaltung sollte in drei Theile zerfallen: 1) Rede und Discussion, Wissenschaft; 2) Gesang und Spiel, Kunst; 3) Tanzvergnügen.

Zunächst hielt ein Mitglied einen von lebendiger Declamation getragenen Vortrag, in welchem er einen Abriss der römischen Kaisergeschichte gab. Er zählte die sämmtlichen Cäsaren auf und verfehlte nicht, jeden einzelnen durch ein entsprechendes Prädicat zu unterscheiden; ebenso liess er keinen der jener Epoche zugehörigen Namen der Literatur und der Philosophie unerwähnt. Discussion fand nicht statt. — Zwei Damen sangen ein Duett, eine dritte spielte mit grosser Verve eine Phantasie über „Die letzte Rose". Wie die Funken in einem Sprühfeuerwerk allerwärts durcheinanderprasseln, blitzten und schossen über den Tasten die Fingerchen die Kreuz und Quer; man wurde geblendet. Jeder Leistung, auch dem Ende des Römischen Kaiserreichs, folgte seitens der Kapelle ein rauschender Tusch. Längst schon zuckte es dem Alter in den Händen, der Jugend in den Füssen, diese trat zum Tanze an, jenes griff zu den Karten. Ich blieb neutral und trank Bier, Elberfelder Alligatorbier. Unter uns Dreien waren die Rollen so vertheilt, dass Clauss tanzte, Wilhelm zeichnete und ich sprach; heute also hatte Clauss zu thun. Rundtanz und Quadrille wechselten ab; die letztere scheint für das heisse Klima erfunden zu sein; und wieder wäre es ein Irrthum zu glauben, dass hier mit besonderm Feuer, mit grösserer Leidenschaftlichkeit getanzt würde als bei uns. Im Gegentheil, das ewige Einerlei von Quadrille und Polka wurde nur selten durch einen Walzer oder einen Havanero abgelöst.

Die Toiletten, vielleicht gerade nicht *du dernier goût*, waren im ganzen durchaus gefällig und durften sich gewiss auf jedem Honoratiorenball eines deutschen Provinzialstädtchens sehen lassen. Ich hatte gefürchtet, dass sie überladen und schreiend wären, allein es scheint dem Geschmack der Frauen unendlich wohlzuthun, wenn sie ihre Kleider selbst nähen müssen, und das können in Cuyabá nur wenige vermeiden.

Die Gesichtsfarbe der Damen hielt sich vorwiegend in den hellern Tönen; so genau wie man bei uns über die Frisur der Nachbarin Bescheid weiss, kennt die Brasilianerin den Grad der Schattirung im Antlitz ihrer Freundin und bedarf keiner numerirten Farbenscala, um das exact zu rubriciren.

Ich wollte wissen, ob der Vortrag auch auf fruchtbaren Boden gefallen sei, — auf blanken Fels stiess ich. Wohin hatte der Wind die Körner getragen? War da z. B. ein Kreolentöchterlein, mit warmem Teint, vollen, weichen Wangen, schwarzen, lustigen Augen, im himmelblauen Seidenkleidchen, eine flammengelbe Schleife wie einen grossen Schmetterling im „Rabenhaar", keine blasse Ahnung mehr hatte das lebensfrohe Kind des Sommers von Diocletian und Heliogabalus. Wenn ich ihr erzählt hätte,

ich habe in Nordamerika eine Kanone aus purem californischen Golde gesehen, die von einem römischen Imperator auf der Flucht vor den Chinesen dort zurückgelassen sei, die Kleine hätte mir alles aufs Wort geglaubt und wäre in reizender Verlegenheit über ihre eigene Gelehrsamkeit erröthet.

Es war die Nacht auf den Ostersonntag. Um 4 Uhr sollte eine Frühprocession mit Betheiligung der Nationalgarde stattfinden. Nach Mitternacht erschienen bereits Offiziere, welche an der Rosariokirche die Ehrenwache bildeten und abgelöst waren. Der Ball endete gegen 2 Uhr; man eilte nach Hause und warf sich in Uniform; Terpsichores Klänge waren verhallt, und vom Berge läutete das Glöcklein.

Die Familien der Conservativen hatten in dem Recreo Cuyabáno ihren Mittelpunkt. Ihr Oberhaupt war ein steinreicher, gutmüthiger, alter Herr. Derselbe zeigte uns stolz das in Lissabon gemalte Bild seiner verstorbenen Gattin, einer schönen Dame. „Sie war“, sagte er, „a primeira moça da provincia“, ein hübsches Wort, das sich nicht übersetzen lässt; moça ist junge Frau. Auf einem Ball des Recreo im Hause des Parteiführers war die Gesellschaft bedeutend gemischter; sie spielte stark ins dunkelbraune. Das fiel um so mehr auf, als auch die Präsidentin und einige andere „Töchter fremder Provinzen“ erschienen waren. Man begann hier sofort mit dem dritten Theil; in drei grossen Zimmern wurde flott getanzt. Die sämmtlichen Räume waren geöffnet. Auf dem Flur oder in einer Nebenstube feierten die Kinder ihren Privatball; diese zum Theil noch nicht schulpflichtige Jugend absolvirte die langen Quadrillen von Anfang bis zu Ende mit vollendeter Ernsthaftigkeit, wenn man auch einmal nebenher ein Stück Kuchen ass. Ein Junge, sah ich, hatte über die Rundtänze eine viel vernünftigere Auffassung als die Alten; er wollte durchaus seine Partnerin küssen, und als diese sich zierte, prügelte er sie zur Strafe weidlich durch; was blieb nun dem armen Mädchen übrig? Sie hielt ihm die andere Wange zum Kusse dar, und beide fanden das Tanzen noch einmal so schön.

Plötzlich trat ein älterer Herr, den ich nicht kannte, auf mich zu, kreuzte die Arme über die Brust und fragte mich inquisitorisch: „Wie alt sind Sie?“ Ich antwortete gehorsam. „Und der zweite Herr dort?“ So und so viel. „Und der dritte Herr dort?“ Wieder nannte ich die Zahl. „So!“ sagte er mit gerunzelter Stirn und ging. Das war ein „typo“. Ein „typo“ ist man, wenn das eine oder andere Rädchen im Gehirn den Dienst versagt, und, wenn der Uhrmacher den Schaden gar nicht mehr repariren kann, ist man ein „typão“, ein grosser typo.

Soll diese Species des homo sapiens auch nicht etwa eine Eigenthümlichkeit gerade von Cuyabá sein, so hat sie doch bei den freien gesellschaftlichen Verhältnissen dort einen besondern Spielraum. In der Terpsichore

schon war ich nicht wenig erstaunt gewesen, als ein bleicher Herr mit schwarzem Vollbart, Hut und Regenschirm in der Hand, an mich herankam: „Haben Sie schon Bier getrunken?“ „Nein, mein Herr, noch nicht“. „So darf ich Sie bitten“, meinte er offenbar erfreut, „ein Glas mit mir zu trinken.“ Wir schritten zum Buffet, er befahl eine Flasche und liess das Bier zwischen uns theilen. Er leerte sein Glas und würdigte mich keines weitern Wortes. Mit Clauss und meinem Vetter spielte sich dieselbe Scene ab. Und heute — ich stand in einer Fensternische, die Nachtluft geniessend, da tippte mich jemand auf die Schulter, — wirklich, da war wieder der bleiche Gesell, Hut und Regenschirm in der Hand. „Haben Sie schon Bier getrunken?“ „Ja, mein Herr, ich habe schon Bier getrunken.“ „Wollen Sie nicht ein Glas mit mir nehmen?“ „Besten Dank, mein Herr, augenblicklich möchte ich nicht.“ Lange Pause. Ich schaute in die Nacht hinaus, und er blickte stumm in seinen Hut. „So wollen Sie wirklich“, hub er plötzlich in traurigem Tone an, „jetzt kein Bier trinken?“ Ich blieb fest. Er warf einen verzagenden Blick auf das Buffet und schied. Zu meiner Beruhigung sah ich ihn bald darauf freudestrahlend mit einem andern an den Schenktisch herantreten. Das war ein „typão“.

Das gesellschaftliche Leben ist die Lichtseite von Cuyabá. Ein Fest löst das andere ab; überall ist man willkommen.

Dem Morgenbesuch wird ein Gläschen Liqueur, zum Theil vortrefflich im Hause zubereitet, Guaraná, das unschuldig schmeckt, oder auch reiner heimischer Zuckerbranntwein vorgesetzt; man darf auch zum Frühstück bleiben. Die Einrichtung ist überall einfach; man bedenke auch, welchen Weg jedes Stück Möbel zurückzulegen hat. Leider fehlt nur selten das Klavier. Es gab damals über 60 in dem Städtchen, während zur Zeit der Ankunft unseres Senhor Carlos nur fünf vorhanden waren. Auch in dem verstecktesten Gässchen erklangen allabendlich die „Klosterglocken“ oder stieg das „Gebet einer Jungfrau“ weithin vernehmbar zum Nachthimmel empor. Anfänglich vermisste ich den Bilderschmuck in den Zimmern. Bald aber freute ich mich, wenn man die Tapete ruhig für sich wirken liess. Denn was wir zu sehen Gelegenheit hatten, rührte von schwachen Dilettanten oder, wie sie hier hiessen, „curiosos“ her und war curios genug gemalt. Zwei Photographen machten ihre Sache gar nicht übel; nur hätte der eine sich einen zweiten Prospect beschaffen sollen: wohin man kam, sass oder stand Vater, Mutter oder Kind vor derselben schweizer Sennhütte, einen schneebedeckten Berggipfel dahinter. Ich besitze sogar das Bild eines Coroá-Indianers, der in Cuyabá gewesen war, vor der Sennhütte; man fröstelt, wenn man ihn so allein mit dem Federgürtel bekleidet auf der hohen Alm stehen sieht.

Waren nirgendwo Luxusgegenstände vorhanden, brauchte man im Salon auch weniger ängstlich zu sein. Wie erschraken wir eines Tages, als wir bei der Dame des Hauses in der guten Stube sassen und plötzlich von der Veranda her drei muntere Ziegen am Klavier vorübertrappelten, um nach einigen Seitensprüngen durch die angelehnte Thüre auf die Strasse zu verschwinden; wie schämten wir uns aber auch, so schnell unsere Geistesgegenwart verloren zu haben, als die Dame den galopirenden Hausthierchen nicht die geringste Beachtung schenkte.

Bei den Abendbesuchen ging es immer herzlich und gemüthlich her. Reichlich Bier und Musik. Immer waren Nachbarn da oder doch Nachbarskinder. Die grosse Freiheit, welche man der jungen Generation lässt, sodass sich dieselben wie Erwachsene bewegen dürfen und deshalb auch schon früh benehmen, hat für unsere Augen etwas Ueberraschendes. Blödigkeit und Ungeschicklichkeit kommen nicht vor; weder weint der Junge, der dem fremden Onkel die Hand geben soll, noch zittert das Mägdlein gefahrdrohend, wenn es ihm purpurübergossen ein Glas kredenzt; dafür hat dieser aber auch die Verpflichtung, holperigen Fingerübungen auf dem Klimperkasten mit andächtigem Staunen zu lauschen und mit freundlichem Lächeln die innere Genugthuung über die Energie des kleinen Mannes zu bekunden, der bei Tischschreit und strampelt: „não quero — ich mag nicht“. Ein Papa machte uns besonderes Vergnügen, war es Ordnungsliebe, war es Humor der Schaffensfreude, wegen der systematischen Art der Namenstaufe, die er an seinen Kindern vollzogen hatte. Die Namen der Knaben fingen alle mit A an: Alberto, Arthuro, Alfredo, Ancanor und Achilles, — er selbst hiess Agosto, — die Namen der Töchter alle mit C: Constança, Cordolina und Corina; die Mutter hiess leider Maria da Gloria.

Das Bier, welches ungemein viel consumirt wird und nicht billig ist (2 Mark die Flasche), war sämmtlich deutscher Herkunft und zumeist (durch Häuser in Montevideo oder Rio) aus Elberfeld bezogen; meinem Vetter und mir gereichte es stets zur Empfehlung, dass wir in Düsseldorf bei Elberfeld zu Hause waren, und nur der Wahrheit zu Liebe mussten wir erzählen, dass trotz der Etiquetten die Bierbrauer an dem Rio Wupper nicht durch Jaguare und Alligatoren beunruhigt werden. Auch die Damen würdigten die „cerveja“, — wenigstens die dicken, bejahrteren.

Allgemein bei Alt und Jung, Männlein und Weiblein, bestand eine Leidenschaft für süsses Gebäck, das sie vermuthlich, weil sie es so sehr liebten, ausgezeichnet herzustellen wussten. Uns ergriff bald dieselbe Passion. In den grössern Gesellschaften erschienen ab und zu einige Herren, Freunde des Hauses, welche sich nützlich — utile cum dulci — zu machen suchten, mit riesigen Präsentirbretern voll der leckern Waare; flüchtige Bilder des

Augenblicks, verschwanden die Berge in wenigen Minuten. Namentlich der mit etwas Kokos versetzte Mandiocakuchen der Commandeurin des 21. Bataillons war so gut, dass ich allein seinethalben gern noch einmal nach Cuyabá zurückkehrte.

Langweilig war es niemals in diesen Gesellschaften; man weihte uns in die Verhältnisse des Nächsten und offenherzig auch in die eigenen ein; man sprach im Nothfall über den Schingú, man redete freundlich von unserm Vaterlande. Man kommt in Brasilien überhaupt den Deutschen wegen ihrer glücklichen colonisatorischen Eigenschaften mit vieler Sympathie entgegen; in einem Orte zudem, in welchem das Militär eine solche Rolle spielte, machte sich auch die Achtung vor den Erfolgen unsers Heeres erheblich geltend. Dieses Gesprächsthema wurde immer aufs neue erörtert. Mit besonderer Verehrung äusserten sich die Unterrichteten über den deutschen Generalstab. Die Hauptfehler der brasilianischen Truppen seien zwei: man kämpfe mit modernsten Waffen nach altem System; nicht geschlossen, sondern in zerstreuten kleinen Abtheilungen. Alsdann sei die individuelle Ausbildung des Soldaten ungenügend; er kenne seine Waffe zu wenig; man habe das Comblain-Gewehr gewählt, weil es bei sinnreichem Mechanismus verhältnissmässig die grösste Solidität besitze. Relata refero.

Sehr vergnügte Stunden verflossen uns in dem Hause eines äskulapischen Collegen, eines geborenen Cuyabaners; seine junge Frau, aus Rio gebürtig, war eine Virtuosin auf dem Piano, und das Söhnchen hiess mit Vornamen Tartini. Frau Eugenia übte täglich vier Stunden und besass eine erstaunliche Geschicklichkeit. „Sie müssen das sehen“, pflegte ihr Gatte zu sagen, die Stühle sämmtlich an das Instrument heranrückend, „sehen“ und spielte mit seinen Fingern Klavier in der Luft, so schnell er konnte.

Eines Tages fanden wir in einem Zimmer einen hohen Altar gebaut, auf demselben lag eine Krone und ein Scepter. Der Kollege war „Imperador“, Kaiser geworden.

Wir gingen der „festa das esmolas“, dem Almosenfeste, entgegen. Dies sei ein „preludio“ für die Pfingstfeier, das bald nach Ostern stattfinde. Durch das Los werde ein Herr bestimmt, welcher während dieser Zeit zur Veranstaltung von Festlichkeiten in seinem Hause verpflichtet sei. Die Gastfreundschaft sei unbeschränkt, dafür aber bringe auch jeder „esmolas“, Almosen, dar. Der Kaiser zieht mit einem grossen Gefolge von Thür zu Thür, Almosen in Form von Geldbeiträgen zu sammeln. Ausserdem aber schickt man in die „casa da festa“, in das Festhaus, Spenden aller Art, die später versteigert werden. Auch die Aermsten betheiligen sich daran; in frühern Jahren, wo es noch keine Wasserleitung gab, brachten Leutchen, die nicht mehr zu geben hatten, wenigstens einen Krug mit Wasser zum

Almosen, den sie weit weg am Flusse gefüllt hatten. Im Hofe wimmelte es von jungen Schweinen, Ziegen, Hühnern, eine Unzahl Papagaien räsonnirte in das bunte Treiben hinein, etliche Affen hüpften an der Kette, ja im Garten wurde uns ein grosser Strauss gezeigt, den jemand geschenkt hatte. In der Veranda hatte sich eine Fülle von Gebäck und Blumen angesammelt. Drei hohe Pyramiden aus Makronenteig ragten im Fähnchenschmuck über eine ganze Weihnachtsausstellung von Süssigkeiten. Zwei Bürgersfrauen traten gerade ein; die eine schenkte eine blaue Schleife, die andere ein Paar Ohrringe. Wer kam, wurde bewirthet. Es herrschte eine ungemeine Thätigkeit.

Ganz gerührt gingen wir nach Hause, wir wollten auch ein Almosen spenden, das, wie wir glaubten, den Armen zugute komme. Wilhelm musste sich hinsetzen und zeichnen; aber was? Allerlei profane Motive wurden verworfen, wir waren zu fromm gestimmt. So entstand ein schwebender Engel, auf seiner Stirn strahlte ein Stern, unten lag Cuyabá im Morgenduft. Der Engel hielt ein Buch in den Händen, in dem man las: „quem dá esmolas aos pobres, empresta a Deus"; wer den Armen Almosen gibt, leiht Gott. Wir hatten diesen Spruch, da nirgends Bibeln zu finden waren, — der Bischof dulde sie nicht, — mit Mühe in einem Schulbüchlein aufgetrieben und waren sehr zufrieden. Das Bild wanderte zum Festhause.

Bei Tisch hatten wir nicht wenig vom Spotte des Generals zu leiden. Der Festunternehmer behält die „Almosen" oder den in der Versteigerung erzielten Betrag selbst, um einen Theil der Kosten zu decken. Die letztern belaufen sich zuweilen auf 2—3 Contos (4—6000 Mark), immer über 1 Conto. „Quem dá esmolas ao festeiro, empresta a diavo", brummte der General, höhnisch auflachend: „Wer dem Festunternehmer Almosen gibt, leiht dem Teufel".

An dem bestimmten Abend begaben wir uns zum „Leilão", zur Versteigerung. Vom Treppenaufgang rechts und links ein Zimmer, dahinter die Veranda, rechts der hell erleuchtete Altar, links Empfang der Gäste, in der Veranda die Damen in schönem Kranz; der ganze Raum, Stuhl dicht an Stuhl gerückt, so gefüllt, dass nur ein Gang zum Hofe, wo die Versteigerung stattfand, übriggelassen war.

Die Handlung dauerte von 8¼ — 10¾ Uhr; während der ganzen Zeit sassen die Damen unbeweglich auf derselben Stelle. In unsern Bazaren haben sie gewiss eine angenehmere Rolle. Die kauflustigen Herren wurden im Hofe vereinigt; in der Ecke, damit sie sich Muth tränken, stand ein grosser Tisch mit Bier und dergleichen. Ein Major Eduardo und der kleine Postdirector brachten die gestifteten Geschenke Stück für Stück herbei und

boten sie aus. Die Sitte erfordert nun, dass der ersteigerte Gegenstand einer Dame überreicht wird; man flüstert ihren Namen dem Auktionator ins Ohr, und dieser entledigt sich seines Auftrags in der Veranda, bevor er einen neuen Gegenstand herbeibringt. Bezahlt wird erst an spätern Tagen, das Geld wird abgeholt. Da gab es Sträusschen, Handarbeiten, Decken, Kissen, Schleifen, Lesezeichen, Torten, Pasteten, Blumenkronen u. s. w. Die Börse war nach dem Urtheil der Kenner flau, der ganze Ertrag belief sich auf Milreis (1200 Mark).

Jeder hatte sich offenbar vorgenommen, so oder soviel auszugeben; ob er die Summe nun an eine kostbare Decke oder an zwei zusammengebundene Blumen wandte, konnte ihm gleichgültig sein, da er das Erworbene doch verschenken musste. So bildet sich naturgemäss der chevalereske Brauch aus, gerade für einige Blumen, die sich hübsch überreichen lassen, die höchsten Preise zu zahlen. Zwei Nelken 40 Mark, das Sträusschen gewöhnlich zwischen 16 und 24 Mark. Da der Preis immer laut ausgerufen wird, erfahren die Damen, welche nur ein wenig aufpassen, ganz genau, wieviel ihr Verehrer für sie zu opfern bereit war. Im Anfange hatten wir das alles nicht gewusst; so erstand Clauss eine rothe Damencravatte für 2 Mark und steckte sie sehr zufrieden über den billigen Kauf in die Tasche, ohne Ahnung, dass er sie abzuliefern habe; bald jedoch begriffen wir den Vorgang, und seine geheimen Gesetze durchschauend, traten wir für die lieblichen Kinder Floras in thätigen Wettkampf. Der gute Almosenengel erzielte einen Mittelpreis. Als man entdeckt hatte, dass die Stadt zu seinen Füssen Cuyabá darstelle, drängte man sich eifrig herbei, und jeder war bemüht, sein Haus zu finden. Zum Schluss ein Theil der Thiere: ein Affe, der lustig über den Damen an den Wänden und Vorhängen emporkletterte, 20 Mark; einige Papagaien zu geringern Preisen; einer wollte sich vor Lachen ausschütten, als er in den Saal kam; der Strauss nur 12 Mark. Die Schweine erschienen nicht auf dem Schauplatz. Erwähnenswerth ist auch noch ein mächtiges Stück Zuckerrohr von 7 m Länge, das von zweien gehalten wurde — ein wahrer Triumphbogen.

Nach dem „Leilão" mussten die ermüdeten Damen tanzen; es waren ihrer, obgleich Geben seliger ist als Nehmen, mehr da als Herren; nach Mitternacht schon traten viele den Rückzug an. Der kleine Postdirector servirte noch schönen Muskateller und konnte doch nicht an sich selbst vorbeigehen. Während der Wein in der Krystallflasche unruhig auf und niedereilte, hielt er mir eine riesige Rede, die in dem Satze gipfelte, dass wie Columbus Amerika entdeckt habe, ich den Schingú entdecken würde, und dass die Provinz diesem neuen Columbus zu ungeheuerm Danke verpflichtet sei. Denn, meinte er, „quem dá uma estrada á provincia empre — —"

— nun besann er sich eine Weile, mit emprestar (leihen) passte nichts, — da hatte er es aber plötzlich: „quem dá uma estrada á provincia empre — é um empregado de Deus“ (wer der Provinz eine Strasse gibt, ist ein Beamter Gottes). Der brave kleine Postdirector: daraufhin mussten wir zwei Beamten noch einen ordentlichen Schluss Muskateller trinken.

Domingo de Ramos, Palmsonntag. Wir sollten die Procession sehen, hatte uns Pascoal empfohlen. Der Santo werde unter Begleitung des Bischofs, des Präsidenten und der Offiziere von der Seminarkirche nach der Rosariokapelle getragen, und ein Padre werde auf der Strasse eine schöne Predigt halten.

Um 5 Uhr stiegen wir den Hügel zur ersten Kirche hinan; vor ihr erhebt sich ein Kreuz, weithin sichtbar, mit der Lanze und dem Schwammrohre, die heute verhüllt waren. Zwei lange Reihen Militär standen aufmarschirt, drei Musikbanden daneben; viele Offiziere und schwarzgekleidete Herren; Schulbuben, eine Mütze mit der Aufschrift tragend: Collegio da Constituição. In sonntäglicher Ruhe lag Cuyabá unten im Thale; eine sanfte Abendstimmung senkte sich über die weissen Mauern und rothen Ziegeldächer, über die freundlichen Gärten und die von buschigem Grün bekleideten Hügel. Wir fühlten uns von dem Zusammenwirken der landschaftlichen Scenerie und der feierlichen Versammlung eigenthümlich ergriffen. Endlich kamen die Erwarteten die lange Treppe empor, welche aus der nächsten Strasse zu dem Vorplatz der Kirche heraufführte; der Bischof, ein noch junger Mann mit offenem, gewinnenden Lächeln, der Baron in der dunkelgrünen Generalsuniform, der Polizeichef, Offiziere, Geistliche; die Schar der Kinder sprang dem Bischof entgegen, um seinen Ring zu küssen. Er trat mit seinem Gefolge in die Kirche, draussen ordnete sich der Zug der Kerzenträger. Diese, unbedeckten Hauptes, in drei Abtheilungen, trugen lange Kittel, die sich durch die Farben roth, grün, violett, die herrliche Trias der Heiligenmaler, unterschieden. Die rothen waren sämmtlich Neger, unter den violetten bemerkten wir bekannte Gesichter der besten Gesellschaft. Unermüdlich schwang eine Glocke in dem offenen Giebelfenster des bescheidenen Kirchleins.

Auf einer Bahre getragen erschien in der Thüre die Gestalt Christi, in doppelter Lebensgrösse vielleicht, unter der Last des Kreuzes zusammenbrechend, in dunkelpurpurnem Gewande, einen goldenen Strick um den Leib geschlungen; ihr folgte unter einem Baldachin das Allerheiligste, hinter diesem der Bischof mit den geistlichen und weltlichen Würdenträgern; die Kerzen voraus, bewegte sich der Zug in langsamem Tempo den Hügel hinab, beschlossen durch die Musik und eine Compagnie Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr. Am Fusse des kahlen Abhangs lenkte er um einen niedrigen

PALMSONNTAGPROCESSION

S. 68.

breitästigen Laubbaum in die Strasse ein. Die in der hereinbrechenden Dämmerung fahl flackernden Kerzen, die über den Köpfen schwerfällig schwankende Bahre mit der knieenden Kolossalfigur, die prächtigen Farben, in denen der Abend, sowie das viele Schwarz alle grellen Effecte unterdrückte, die Militärcolonne mit den blanken Bajonneten, — es war während jener Wendung ein unvergleichlich malerischer Anblick. Wenn die Musik nur nicht den Boccaccio-Marsch gespielt hätte. Wir eilten nach und schlossen uns der Procession bereitwilligst an; ich wusste nicht mehr, wo wir waren: in Südamerika gewiss nicht, auch nicht in Palästina; es war eine ganz andere Zeit, in der wir noch nicht gelebt, ein ganz anderes Land, das wir noch nicht betreten hatten. Die Strassen wurden enger, bleigrau hatte sich der Himmel überzogen, es wetterleuchtete ohne Ende, die Volksmenge wuchs, waren wir im Theater? Spielten wir ein Passionsfest nach Oberammergauer Art? Inmitten des Städtchens, wo sich mehrere Gassen kreuzten und ein kleiner von niedrigen Häusern umstandener Platz freiblieb, machten wir halt. An der Ecke eines solchen Häuschens hatte man eine Kanzel wenige Fuss unter dem vorspringenden Dachrande angebracht; Mann stand an Mann; der Fackelschein glänzte auf den dunkeln Gesichtern; und als sollte der ganze decorative Apparat der Natur in Thätigkeit gesetzt werden, erhob sich die Vollmondscheibe über diesen mittelalterlichen Winkel, zuckten lautlose Blitze auf in den dräuenden Wolkenmassen. Da wurde die Stille unterbrochen; der Priester war auf die Kanzel getreten, und die Arme ausbreitend hatte er: „que estupendo spectaculo!“ in tönendem Pathos begonnen. Und während er predigte, staute sich die Menge plötzlich zurück; von der gegenüberliegenden Gasse kam es feierlich herangeschritten, kaum Raum findend in der Enge, neue Fackeln, neue Fahnen, eine zweite Procession und über deren Häupten aufrecht die Mutter Jesu im blauen Sternenmantel. Sie stand vor ihrem Sohne. Der Prediger schwieg. Wahrlich, wenn Maria in diesem Augenblicke auf die Knie gesunken wäre und, das schmerzerfüllte Antlitz dem Unglückseligen zugewandt, die Hände gerungen hätte, gewundert sollte man sich haben? Man wunderte sich, dass es nicht geschah.

Wiederum erklang die beredsame Stimme von der Kanzel, ich achtete nicht mehr auf ihre Worte. — Das war „o encontro“, die Begegnung. Vereinigt zogen die beiden Processionen zur Rosariokirche, wo die Handlung mit einem kurzen Gottesdienst abschloss.

Die „Procissão do Enterro do Senhor“, die Begräbnissprocession am Charfreitag, erbaute mich weit weniger. Wir fanden uns abends an der Rosariokirche ein, die Betheiligung war sehr stark; draussen ums Kreuz sassen die Kerzenträger in grünen Mäntelchen und rauchten wie die Kriegs-

knechte (ich sage nicht die römischen), bis der Zug erschien. Drei 4—7jährige Mestizenmädchen waren als Engel aufgeputzt; Myrten im Haar, mit Silberflitter überstreut, Flügelchen aus einer Art Korbgeflecht, krumme Beinchen. Zwei Musikbanden. Ein Mädchen stellte die heilige Veronika dar; erhöht stehend entfaltete sie das Tuch und entäusserte sich: aa-..a..i..i — hoch und schrill — eines Klageliedes, das sie an jeder Station wiederholte. Grosse und kleine Neger sangen von Notenblättern eine einförmige Melodie und brachten mit einem besondern Instrumente eigenthümliche Klappertöne zu Stande. Christus im Sarge war durch einen viereckigen Kasten dargestellt, der unter einem Baldachin getragen wurde und vor dem alles ehrerbietig kniete. Die Marienfigur wackelte hinterdrein. Ein hagerer Priester folgte, mit langer, spitzer Nase, Brille und hochgezogenen Brauen. Alsdann Bischof, Präsident u. s. w. Kurz, durch die Raucher, die Falsetstimme der hässlichen Veronika und den Kasten war mir alle Illusion geraubt.

Der Sonnabend vor Ostern heisst „Sabbado de Alleluia"; er wurde als eine Art allererster Ostertag gefeiert; denn um 12 Uhr mittags verkündete Schiessen und Glockenläuten, dass Christus auferstanden und die Zeit der Trauer vorüber sei. Die Läden öffneten sich, aber auch die Kirchen wurden besucht, und abends tanzte die ganze Stadt.

An vielen Bäumen auf den kleinen Plätzen oder an Strassenecken hing eine lebensgrosse ausgestopfte Puppe, mit und ohne Stiefel, Judas Ischarioth darstellend, der hinging und sich selbst erhenkte. Er wurde unter grossem Halloh von der begeisterten Jugend herabgerissen, zerfetzt und verbrannt.

Von den die Pfingstfeier vorbereitenden Festlichkeiten habe ich erzählt; der Hafen hat als besonderer Sprengel auch seinen eigenen Kaiser; auch hier fand ein „Leilão" statt, in dem es etwas gemüthlicher, bürgerlicher herging und die Preise niedriger blieben.

Himmelfahrtstag fand ein Maskenumzug statt; Charaktermasken waren nicht vorhanden, ausser allerdings einer: ein Reisender auf einem Maulthiere, wohlgekleidet und, den zinnoberrothen Wangen nach zu urtheilen, wohlgenährt; auf dem Hute trug er einen Schild mit der Aufschrift: „Rio Xingú". Ja, wenn wir so in Pará angekommen wären.

— —

Rio Xingú! Von ihm war ja noch gar nicht die Rede. Hoffentlich hat sich der wohlwollende Leser mittlerweile nicht das stille Urtheil über uns gebildet, dass wir in Cuyabá nur Bier getrunken, Kuchen gegessen, Bälle und Kirchen besucht, und was den Fluss betrifft uns mit dem Worte des Generals beruhigt haben: „O Xingú não foge".

Ein ganz klein wenig Richtiges wäre schon daran. Nicht nur der Weg zum Schlaraffenland geht durch einen Berg von Süssigkeiten. Es war durch-

aus nöthig, dass wir uns erst etwas in der Gesellschaft einbürgerten, deren Unterstützung uns dringend wünschenswerth war, und wenn es nicht nöthig gewesen wäre, hätte es sich von selber so gemacht, denn „paciencia“ — Geduld, lieber Leser, — und manhã — vielleicht morgen, — das zu verstehen und anzuerkennen ist die erste Bedingung für den Verkehr mit dem Brasilianer.

Wir hatten vergeblich gehofft, in den Archiven von Cuyabá mancherlei Nützliches zu finden; der Einzige, welcher zur Zeit genauer mit der Geographie des Mato Grosso vertraut war und auch viele einschlägige Documente und Handschriften besass, war der Landvermesser João Ag. Caldas, Kapitän der Nationalgarde. Derselbe erwies sich uns sehr gefällig, konnte uns aber auch nicht sagen, was kein Mensch wusste.

Er selbst hatte ein umfangreiches Werk über die Provinz geschrieben; kein Buchhändler nahm ihm das Manuscript ab. Es zerfiel in zwei Theile: „Memorias chronologicas para a historia da Provincia de Mato Grosso“ und „Diccionario topographico, historico e descriptivo da Prov. de M. Gr.“

Ich glaube, dass das Werk zu breit angelegt und, soweit ich aus einer Beschäftigung von wenigen Stunden mit demselben schliessen darf, mehr compilatorisch als kritisch gearbeitet war, allein der ausserordentliche Fleiss, die mühevollen Archivstudien gereichen dem stillen Sammler zur grössten Ehre, und es wäre zu beklagen, wenn die Früchte eines ernsthaften und in der weltlichgesinnten Umgebung doppelt anerkennenswerthen Neigung unbeachtet zu Grunde gehen sollten. Caldas nimmt auch die Entdeckung der Paranatingareise des Peixoto, die z. B. von Severiano dem Baron Melgaço zugeschrieben werde, für sich in Anspruch, und wirft dem Severiano vor, dass er drei Pläne von ihm aufgenommen habe, ohne seiner zu erwähnen. In dem ersten Punkte habe ich doch jedenfalls meine Zweifel — gesetzt aber wirklich, der Mann rechne sich Verdienste an, die ihm nicht zukommen, so arbeitet er doch in einem fruchtbaren Felde, das andere brachliegen und verwildern lassen.

Der Baron de Batovy ging mit freundlichstem Interesse auf unsere Pläne ein. Er hatte jedoch geglaubt, wir gedächten, nachdem wir die Schingúquellen glücklich gefunden hätten, nach Cuyabá heimzukehren, und erschrak ein wenig, als er vernahm, dass unsere Hauptaufgabe dann erst beginne. Das sei „quasi impossivel“. Seine Competenz, uns eine Militärescorte zu geben — erklärte er am 18. April — ende mit den Grenzen der Provinz. Das „Ministerio“ habe ihm unterm 28. Januar unsere Ankunft angezeigt und uns ihm nachdrücklichst empfohlen, da die Reise für die Regierung von der grössten Wichtigkeit sei. Von der „Força militar“ werde zwar nicht gesprochen, da jedoch der Brief des brasilianischen Ver-

treters in Buenos-Aires, welchen wir mitgebracht, die Bemerkung enthalte, dass der Kriegsminister über eine Força militar zu unsern Gunsten verfügt habe, sei er gern bereit, die Verantwortlichkeit für die Combination der beiden Schriftstücke zu übernehmen und die Soldaten zu unserer Begleitung zu commandiren.

Wir waren zunächst hierüber sehr erfreut. Die Grenze zwischen den Provinzen Pará und Mato Grosso, ein supponirter Nebenfluss des Schingú, der Rio Fresco auf dem 8. Grade, lag jenseit des halben Wegs und war recht imaginär.

Woher aber sollten die Transportthiere kommen? Die unsrigen nicht nur, sondern auch die der 30 Soldaten zu bezahlen, ging über unsere Vermögensverhältnisse.

Mittlerweile machten wir die Bekanntschaft des Kapitän Tupy, des für unsere Begleitung in Aussicht genommenen Commandanten.

Derselbe hatte eine lustige, ermuthigende Art, die Sache zu behandeln, man lobte ihn uns von vielen Seiten; so setzten wir uns mit ihm in vertrauensvoller Erwartung in nähere Beziehung.

Für die Frage der Transportthiere hatte man uns einen Vorschlag empfohlen. Wir sollten mit dem Sertanejo N. N. einen Contract machen; dieser, ein wohlhabender Mann, wünsche die Gegend jenseit des Paranatinga wegen der dort wahrscheinlich reichlich vorhandenen Kautschukbäume zu besuchen, wage es aber nicht auf eigene Faust und werde sich für den ihm durch unsere Begleitung erwiesenen Dienst dadurch erkenntlich zeigen, dass er die Maulthiere möglichst billig — vermiethe. Contract bis zur Einschiffung; wir ersparten viel Geld, da wir die Thiere nicht zu kaufen brauchten, erhielten umsonst Leute, die sie zu behandeln wüssten, und reisten auf die bequemste Art von der Welt.

„Wenn er den Contract nicht innehalte?“ — „O“, schrien alle beleidigt, „der N. N. ist ein «homem serio»; für solchen Fall möchten wir ein Strafgeld festsetzen.“

Was war uns jedoch gleichgültiger, als dass der Mann, wenn er uns den Spass etwa verdorben hatte, zur Rechenschaft gezogen werden konnte?

Die Gefahr eines Fiasko, einerlei ob wir, ob der Sertanejo die Schuld trage, war zu gross.

Auch Tupy trat mit grösster Lebhaftigkeit für diesen Miethcontract ein. Er machte auf unsern Wunsch einen Kostenanschlag. Die Basis aller Berechnung war in dem Umstande geboten, dass bei Expeditionen der Soldaten ausserhalb des Garnisonorts ihrem Führer die sogenannte Etappe, das Geld, welches sonst dem Lieferanten auf jeden Kopf für Unterhaltung gezahlt wird, 650 Reis pro Tag (1,3 Mark) überwiesen wird.

Tupy erhielt also, angenommen 30 Personen, 2 Monate, ausser dem Solde als Etappe der Soldaten: 1170 Milreis (2340 Mark).

Es ist zur bessern Kenntniss der Verhältnisse vielleicht nicht überflüssig, die Zahlen mitzutheilen (Milreis rechne man der Einfachheit halber stets 2 Mark):

I. Jenseit des Paranatinga.

(30 Personen 2 Monate = 1800 Tage 1 Person.)

	Milreis	
A. 1) Farinha de mandioca (8 Maulthiere), 1 alqueire = 40 Ltr. (1800×0,5 Ltr.) 900 Ltr. = 25 alq. à 5 Milreis	125	
2) Bohnen (4 Maulthiere) 1800 à 0,2 Ltr. = 10 alq. à 9 Milreis	90	
3) Salz, 6 Säcke à 50 kg	26	
4) Fleisch (in Gestalt lebender Ochsen, halb wilder, billigerer, 1 Ochse = 45 kg 16 Milreis) 360 kg	128	
5) Branntwein	50	
	419. . .420	
B. 15 Maulthiere für die Lebensmittel / 6 „ „ für uns		500
		920

Für uns drei und zwei „Kameraden“ (Leute, die den Sertão kennen,) war angesetzt: Lebensmittel 80 Milreis und Antheil an den Lastthieren 95 Milreis, = 175 Milreis, welche von den 920 Milreis in Abzug kommen sollten.

Tupy hätte folglich nach seiner Berechnung 745 Milreis von den 1170 Milreis Etappe zu bestreiten gehabt.

II. Von Cuyabá bis zum Paranatinga.

(Die Soldaten sollten für die nöthigen 10—12 Tage Proviant in ihren Lederkiepen auf dem Rücken tragen).

	Milreis
1) Farinha, 10 Tage, 30 Personen 150 Ltr.	22
2) Bohnen, 0,2 = 60 Ltr.	18
3) Salz	2
4) Fleisch, 5 Arroben	20
	62
Extras für 4 Personen, den Kapitän und uns	38 = 100

Für uns hatte Tupy folgendermassen calculirt:

	Milreis	
a) 6 Maulthiere — Schingú	120	
Lebensmittel	80	
Antheil an den Lastthieren	95	
	295. . .300	
b) 2 Kameraden à 30 Milreis pro Monat, für 5 Monate		300
c) Eisenwerkzeuge		180
		780

In Summa wir (ohne die Extras bis zum Paranatinga): 780, und Tupy: 745 Milreis.

Warum die Differenz zwischen der Etappe 1170 und den 745 Milreis? Wo blieb der Rest? Das Geld der Soldaten?

Der Anschlag behagte uns herzlich schlecht und weckte das erste Mistrauen in uns gegen die Person unsers zukünftigen Reisegefährten. Dass Tupy das Miethgeschäft der Maulthiere so aufgeregt vertheidigte, gefiel uns

nun ganz und gar nicht. Wenn wir es noch — aus Billigkeitsgründen — bevorzugt hätten! Dass aber der Commandant mit sozusagen gebundenen Händen in das durchaus unbekannte Gebiet hinausziehen wollte, liess uns fürchten, dass entweder seine Fähigkeit für die Aufgabe oder die Reinheit seiner Absichten zweifelhaft sei. Wir befanden uns in einer kritischen Lage.

Wir sollten über die Hälfte der Kosten tragen und uns dabei auf eine Art ausrüsten, die uns durchaus unzuverlässig erschien? Nein, lieber auf eigene Faust unser Heil versuchen mit wenigen tüchtigen Leuten, unabhängig, als mit einer Escorte von 28 oder 30 Personen und gemietheten Thieren. Die Zahl der verunglückten Expeditionen, welche von Cuyabá abmarschirt waren, wollten wir nicht um eine neue vermehren.

Es kam jedoch anders. Ein brasilianischer Offizier deutscher Abstammung, welcher uns liebenswürdigst behülflich war, machte uns mit seinem Freunde, dem Kapitän Francisco de Paula Castro, bekannt. Dieser hegte den Wunsch uns zu begleiten, hatte jedoch halb und halb auf diesen Gedanken Verzicht geleistet, als er sah, dass Tupy bestimmt war.

Castro sprach sich entschieden dagegen aus, die Thiere zu miethen; wir sollten statt der Maulthiere Ochsen mitnehmen; wenn man dieselben richtig behandle, seien sie lange Märsche zu leisten wol im Stande; mit einem Ansatz von 3 Monaten Etappengeld seien sie auch zu bezahlen, und die Soldaten hätten ihren Proviant nicht auf unsere Kosten zu transportiren. Die Ochsen sollten in dem Maasse, als die transportirten Lebensmittel sich verringerten, gegessen werden.

Castro rechnete also in folgender Weise:

30 Personen, 90 Tage.		Milreis
1) 30 Ochsen à 35 Milreis		1050
2) Farinha, 0,5 Ltr. pro Tag. 1 Alqueire = 50 Ltr. (nicht 40). 27 alq. à 5 Milreis	135	
3) Bohnen, 11 alq. à 8 Milreis	88	
4) Salz, 6 Säcke à 5 Milreis	30	
5) Branntwein, 7 canadas (à 40 Flaschen) à 8 Milreis	56	309
Eisenwerkzeuge		300
Taback		40
		1699
„Eventuaes“		301
		2000

Die Etappe für 30 Personen 3 Monate belief sich auf 1755 Milreis, ihr Betrag war also höher als die für Ochsen, Lebensmittel, Taback, Werkzeuge nothwendige Summe (1699 Milreis).

Vom Arsenal konnten Zelte geliehen werden und würden die Patronen geliefert. Das Piquet, welches zur Verfügung des Barons stehe, stelle Maulthiere für die Offiziere und uns.

Castro überreichte seinen Kostenanschlag, dem er eine allgemeine Einleitung vorausschickte, dem Präsidenten.

Die nächsten Tage erschien Tupy und wollte nichts mehr von den Mieththieren wissen. Er habe einige praktische Leute gefragt; die Ochsen seien ganz gut brauchbar; wenn man sie in der Mittagshitze schone und nur früh von 4—9 Uhr, nachmittags von 3—6 Uhr in Anspruch nehme, marschirten sie „ao fim do mundo“.

Am 25. April hatten wir eine längere Unterredung mit dem Baron; er wünschte, dass wir ein kleines Promemoria vorlegten. Das geschah. Wir beantragten die Genehmigung des Castro'schen Anschlags, die Ueberweisung von 2 Offizieren und 25 Mann für die Expedition — 2 Offiziere deshalb, weil man die Möglichkeit von Krankheit, Unglücksfall des einen oder Theilung der Mannschaft vorsehen müsse.

Am 6. Mai erhielten wir die Antwort des Barons: „Durchdrungen von der Wichtigkeit des Unternehmens, sowol für das Land im allgemeinen, als auch für diese Provinz im besondern, weil die vollkommene Kenntniss des bis heute unerforschten Schingú-Flusses ihnen von grösstem Interesse ist, abgesehen von andern werthvollen Entdeckungen, welche Ihre Reise veranlassen kann, habe ich beschlossen, Sie nicht nur mit der militärischen Abtheilung, deren Sie zu Ihrem Schutze und Ihrer Vertheidigung bedürfen, sondern auch mit einigen Eisenwaaren und Provisionen zu unterstützen“.

Die Frage betreffs der beiden Offiziere schwankte noch einige Tage unbestimmt hin und her; wir wünschten Castro unter allen Umständen, Castro jedoch war es nicht lieb, mit Tupy zusammen gehen zu sollen, der ihm nicht sympathisch sei, und dem er sich doch als dem Aeltern, obwol von gleichem Range, unter Umständen unterzuordnen habe. Tupy hatte der Baron bereits bestimmt. Dies war der einzige bittere Tropfen in unserer Freude. Denn jetzt gingen uns, ich weiss nicht, woran es lag, eine Menge sehr ungünstiger Aeusserungen über unsern zukünftigen Reisegenossen zu; er sei ein passionirter Spieler; dass er mit seinen Finanzen nicht in Ordnung war, schien gewiss, hatte er mich doch selbst um kleine Aushülfe angegangen. Sein Mitgehen wurde eines Tages auch ernstlich zweifelhaft; aus guter Quelle erfuhren wir, er werde bleiben, wenn es ihm nicht gelinge, seinen Verpflichtungen nachzukommen.

Allein es gelang ihm und er ging mit.

Ich hätte diese unerquicklichen Dinge gewiss unberührt gelassen, wenn sie nicht so verhängnissvoll in die Geschichte der Expedition eingegriffen hätten; ich darf als Beweis für diese meine Bereitwilligkeit zu schweigen anführen, dass ich in Rio, über den guten Erfolg gern die überstandenen Unannehmlichkeiten vergessend, bei der officiellen Berichterstattung wirk-

lich geschwiegen und den Namen des Kapitäns Tupy nicht einmal genannt habe. Was war die Folge? Man glaubte natürlich, wir müssten unsere guten Gründe dafür gehabt haben und hätten uns selbst wol einiges vorzuwerfen. Ueber die bittere Stimmung, welche diese Auffassung damals in mir hervorrief, wo ich krank und nervös war, bin ich jetzt längst hinaus; ich habe mich jedoch für die offene, wahrheitsgetreue Erzählung genau nach meinen Aufzeichnungen entschieden; man wird sehen, dass die Person des Kapitän Tupy für die ihm gestellte Aufgabe wegen seiner erwiesenen Unzuverlässigkeit nicht geeignet war. Des Umstandes, dass wir ihn zur Rückkehr nach Cuyabá nöthigten, haben wir uns wahrlich nicht zu schämen, denn ohne diese Ausschaltung des Mannes, welcher sich des Vertrauens des Präsidenten unwürdig zeigte, wäre das Unternehmen nach unser aller Ueberzeugung rettungslos gescheitert. Wir, d. h. Castro, die wackern Soldaten, meine beiden Freunde und ich, haben die Expedition nicht mit Tupy, sondern trotz Tupy gemacht.

Ich bitte um Verzeihung, dass ich den Ereignissen vorgegriffen habe; für das Verständniss der kommenden Vorfälle jedoch war es unerlässlich, und, da ich mich später umsomehr der Kritik enthalten darf, für die Schilderung derselben nützlich.

Allmählich gewannen die Vorbereitungen feste Form. Tupy wurde zum Commandanten der Mannschaft ernannt; er sollte den Ankauf der Ochsen und der Eisenwaaren besorgen. Castro erhielt den Auftrag, für die Regierung zu berichten. Der Baron erklärte sich zu allem, was in seinen Kräften stehe, bereit. Er bewilligte auch die Bezahlung der Kameraden, deren wir zwei anzuwerben beabsichtigten, und versprach die sämmtlichen Anweisungen zu beschleunigen, damit wir bald aufbrechen könnten.

Wegen der Kameradenstellen erhielten wir mancherlei Besuch; ein armer Teufel von Sklave bestürmte uns, dass wir ihm diese Gelegenheit gönnen möchten, seine Freiheit zu erlangen; wir sollten seiner Herrin, einer alten Witwe, eine runde Summe einhändigen, die er abarbeiten werde; leider überstieg sie unsere Mittel.

Am 19. Mai stellte sich ein Alter mit höchst verwettertem Indianergesicht bei uns ein, dessen schneidiges und zugleich durchtrieben schlaues Wesen unserm Herzen wohlgefiel, der ungefähr 65jährige D a n i e l Alvarez und sein 14jähriger Sohn P e d r o; — Daniel wohnte jenseit Guia, wo unser Weg vorbeiführte; er war den Paranatinga bereits ein Stück hinabgefahren, und behauptete — nicht ohne Berechtigung, — dass keiner wie er im Sertão Bescheid wisse. Unsere Wahl war getroffen: Daniel und Pedro wurden unsere Kameraden.

Tupy suchte sich Soldaten aus; es wurden nur solche bestimmt, die

sich freiwillig meldeten. Er kaufte die Ochsen. Die Begleitung einer Anzahl Maulthiere des Pikets wurde gestattet; die Burros (eigentlich Esel) sollten von vier Piketreitern, die wir am Einschiffungsplatze zu entlassen hätten, nach Cuyabá zurückgebracht werden. Tupy schaffte endlich die Eisenwaaren an; es wurde immer angenommen, dass wir uns regelrechte Kanus zu zimmern hätten; dazu waren eine Menge der hier sehr theuern Werkzeuge erforderlich.

Auch wir entwickelten eine grosse Geschäftigkeit. Unsere Anzüge aus englischem Leder hatten wir von Buenos-Aires mitgebracht. Wir liessen uns einfache, leichte, aber haltbare Hängematten aus Leinwand machen, dazu die unentbehrlichen Mosquiteiros — ein luftiges Gezelt aus Gaze, das die Hängematte lose umgibt, indem es ringsum bis zur Erde niederreicht; die Seile der Hängematte werden durch enge und festschliessende Aermel des Mosquiteiros durchgezogen. Auf dem Boden liegt, wenn man sich mit allen Chikanen einrichtet, ein Ochsenfell, sodass auch die Insekten im Grase keinen Zugang haben. Noch ein zweiter Schlafender kann auf dem Felle den Schutz des Mosquiteiros geniessen. Zur persönlichen Ausrüstung fehlte uns noch ein breitkrämpiger Strohhut: wir kauften ihn im Gefängniss; die Herren Delinquenten, die zwei grosse Säle füllten, reichten uns die Hüte durch die eiserne Gitterthüre zum Anprobiren; sie hatten billige Preise, aber nur mit Mühe fanden wir Nummern, die uns nicht zu klein waren. Zur Fussbekleidung nahmen wir, ausser Schuhen, in Reserve die dort beliebten Lederpantoffeln mit.

Einen ganzen Morgen wurden Patronen gemacht. Der neugierige Pascoal, der über den vielen Vorbereitungen völlig verdreht geworden, stand uns überall im Wege. Der Arme hatte schlimme Tage; ein elender Portugiese, der im Hause wohnte, hatte Clauss aus seinem Koffer eine beträchtliche Geldsumme gestohlen; Pascoal, drohten wir, müsse sie ersetzen; seitdem wälzte sich der Alte schlaflos in seiner Hängematte und stöhnte wie ein Verurtheilter die Nacht vor der Hinrichtung.

Unsere Papiere, Wilhelm's Zeichenmaterialien, waren in Blechbüchsen verpackt; das wichtigste hatte jeder in einem praktischen Tornister vereinigt; das übrige wurde in die „Burracen“ gepackt, grosse Behälter, aus steifem Leder genäht, deren jedes Transportthier zwei trägt, die auch unsere Tornister aufnahmen. Wir versahen uns mit einem Quantum Kaffee und Paraguaythee, sonst wenigen Conserven; es gab deren nur in geringer Auswahl; die ewigen Oelsardinen fehlten natürlich nicht. Um eine kleine zoologische Sammlung anlegen zu können, nahm ich Spiritus und eine Anzahl Fläschchen mit. Des erstern bedurften wir auch für das Hypsometer. Petroleum für die astronomischen Beobachtungen, Kerzen, schwedische

Zündhölzer, Lunte, Stahl und Feuerstein, Bindfaden, Bastseile, Eisendraht, Nägel, Angeln, Schnüre, für jeden ein Handbeil u. s. w., unzählige Kleinigkeiten, deren jedes, wenn man es zum ersten mal entbehrt, die Welt zu sein scheint, und die man alle entbehren lernt, ausgenommen Feuerstahl, Messer, Flinte, Pulver, Schrot und Taback.

Eine Pinchincha, wie man in Buenos-Aires sagt, zu deutsch eine günstige Gelegenheit, bot sich uns in einem liquidirenden Geschäfte. Dort kauften wir blendende Juwelen für unsere künftigen Gastfreunde, Armbänder, Ringe, Ohrgehänge, Spiegel u. s. w., namentlich Perlen. Auch sorgten wir für eine Anzahl Messer, und vergassen endlich nicht einige Bündel Raketen mitzunehmen.

Unsere wichtigsten Instrumente waren: ein kleiner, sehr handlicher englischer Theodolith, zwei Aneroide, drei Schleuderthermometer, ein Maximum-Minimumthermometer, ein Hypsometer, ein Peilcompass, das Virchow'sche Kraniometer.

Noch war das letzte Stück nicht gepackt, der letzte Brief in die Heimat nicht geschrieben, da dämmerte bereits der Morgen des 26. Mai über unser Chaos herein.

Tupy, hatten wir verabredet, ziehe früh mit der Karavane voraus, Castro und wir wollten mittags folgen.

So gerechtfertigt unser Wunsch war, dass wir die gastfreundlichen Mauern Cuyabás sobald nicht wiedersehen möchten, verliessen wir doch das idyllische Städtchen nicht ohne die Wehmuth, welche die beste Gewähr für eine dankbare Erinnerung bietet. Selbst unser greiser Hospes war gerührt und hatte sich hinreissen lassen, zum Abschiede mit einer kleinen Batterie von Bierflaschen anzurücken, ja, als ich ihn noch einmal angedonnert, wie er einen Schuft in seinem Hause beherbergen könne, der uns beraubt habe, suchte er demüthig eine Rolle guten Tabacks hervor und strahlte vor Entzücken, als wir das Pfand der Versöhnung aus seinen zitternden Händen entgegennahmen. Er wollte lieber zwei Monate mit kaltem Fieber im Bett liegen, als erleben müssen, dass uns dieser Diebstahl unter seinem Dache betroffen habe.

Auf 1 Uhr war der Aufbruch festgesetzt. Vor dem Hause hielt eine lange Reihe gesattelter Pferde und Maulthiere; nach der hübschen Sitte des Landes war eine Anzahl der uns am meisten bekannten Herren erschienen, um den Scheidenden eine Strecke Weges das Geleit zu geben. So brachen wir auf, eine stattliche, malerische Cavalcade; wir drei um den breitkrämpigen Strohhut ein Band mit den brasilianischen Farben und vorn eine schwarzweissrothe Rosette, die Waffen blank, das bunte Flanellhemd, da wir keine Weste trugen, frei über dem patronengespickten Ledergürtel, ganz

Zuversicht und Unternehmungslust. Wir ritten insgesammt beim Palaste vor; der Präsident stand am Fenster. „Wir kommen, die letzten Befehle Euer Excellenz zu empfangen“, sagte ich; und mit der ihm eigenen sympathischen Freundlichkeit trat der alte Herr vor die Thür und wünschte uns glückliche Reise. Auch die Baronesa rief uns vom Fenster ein freundliches Lebewohl zu. — Vamos! — Eine Legoa vor der Stadt wurden die letzten Gläser geleert, die letzten Umarmungen ausgetauscht, wir vereinigten uns mit der Karavane und ergötzten uns nicht wenig an dem fremdländischen Manöverbild, in das wir jetzt unwiderruflich als thätige Theilnehmer aufgenommen waren.

SIEBENTES KAPITEL.

MARSCH VON CUYABÁ ZU DEN ZAHMEN BAKAÏRÍ AM RIO NOVO.

Obgleich von den beiden Wegen zum Rio Paranatinga, dem Nebenflusse des Tapajoz, an dessen Ufer sich die letzte Ansiedelung befand und der die Grenze des bekannten Gebiets bildete, der Marsch über die sogenannte „Chapada“ (wo der Anstieg auf die Hochebene sehr bald jenseit des Hauptstädtchens erfolgt) vielleicht interessanter gewesen wäre, wählten wir doch die andere Route dem Flusslauf des Cuyabá entlang über die Wasserscheide zwischen Paraguay und Tapajoz. Dieselbe wurde uns als bequemer für die Transportthiere geschildert, und diese Rücksicht musste in Anbetracht der starken Ansprüche, die wahrscheinlich an die Ausdauer der Ochsen gestellt werden würden, entscheidend sein. So wurden wir leider des gewiss höchst instructiven Vergnügens beraubt, die Bekanntschaft des Herrn Herbert Smith schon zu jener Zeit zu machen, dieses amerikanischen Naturforschers, der mit einem wahrhaft erstaunlichen Sammelfleisse ein verblüffend reichhaltiges Material zoologischen, botanischen und geognostischen Inhalts in den letzten Jahren auf der Chapada zusammengebracht hatte und eben im Begriff war seine Arbeiten abzuschliessen. Als ich später im Museum von Rio de Janeiro seine viele Kisten füllenden und lange Tische bedeckenden Schätze in Augenschein nehmen durfte, beschlich mich ein Gefühl tiefen Bedauerns, dass wir der Gelegenheit verlustig gegangen waren, vor Antritt der Reise von den Erfahrungen jenes Mannes Nutzen zu ziehen.

Es ist natürlich, dass wir in den ersten Tagen sehr langsam vorwärts kamen; nur ein Theil der Leute war mit der Behandlung der Ochsen vertraut, und wenn der eine oder andere der letztern nachts seine eigenen Wege ging, musste alles warten, bis sie wieder eingefangen waren.

Am 29. Mai passirten wir die kleine Ortschaft Guia; am 2. Juni gelangten wir nach Rosario, wo eine Fähre den Transport auf das rechte Ufer des Rio Cuyabá vermittelt. Der Commandant, Francisco Pompeo de Barros, welcher sechs Mann befehligte und die erste und einzige Autorität des Dorfes darstellte, nahm uns gastfreundlich in seinem Hause am Kirchplatze auf.

Kirche in Rosario.

Die Häuser sind aus Lehm gebaut; das von Pompeo enthält zwei Zimmer, das eine mit Steinfliesen belegt, im andern hartgestampfter Boden, oben Dachgebälk und Ziegel. Ein bedeckter Raum im Hofe dient als Küche.

Wir zählten 160 Häuser, von denen 96 Ziegeldächer hatten. Rechnen wir 8 Personen pro Haus, würde sich eine Bevölkerung von ungefähr 1300 Seelen ergeben. Die 3084 Seelen der Statistik von 1872 erscheinen für den heutigen Bestand zu hoch. Inmitten des grossen Platzes, der 240 Schritt lang und 117 Schritt breit ist, erhebt sich ein sauberes, weissgestrichenes Kirchlein; vor ihm findet sich ein hohes Kreuz aufgerichtet, dessen Querbalken mit einigen rundlichen Lehmnestern des Töpfervogels, des „João de barros", wunderlich verziert ist. Eins der Häuser zeichnet sich durch ein erstes Stockwerk aus. Auch die Kaserne, ein kleines Haus, die alten Fenster mit schweren Holzbalken vergittert, liegt am Kirchplatz. Sie dient gleichzeitig als Gefängniss; in dem schmutzigen Raume stehen Pfähle zum

Fleischbraten eingerammt; an den Wänden haben sich die Soldaten, grossentheils brauner oder schwarzer Abstammung, nicht mit ihren Namen oder schriftlichen Bemerkungen, sondern mit Gemälden von Alligatoren u. dgl. verewigt.

Die Einwohnerzahl, meinte ein Alter, sei immer ziemlich die gleiche, das Städtchen schreite nicht vorwärts, gehe aber auch nicht zurück. Es habe den Vorzug, dass man keine Bettler kenne. Die Männer seien meist auf dem Felde beschäftigt; man handle nach Cuyabá mit Reis, Bohnen, Zucker, Branntwein, Taback, Bauholz — Cedern hauptsächlich, — ausserdem Aroeiras, Jacarandas, Peuvas und Páo d'arco.

Die Frauen arbeiten in Näherei und Hängematten und drehen Cigarretten.

Der Verkehr mit Cuyabá geschieht auf dem Wasserwege. Clauss mass die Breite des nahegelegenen Flusses zu 176 m.

Auch Diamantino soll viele Artikel von Rosario beziehen; seit dem Rückgange des Minenlebens ist der Ort verfallen; er producirt nur sehr wenig, die Häuser stehen zum Theil leer und verschlossen.

Von den verschiedenen Formen der Rosarioindustrie kamen uns zumeist die Ergebnisse der Schweinezucht vor Augen. Die schwersten Exemplare lieferten bis 8 Arroben Speck, doch wurde ein Monstrum, das kaum noch zu gehen im Stande war, nur auf 5 Arroben geschätzt. Dass die Schweine ihren Namen in vollem Maasse verdienen, bewiesen sie uns täglich, wenn wir einen nahe unserm Hause befindlichen verwahrlosten Garten behufs des nothwendigen Ganges aufsuchten, den der Brasilianer, um seine höchste Verachtung gegen den Helden des Paraguaykrieges kundzugeben, mit dem hässlichen Ausdruck „Briefe an Lopez schreiben" zu bezeichnen pflegt. Kaum dass der Correspondent am Platze angelangt ist, pflanzt sich bereits eine hungerige und ungeduldig grunzende Schweinemutter mit ihren Jungen vor ihm auf, und ehe er den Garten verlassen hat, ist die Post auch schon abgeholt.

Patriarchalische Einfachheit und Anspruchslosigkeit lagert sich allerwegen über dem stillen Dorfe. Pompeo, der seit fünf Monaten seinen Posten bekleidete und ihn gern einem glücklichen Nachfolger überlassen hätte, jammerte über die Langeweile seiner Existenz.

Was sollte er auch mit seinen sechs Soldaten tagaus tagein beginnen? Gegen das bischen Abwechselung, dass einer sich betrinkt und wegen einer in solchem Zustande begangenen Dummheit in den Stock gelegt werden muss, werden die Nerven abgestumpft. Man hatte ihm einen Trompeter aus Cuyabá geschickt, der Mann erklärte aber, nicht blasen zu können, und wollte es auch nicht gelernt haben, nachdem er eine Woche eingesperrt

gewesen. Gebieten lässt sich dem Sänger nicht, Pompeo. Unsere Leute jedoch erklärten, dass er die Kunst sehr gut verstehe. Wie Pompeo diese Abneigung besiegt hat, vermag ich nicht zu sagen: sein Gesicht aber war vor Zorn und Wuth angeschwollen, als habe er selbst auf einer verstopften Trompete geblasen.

Er bewirthete uns vortrefflich. Die dienende Mulattinha pflanzte wie eine Standarte den Holzspiess auf den Tisch, an dem ein glänzender Chourrasco (Rippenbraten) prangte. Bohnen, schönes Schweinefleisch, gebratene Bananen; sonderbare, doch delicate verzuckerte Blutwürstchen. Frühstück 11 Uhr, Mittag 5 Uhr. Um 8 Uhr ging man zu Bett. Die fünf Hängematten wurden befestigt, und das Schlafzimmer war fertig.

Ich rede von Zeiteintheilung. Du lieber Himmel, es gab keine Uhr in Rosario, nicht einmal eine, die falsch ging oder still stand. Die Expedition erklärte sich bereit, eine Sonnenuhr zu stiften. Mit Mühe fand sich eine elende, aus zwei verbogenen Bretern zusammengesetzte Tafel; es dauerte Stunden, bis eine Säge, um den Pfahl richtig zu bearbeiten, zur Stelle war. Clauss malte eine Eintheilung mit gleichen Stundenabständen und liess den Pfahlkopf zu 15° absägen. Ein Zifferblatt auf der Rückseite der Tafel diente für den Sonnenstand zur Regenzeit. Sehr dauerhaft versprach das Werk nicht zu sein; auch mussten wir fürchten, dass hier und da ein Reiter sein ungeduldiges Thier an den bequemen Pfahl anbinden werde. Doch wurde die Uhr aufrichtig bewundert; spät abends umstand man sie noch im Mondenschein, den Schatten verfolgend, und einer mistraute der Zahlenkenntniss des andern, wenn die Zeit nicht recht stimmen wollte.

Es dürfte sich empfehlen, unsere kleine Truppe zu mustern. Sie setzte sich folgendermassen zusammen: Tupy, Castro, wir drei, Daniel, Pedro, ein besonderer Kamerad Tupy's, mit dem Spitznamen Bem, ebenso ein Kamerad Castro's, der sein Gevatter (compadre) war, Namens Valentin, 4 vom Piket: 1 Sergeant, 2 Gefreite, 1 Gemeiner, 25 Infanteristen, unter ihnen 1 Sergeant, 1 Cadet, d. h. in Brasilien der Sohn eines Offiziers, der vom Gemeinen an auf Avancement dient, 1 Corneta, Trompeter, im ganzen 38 Personen. 9 Maulthiere, 5 für die Offiziere und uns, 4 für die Piketreiter. 25 Ochsen, von denen 2 Castro gehörten, 6 Hunde, Campeão (Held, Cid Campeador), Tarugo (Pflock), Maroto (Vagabund), Tubarão (Hai), Leão, Leôa (Löwe, Löwin). Jeder der Ochsen war einem Manne zubestimmt und hatte von demselben einen Namen empfangen, da gab es einen Stern, Dornbrecher, Creolo, Funken, Schuft, Schingú, eine Patrone, Wasserschlange, Uhr, Wespe, Drossel (Sabiáh) etc.

Tupy war am 1. Juni morgens vorausgeritten, ohne Genaueres zu

verabreden; am 2. Juni abends spät traf er in Rosario mit uns wieder zusammen, nachdem er den Tag auf einer Fazenda verbracht, und kümmerte sich in keiner Weise darum, dass die auf der andern Seite des Cuyabá campirenden Soldaten des Führers entbehrten.

Wir veranlassten ihn zu einer Berathschlagung über die Lebensmittel. Natürlich war es das vernünftigste, soviel als möglich erst in dem Dorfe der zahmen Bakaïrí, das noch diesseit des Paranatinga zu passiren war, Provisionen anzukaufen, statt sie dorthin zu schleppen. Allein man vergesse nicht, dass es sich um die Mitnahme eines Proviants von 3 Monaten für die andere Seite des Paranatinga handelte, dass wir besorgt wurden, Tupy verliere Geld im Kartenspiel mit den Fazendeiros, nachdem er schon starke Schulden in Cuyabá zu decken gehabt hatte; klar wollten wir ihm wenigstens bei Zeiten zeigen, dass wir nicht gesonnen seien, seiner Privatgeschäfte halber die Expedition in Frage stellen zu lassen.

Tupy wurde sehr aufgeregt, als ich ihm unsere Erkundigung nach dem Vorhandensein genügenden Proviants damit begründete, dass wir für die Soldaten, die dem Interesse der Expedition dienten, mit verantwortlich seien. Er habe für die nöthigen Lebensmittel gesorgt, das sei seine Sache. Ich bestand darauf, dass wir davon überzeugt sein müssten, zumal auch wir alle auf diesen Proviant angewiesen seien. So würden wir uns einigen, meinte er, wenn wir mit ihm den Bedarf für uns besonders berechneten und ihm denjenigen für die Soldaten überliessen; hierauf erhitzte sich Castro und erklärte, in dem Fall danke er für alles. Auch ich sagte, dass wir unter solchen Umständen nichts annähmen. Kurz, Tupy gerieth in die Enge und gab nach. Er nannte die Quanta der von ihm in Cuyabá angeschafften Lebensmittel, die ich mir sofort notirte. Er versprach, das Fehlende bei den Bakaïrí zu ergänzen.

Zum Schluss brachte ich die Angelegenheit Bem zur Sprache. Dieser Mensch nämlich, den er, die Götter wissen weshalb, mitführte und als seinen Kameraden in Schutz nahm, war ein notorischer Trunkenbold von Cuyabá. Wir selbst hatten ihn dort am Hafen auf der Strasse in schwerem Rausche alles Volk unterhalten sehen und waren nicht wenig erstaunt gewesen, als wir ihn plötzlich in unserer Gesellschaft wiedertrafen. Der arme Teufel war vielleicht eine gute Seele, allein er hatte auch auf dem Marsche bis Rosario durch sein rüpelhaftes Benehmen in angetrunkenem Zustande sich bereits unmöglich gemacht. Ich sagte also Tupy, dass ein bekannter Vagabund nicht unser Reisegefährte sein könne und dass wir ihn bäten, denselben zurückzuschicken. Tupy schwieg.

Der Zufall wollte, dass mitten in der Nacht ein Heidenlärm entstand; Bem und ein Soldat Cosme hatten sich der Fähre bemächtigt, sich selbst

übergesetzt und skandalirten durch den Ort, überall anklopfend, um Schnaps zu erlangen. Schöne Scene an unserm Fenster. Die Betrunkenen liessen sich den Zorn Tupy's, der mit Degen und Messer drohte, wenig anfechten; Bem wurde eingesperrt, Cosme lief von dannen.

Am 4. Juni neue Fälle indisciplinirten Benehmens. Ein Soldat, Angelo, betrunken, warf Tupy ein Stück Holz an den Hals. Er erhielt Prügelstrafe und wanderte in den Stock. Der Piketreiter Gabriel hatte Castro einige Perlenschnüre aus der Burraca gestohlen und einem Mädchen geschenkt. Ich beantragte bei Tupy, Cosme, Angelo und, wenn der Diebstahl erwiesen werde, auch Gabriel nach Cuyabá heimzuschicken. Er machte geringe Schwierigkeiten; ich hob hervor, dass wir den schlimmsten Ereignissen entgegen gehen dürften, wenn wir nicht gerade im Anfang alle Uebergriffe mit Strenge zurückwiesen.

Hütte in Rosario.

Am 6. Juni wollten wir von Rosario aufbrechen; es waren noch einige Ankäufe gemacht, es war ein Ochse geschlachtet und das Fleisch eingesalzen worden; ein guter Transportochse war gegen einen schlechten und ein Aufgeld eingetauscht und blieb glücklicherweise in unserm Besitz, obgleich der Händler — einen „Zigeuner" nannten sie ihn — doppelten Profit zu machen und nachts den guten Ochsen aus der Einzäunung wieder

zu entführen versucht hatte. Ein Ochse Castro's war von einer Schlange in die Schnauze gebissen worden und verendet; ein neuer hatte gekauft werden müssen. Daniel hatte einen Fieberanfall gehabt; zugleich hatte ich die Zeit benutzt, die wunden Füsse einiger Soldaten in bessern Stand zu bringen.

Die letzte Nacht in Rosario hatten sich anscheinend alle noch einmal ein Räuschchen gekauft. Töne, wie sie der Hornist früh dem Instrument entlockte, waren in dem Signalrepertoire aller Nationen unerhört. Einige schwankten zum Umfallen. Zu unserm Erstaunen sahen wir den brutalen Cosme beim Packen beschäftigt, als wenn nichts geschehen wäre. Ich interpellirte Tupy; derselbe behauptete, mit Castro bereits den Abend vorher den Fall besprochen und ihn gebeten zu haben, was letzterer bestritt, uns darüber Mittheilung zu machen. Die beiden sollten vorläufig mitgehen und später mit den Piketreitern zurückkehren. Es folgte eine längere Auseinandersetzung. Die Leute hätten, wie wir zugäben, uns persönlich nicht beleidigt, mit der Disciplin aber habe nur er zu thun. Ich erwiderte, dass derartige grobe Vergehen nicht nur gegen die Disciplin, sondern gegen die gesellschaftliche Ordnung der Truppe überhaupt verstossen, dass wir, solange das noch zu verhindern sei, nicht mit Leuten zusammenzureisen wünschten, die ihre Offiziere mit Holzkloben werfen. Wenn er sich selbst nicht gegen sie schützen könne, habe er auch keine Garantie, uns zu schützen; wir wollten bei einem so ernsthaften Unternehmen nicht unsere eigenen Feinde mit uns führen. Als die lange Erörterung, über der es 7 Uhr geworden war, nicht mehr förderte, sagte ich schliesslich: „Ich bitte Sie jetzt, Herr Kapitän, officiell, jene Individuen nach der Stadt zurückzuschicken.“

Er gab nach und betheuerte, dass ihm nichts mehr als das Wohl der Expedition am Herzen liege. Cosme und Angelo sollten im Arrest bleiben, bis sie Pompeo nach Cuyabá beordern könne, Gabriel, der als Piketreiter in der That nicht zu entbehren war, mitgehen, aber „von uns fern gehalten werden“. Schön. Es war ein toller Morgen. Von Satirico, einem hübschen Mulatten geführt, kam eine Deputation, für die beiden um Verzeihung zu bitten; sie leisteten Bürgschaft, dass nichts wider die Ordnung vorfallen werde. Der angenehmen Lage, die Leute zurückweisen zu müssen, hatte uns Tupy ausgesetzt, der uns die Schuld der Maassregel achselzuckend zugeschoben. Um den betrunkenen Bem weinten die Soldaten, selbst uns harten Herzen that der Mensch, der eben ein chronischer Alkoholist war, leid genug, und wenn wir auch nicht Thränen vergossen wie die im Katzenjammer zur Rührung gestimmten Soldaten, drückten wir ihm doch gern ein gutes „Trinkgeld“ in die Hand.

Um 7 Uhr 30 Minuten beginnt endlich der Auszug. Auch Daniel hat sein schweres Theil geladen und schwankt pendelnd, das Gewehr von Clauss auf dem Rücken, hinter dem Maulthiere her. Valentin verliert bei dem Versuche, eine Flasche an den Mund zu führen, das Gleichgewicht; ein schwerer Ledersack auf dem Rücken gibt die Richtung an, da sitzt er. Eine wunderbare Ordnung. Israel, ein tüchtiger Mensch, hat allein sieben Ochsen zu führen. Die andern bummeln nach Belieben. An einer der letzten Hütten stehen zwei um Wasser bittend; einer kauft Fische. Jeder ist vom andern grundverschieden und ihm doch so ähnlich; da sind sieben die alle eine besondere Art Hut haben; jeder trägt das Gewehr auf seine Weise; mit Vorliebe wird es über die Schulter gelegt und mit der Mündung des Laufes festgehalten.

Auf einem Ochsen baumelt wie ein Cylinder ein grosser schwarzer Kochkessel; auf einem andern liegen ein Paar hohe Stiefel von Clauss; von hinten schauend sollte man meinen, dass letzterer durch das Gepäck den Blicken verborgen sei und den Hals des Thieres umschlungen halte.

Links neben uns ein Höhenzug; wir passiren einiges dichter bewaldete Terrain und kommen mittags bei einer kleinen Ansiedelung an dem Ribeirão dos Nobres an. Tupy trifft um 2 Uhr nachmittags ein und reitet noch einmal in das Städtchen zurück. In der Nähe einige Ranchos, aus Furcht vor den Indianern verlassen.

7. Juni. (Tombador) 2 Uhr nachmittags: I 742.2, II 730.0, Trock. 31.0.
$10^1/_4$ Uhr abends: I 742.2, II 731.6, Trock. 16.9,
Wolken und Wind 0.

Eine schlimme Neuigkeit! Der mit den Eisenwaaren beladene Ochse hat sich gestern bei dem ungeordneten Marsche seitwärts in die Büsche geschlagen; dieses nach dem Instrumentalochsen wichtigste unserer Thiere war einem Unteroffizier Luis anvertraut, den Tupy gestern gegenüber dem Tadel Castro's als einen ausgezeichneten Soldaten vertheidigt hatte. Wenn dieser Mensch, wie sein spöttisches Gesicht zu verrathen scheint, uns einen Streich hat spielen wollen, ist es ihm wohlgelungen. Tupy reitet mit dem Sergeanten des Pikets, dem alten Januario, zurück auf die Suche.

Nachdem wir die breite, schöne Wiese, welche sich nach den Hütten hin erstreckt, durchzogen hatten, betraten wir ein hübsches Wäldchen, das sich durch viele Acuripalmen auszeichnete. Eine Jaguarspur, endlich ein wenig Illustration zu den allabendlichen Mordgeschichten. Es folgte wieder für die Viehzucht vortrefflich geeignetes Land; bis an $3^1/_2$ m hohes Gras, welches den Kopf des Reiters überragte. Die Indianer sollen es gern anzünden oder auch benutzen, um sich heranzuschleichen. Sonst die niedrigen, knorrigen und krummen Bäume, die, zumal wenn die graue Rinde allent-

halben geborsten erscheint, wie unsere Apfelbäume aussehen und mich von Brasilien nach den obstreichen Geländen des Taunus, schönen Angedenkens, versetzten. Eine reizende Zierde sind die oft zu kleinen Büschen vereinigten Oauassúpalmen, zwischen deren schillernden Wedeln die dicken, lila-rosafarbigen Blütensträusse der blätterarmen Peuva rouxa hervorschauen. Häufig ist auch die Bacayuwapalme mit hellgrünen, weichen und schmalen Blättern. Wir ritten sehr langsam; um 9 Uhr morgens eröffnete sich ein Blick auf höhere Bergzüge; durch die Ebene zerstreut lagen blauschwarze Blöcke, zum Theil auch anstehend; die Bruchfläche erwies sie als weisslich grauer Marmor. Nachdem wir einen einzelnen Reiter, einen Cuyabaner, der in Geschäften von Diamantino kam, mitten im Prairiegrase begrüsst, passirten wir um 10 Uhr eine prächtige Waldpartie. Mehrere Arten Farrn; dicke, fast wie Edeltannen gerade und bis zur Hälfte der Höhe unverzweigt aufragende Perobastämme. Ein neues Gestein tritt auf, ein feinkörniger Sandstein auf dem Bruche graurosa, in Verwitterung braunroth bis schwarz. Eine hohe steile Wand von demselben Material blickt gleich einem riesigen verfallenen Castell auf uns herab. Der Weg ist mit einem staubartig dünnen grauen Sand bedeckt. Nahe einem Bächlein sehen wir zum ersten mal die edle Buritípalme. Onde tem Burití, tem agua — wo Burití, da Wasser.

Gegen 11 Uhr erreichten wir den vielbesprochenen Anstieg längs des Falls des Tombador. Es ist dies die schlimmste Stelle auf dem Wege Cuyabá-Diamantino.

Die steinige, mässig schmale Strasse lehnt sich links an den Berg, rechts gewährt sie einen Tiefenblick von seltener Schönheit. Ein Stückchen brasilianische Schweiz. Fast senkrechter Abfall zu dem tosenden Bache.

Die Wand ist mit einem wilden Gewirr von Bäumen, Sträuchern und niederm Gewächs bedeckt. — „Du hörst den Strom vom Felsen brausen, doch weisst du nicht, woher er rauscht.“ — Hier und da gelingt es, des weissen Schaumes und der tanzenden Tropfen unten ansichtig zu werden; an andern Stellen wieder bemerkt man den klaren „poço“ (Brunnen), eine der spiegelglatten Flächen, von denen eine neue Cascade herabstürzt. Dieser Fall ergiesst sich in eine Schlucht, welche von drei zusammenstossenden Hügelketten gebildet zu sein scheint. Die Ueppigkeit des Pflanzenwuchses, mit der sie ausgekleidet ist, entspricht endlich unsern Vorstellungen von Brasilien. Nirgendwo ist nacktem Gestein Raum gelassen. Es ist aber nicht nur in der Farbe durch die zahllosen Abstufungen des Grüns der Einförmigkeit vorgebeugt, sondern auch in den graziösen Palmenkronen eine wechselnde und charakteristische Unterbrechung der Form geboten. Wie in ähnlichen Schluchten der Schweiz die Fichte oder Tanne die Monotonie und Ruhe der Felsen zu einem künstlerischen Bilde belebt, sorgt

hier die schlanke Oauassú dafür, dass unser Auge niemals durch die schwere Masse ermüdet wird. Der leiseste Windzug entfaltet ein wunderbares Glänzen und Spielen der bald ruhig dunkeln, bald schillernd hellen Wedel; und mit einer eben solchen Kraft und Mannichfaltigkeit der Eindrücke, wie sie den Gesichtssinn gefangen nehmen, drängt sich an unser Gehör das unausgesetzte Rauschen und Tosen.

Aus der stillen Hypnose, welche das Schauspiel auf die Dauer hervorruft, fuhren wir überrascht empor, als aus dem Walde voraus plötzlich ein Schrei ertönte. Er wiederholte sich noch zweimal. Wir dachten, er müsse von irgendeinem Thiere herrühren, allein der Wolf soll das einzige sein, dessen Stimme sich mit der menschlichen verwechseln lässt, und „lobos“

Rückblick auf das Tombadorgebiet von Estivado aus.

gebe es hier nicht, sagt Daniel. Es müssen Indianer in der Nähe sein. Die Coroá, hat man uns in Rosario bereits gewarnt, benutzen zuweilen die Passage am Tombador zu hinterlistigem Angriff.

Ein Viertelstündchen währte der für die Thiere sehr beschwerliche Anstieg; wir führten sie am Zügel. Oben untersuchte ich die Felsen, welche das Flüsschen treppenartig durchsetzen. Sie bestanden aus einem sehr feinkörnigen, compacten, doch in dünne Lamellen geschichteten Material, aussen von röthlich brauner, auf der Bruchfläche von grauer Farbe; an einzelnen rostrothen Stellen machte es den Eindruck, als ob es eisenhaltig sei. Die Oberfläche war überall glatt gewaschen. Fall 46—52°, Strich NW—SO.

Wir trafen mittags am Haltepunkte ein, fast gleichzeitig rückte die Karavane an. Dort auf der Höhe standen ein Haus und zwei Hütten in Verlassenheit und Verfall. Indianer haben den Ansiedler gezwungen, sie

aufzugeben; sie tödteten in seiner Abwesenheit seine Frau und zwei Kinder, deren gemeinsames Grab durch ein Holzkreuz bezeichnet wird. Zwei Ochsen glotzten uns verwundert an und trabten von dannen. Nördlich biegt die Strasse nach Diamantino ab.

Mittags gab es schauderhaft versalzenes Fleisch und einen geräucherten Fisch, der mir wegen seines Leberthrangeschmacks Ekel verursachte. Um vielleicht einen bessern Bissen zu erjagen und zugleich von den SO-Höhen einen Ueberblick über den Lauf der Bergzüge zu erhalten, brachen Castro, Wilhelm und ich nachmittags mit Pedro auf, während Clauss zurückblieb, um am Itinerar zu arbeiten. Er war mit Daniel zu Fuss gegangen. — Der richtige Ziegenweg, und dazu in absatzlosen Pantoffeln. Dünnes Gras, verkrüppelte Bäume, die abbrachen, wenn man sich an ihnen aufschwingen wollte, lose Steine, einige steile Stufen und oben die Einsicht in einen Bergkessel. Castro blieb mehreremal zu unserm Vergnügen liegen und steckte die Finger in den Hals, von dem Leberthran, wie er sagte, nachträglich durch den ganzen Körper angewidert. Da Pedro in der Ferne zwei Hirsche entdeckte, so kehrten wir zurück, durchschritten einen Bach und machten uns auf die Verfolgung, ohne jedoch der Beute theilhaft zu werden. Ein paar Rebhühner hörten wir. Dafür war ein halbes Dutzend Soldaten in glücklicherer Jagd begriffen. Sie erlegten mit elf Schüssen Comblain die zwei unseligen Ochsen, welche der Ansiedler ihrem Schicksal überlassen hatte. Bald lagen an der Hütte die Reste der beiden Wiederkäuer „até as tripas“. Die Freude war gross, eifrig wurde an zwei Feuern geschnitten, gebraten und gewirthschaftet, ich erhielt auch, wie immer, meine Portion à la Tartare. In der Nacht wurden die ersten Wachen abgehalten. Wenn die Angst das beste Schutzmittel ist, kann uns kein Indianer etwas anhaben. Der Cadet wäre, glaube ich, durch nichts zu bewegen, in einer Hängematte zu schlafen; „auf sie zielen nachts die Wilden mit ihren vergifteten Pfeilen“.

Wir sind unser mit dem Cadeten und den beiden Sergeanten 8 Wachoffiziere, von der Mannschaft ziehen je drei auf. (Stunden 6 Uhr abends bis 6 Uhr morgens.) Schöne Mondnacht. Während Wilhelm's Wache liess sich wieder der Schrei vernehmen; man kroch und schlich durch die Büsche, ohne die Ursache zu entdecken. Uebrigens hatte uns Pedro längs des Bergabhangs frische indianische Fussspuren gezeigt. Der alte Daniel erzählte mir, er habe 32 Jaguare geschossen. Sie würden nur durch den (ca. sechsjährigen) jungen Stier besiegt. Die grösste Sucuriú (Wasserschlange), die er gesehen, war 8 m lang; es gebe eine schwarze und eine weisse Art, die erstere sei grösser; sie tödte nur durch „Verrath“, niemals mit offenem Angriff, „como um Indio“. Pedro habe noch Angst vor der Unzenjagd.

8. Juni. (Tombador) 7 Uhr morgens: I 741.0, II 731.6 Trock. 15.1 klar. Windbäume. Wasser des Tomb. 21.7. — 2 Uhr nachmittags: I 742.0, II 730.2, Trock. 30.7, Feucht. 20.9, Bewölkg. 1, NNW 5.

Aus einer vermummten Gestalt, welche, die Soldatenjacke über den Kopf geworfen, Fleisch vorüberträgt, entpuppt sich — Bem. Der Vagabund hat wirklich Humor. Um sich noch unkenntlicher zu machen, hat er sich den Vollbart rasirt. Er ist spät abends eingetroffen und arbeitet jetzt munter mit, als ob alles in schönster Ordnung wäre. Er behauptet, Tupy in Nobres gesehen und von ihm die Erlaubniss erhalten zu haben, herzukommen. Vorläufig wird er deshalb geduldet.

Es erhebt sich ein angenehmer NNW-Wind, der mittags in einzelnen Stössen bis Stärke 5 erreicht. Der Cadet schläft; er sagt, es sei ihm ganz gleichgültig, zu welcher Zeit der Nacht er wachen müsse. — Mittags Ochsenzunge, ohne Champignonsauce. Einige Urubús (Aasgeier), unter ihnen einer mit weisser Unterseite, wiegen sich hoch in den Lüften. Jeder sucht sich nützlich zu beschäftigen; der Cadet schläft. Castro, Wilhelm und Pedro marschiren zwei Legoas hinaus, finden nichts als frische Tapirspuren. Verunglückte Beobachtung des südlichen Kreuzes. Clauss unwohl, Puls etwas beschleunigt, Darmbewegung verlangsamt. Der Cadet schläft; wieder herrlicher Mondschein. Wir machten mit Castro aus, unter allen Umständen morgen früh aufzubrechen; Tupy kann sich mit den wenigen Thieren rascher vorwärts bewegen als wir. Morgen sind es 14 Tage, seitdem wir Cuyabá verlassen, und wir haben 34 Legoas gemacht, — es ist unverantwortlicher Leichtsinn.

9. Juni.

Bem musste in der Frühe den Rückzug antreten. Gerade als wir abmarschiren wollen, erscheint Tupy. Der Ochse mit den Eisenwaaren ist noch nicht gefunden. Die Lage ist sehr ernst; können wir die Schingúreise ohne die Werkzeuge zum Bauen der Kanus überhaupt machen? Tupy sagt, er sei nur gekommen, uns zum Vorrücken zu veranlassen; vielleicht hole er uns schon morgen ein; er garantire, dass er nicht ohne die Eisenwaaren wiederkehre; er werde sie für gutes Geld auch in Rosario zu beschaffen wissen. Er sei Bem begegnet und habe seinen Augen nicht getraut; der Lump hat uns belogen.

Wir verlassen den Weg nach Diamantino und ziehen NNO. Bald überschreiten wir den 10 Schritt breiten Tombador und einen Nebenbach desselben. Der Charakter der Landschaft herbstlich; viele Bäume, zumal der Paratudo und der Carvão branco, haben röthlich verfärbte, welke Blätter; das Gras ist gelblich und dürr.

Wir befinden uns in einem von Hügelketten rings umschlossenen Ge-

biet, das selber schwachwellige Erhebungen zeigt. Die Berge hinter uns, welche den Durchbruch des Tombador westlich begrenzen, sind am höchsten. Die Höhen, zum Theil von Baumwuchs entblösst, sind immer grasbedeckt. Der Boden ist röthlicher Sand oder schwärzlich verwitterte und lavaähnlich verbrannte Bröckel (Laterit). Pedro entfernt sich in der Verfolgung eines Feldhuhns, das er gefehlt; gleichzeitig mit ihm jagen ein grauer Gavião (Sperber) und Campeão; der Gavião erwischt das Feldhuhn, Campeão beide; der Raubvogel zerkrallt ihm das Gesicht und befreit sich. Pedro nimmt dem Hunde das Huhn ab und rupft es unterwegs. Er ist sehr thätig, durch Messerhiebe in die Rinde rechts und links den Weg zu markiren und mit abgehauenen Aesten trügerische Seitenpfade zu versperren. Ein Dutzend Urubús fliegen ungeschickt und schwerfällig von einem Ochsencadaver auf; das Aas stinkt zum Schwindeligwerden.

Die Buritís mehren sich, in allen Altersstufen; einige hohe Stämme, wie Säulen ohne Capitäle, sind abgestorben.

Nach 10 Uhr erklimmen wir die niedrigste Anhöhe in dem Hügelkranz und erreichen eine neue, höher gelegene Ebene. Zwei mächtige Feigenbäume beschatten einen ausgezeichneten Piknikplatz; vorbei läuft wie befohlen eine klare Wasserrinne; eine Anzahl dicht behangener Orangenbäume wird sofort eifrig geplündert; mit Verachtung blicken wir einen daneben stehenden kahlen grauen Baum an, dessen Zweigen kugelrunde Früchte aufsitzen, einen Genipapeiro. Man schiesst am Hange unten einen Ochsen, während seine acht Genossen in den Wald entkommen; er wird sofort zerlegt, gebraten und zum Theil eingesalzen. Andere entdecken Pfeffersträuche und Citronen. Kurz, wir geniessen alle Vortheile eines gleichzeitig mit der Greuelgeschichte am Tombador verübten Indianerangriffs. Im September vorigen Jahres zerstörten die Coroá in vier Abtheilungen verschiedene Niederlassungen. Traurig nehmen sich die verfallenen Hütten neben dem Hesperidengärtchen aus.

Die Hochebene selbst, die sich vor unsern Blicken ausdehnt, ist in NNO durch eine flache Einsenkung unterbrochen; in OSO steigt Rauch auf — vom Cuyabá, sagt Daniel. Wir sind auf der Wasserscheide zwischen Cuyabá-Paraguay und Arinos-Tapajoz. Der Estivado, an dessen Quelle wir lagern, ist ein Bach, der bereits dem Preto, einem Nebenflüsschen des Arinos, zuströmt. Diamantino ist nach Daniel 4 Legoas, der Cuyabá 2 Legoas entfernt. Daniel geht ein paar hundert Schritt mit, um mir die Stelle zu zeigen, wo man Kanus vom Cuyabá zum Arinos hinübergeschafft habe — eine Strecke von 12 Legoas, indem man Diamantino und den Preto links lasse. In dem Preto pflegen sich die Guaranáhändler einzuschiffen, welche den Tapajoz abwärts fahren. Wie stolz war der Gymnasiast, welcher die berühmte

Frage: „Wie kommt man zu Wasser über Land von der La Plata- an die Orinoco-Mündung?“ genau zu beantworten wusste; wie viele stolperten über das Terrain, auf dem wir jetzt mit Behagen frischen Spiessbraten verspeisen.

$3^3/_4$ Uhr nachmittags. Recht spät und recht ungern verliessen wir die gastlichen Feigenbäume. Die Soldaten hatten die Burracen mit Orangen gefüllt und quer über die Ochsen mit grünen Zweigen bedeckte Fleischstücke aufgepackt. Bei unserer Mahlzeit hatte sich auch ein blödsinnig dreinschauender, zum Skelet verhungerter Hund eingefunden; als wir jedoch uns seiner erbarmen und ihn mitnehmen wollten, zog er als Thier der Wüste die Freiheit vor und verschwand. Neben einem dichten, hohen Laubwalde marschirten wir durch den Campo, in dem wir einen neuen krummen Baum, den Páo doce, kennen lernten. Die Sachverständigen konnten sich nicht einigen, ob die Rinde wirklich wie Süssholz schmecke. Diese „Cabeceiras“, Quellbäche, sind allerliebst. An der tiefsten Stelle des Campo zieht sich eine dunkelgrüne Mauer daher, man sieht, wie es nur des Wassers bedarf, um den Boden statt mit kümmerlichen Bäumen und dünnem Grase, mit der üppigsten Vegetation zu bedecken. Im niedern Terrain, wo zur Regenzeit Ueberschwemmungen vorkommen und sich auch in der trockenen Zeit oberflächliches Grundwasser hält, bei den Tümpeln oder im Sumpfboden tritt die Burití zahlreich auf; dagegen im Hügelland blicken aller Ecken neben den vollen Kronen hochgewachsener Laubbäume die Flederwische der Oauassú hervor.

Ein ruhiger, schöner Abend; doch man möchte der Stille zu viel bekommen; nur die verhältnissmässig auch spärliche Insektenwelt belebte die melancholische Flur. Ueber den Wald flatterte für kurze Zeit eine grosse Menge kreischender Papagaien, die wahrscheinlich ihr gewohntes Nachtlager aufsuchten; wir erblickten zwei Spechte mit feuerrothen Hauben, sonst aber schienen wir in einem verzauberten Garten zu wandern, wo kein Vogellaut erschallte, kein Vierfüssler aufgestört ward. Der Eindruck wurde, als wir $5^1/_2$ Uhr vom Wege halbrechts abbiegend an einem öden Rancho ankamen, nicht freundlicher. Er lag hinter einer Wiese, wenige Minuten von dem Walde entfernt.

Das graue Palmstrohdach war von Kürbispflanzen überrankt; ein Gärtchen lag dabei, in Gestrüpp und Unkraut verwildert. Zwei Räume im Innern, eine Brutstätte für Flöhe und Carrapatos, die sich fröhlich weiter vermehrten. Die Carrapatos, Zecken, deren es besonders im Waldgesträuch von allen Grössen gibt, die kleinsten kaum sichtbar, sind eine wahre Plage. Mit Vorliebe setzen sich die Scheusale an den geheimsten Verstecken des Körpers fest, wo sie nur mühevoll, meist erst zertrümmert, abgelöst werden können. Ist man einer Massenzuwanderung derselben ausgesetzt gewesen,

muss man das Hemd über dem Feuer schütteln; die einzelnen ist man oft genöthigt, mit einer brennenden Cigarrette in dichtester Nähe zu bedrängen, wozu viel Geduld und Selbstverleugnung gehört.

Der Boden der unheimlichen Hütte schien bei flüchtigem Hinblicken mit hohlen Schädeln bedeckt; es waren eine Menge angehäufter Kürbisschalen, deren sich die Mannschaft sofort bemächtigte, um sie zu Trinkgeschirren zu bearbeiten. Aus einer Calabaça fiel beim Umstülpen eine zahme Prea, ein graues Nagethierchen, heraus; es soll, die reine Gespenstergeschichte an dem düstern Orte, morgens früh von selbst verschieden sein. — Die Wachen waren diese Nacht sehr bequem; der Sergeant genirte sich, den Kapitän zu wecken — „ich dachte, er sei wach“, — so schliefen wir alle den Schlaf des Gerechten, bis um 4 Uhr die „Alvorada“, das Frühsignal des Corneta, ertönte.

10. Juni. (Estivado) 7 Uhr früh: I 732.2, II 723.2 Trock. 19.1, Nebel 10, Wind = 0.
(Cerquinha) 9 Uhr abends Trock. 18.0, Feucht. 17.0, Bewlkg. = 0, N. 1—2.

„Alles in Ordnung, es fehlt nur ein Ochse“; endlich war er eingefangen. 7 $^1/_2$ Uhr früh ab. Nach einem kurzen Marsche in derselben Niederung durchkreuzten wir den Waldstreifen des Estivado und gewannen wenig ansteigend reinen Campo, den Chapadão, wie der höchste Rücken des Plateau genannt wird. Die Wanderung auf dem Chapadão hat den Vorzug, dass man keine Bäche zu passiren hat. Aber man quält sich auf dem Thiere, das selbst mit ähnlicher Neigung zu kämpfen scheint, vor Langeweile nicht einzuschlafen. Geschieht es doch, erwacht man durch die plötzliche Seitenschwenkung bei einer Biegung des Weges oder durch den unsanften Stoss eines Astes, der den Hut vom Kopfe streifen will. Páo de breo, Harzbaum, mit grossen lederartigen Blättern; Lixa und Lixinha, deren Blätter als Sandpapier zu benutzen wären; zwei Arten China, ziemlich selten; die „palmeira da chapada“: die Gariroba, niedrig und bescheiden. Gras mit steifen, spitzen Lanzenblättern, capim guassú. Der grösste Baum: die Jatobá do campo. Wenige Blütenpflanzen. Die Erde fast ziegelgelb an vielen Stellen, besonders an den Ameisenbauten. Parallel mit unserer Wegrichtung erstreckt sich im Norden ein höherer Bergzug, horizontal wie die Kimm.

Castro und ich hatten uns um eine Legoa verirrt, bis wir durch den Mangel der Spuren aufmerksam wurden. Wir trafen 12 Uhr 20 Min. mittags die Truppe in einer Schlucht an einem schmalen Bache gelagert. Cerquinha hiess der Ort, an dem sich ein Schutzdach gegen den Regen vorfand. Die Thiere waren durch die Hitze stark angegriffen und sehr müde, sodass wir die Nacht hier bleiben wollten. Es schwärmte von Bienen und Borrachudos,

kleinen Stechfliegen, deren Stich ein schwarzes Pünktchen hinterlässt. Abends zogen auch Mosquitos auf. Zum ersten mal kamen unsere Mosquiteiros in Gebrauch. Da mich aber gleichzeitig solche Zahnschmerzen plagten, dass ich mir selbst Scarificationen zu machen genöthigt wurde, wäre das stundenlange Verweilen an diesem Fleck ohne das Gazezelt eine Hölle gewesen.

In der Frühe um 3¼ Uhr waren schon Speck und Bohnen angerichtet, um 4½ Uhr ritten wir im Mondschein ab.

11. Juni. (Cerquinha 6 Uhr früh: I 734.2, Trock. 16.6, Feucht. 15.7, Bewlkg. = 0, N. 1.
(Buracão, Cabeceira des Cuyabá) 5½ Uhr nachmittags: I 734.2, II 723.4, Trock. 22.7.

Während der Estivado zum Preto-Arinos geht, gehörte der Cerquinhabach wiederum dem Cuyabá an; heute kamen wir nach kurzer Zeit wieder in das Gebiet des Arinos, überschritten diesen selbst in seiner Cabeceira, und schlugen das Nachtlager in einer Thalschlucht auf, welche durch eine Cabeceira des Cuyabá begrenzt wird.

Es war eine lange und anstrengende Tagestour. Ein holperiger Anstieg brachte uns aus dem Thalkessel auf einen Chapadão. Die hinter uns liegende Bergkette beschloss den Horizont in einer geraden Niveaulinie, uns näher erstreckte sich ihm parallel ein niedrigerer Zug, an dessen zu uns abfallender Wand ein Lagunenspiegel lag.

Ziemlich dichte Campovegetation auf dem Chapadão; Araticú mit zapfenartiger Frucht, Sucupira, frischgrüne runde Blättchen. Mit angenehmerm Abstieg erreichten wir durch eine üppige Wiese einen prächtigen „Buritisal", die Cabeceira des Arinos. Zahllose Buritís standen in dem bis über metertiefen Wasser. Ein ungeheuerer Sumpf bezeichnet die Quelle des Flusses; die Wiese ringsum führt in den höhern trockenen Campo. In der Regenzeit müssen weite Strecken überschwemmt sein. Auch jetzt soll überall dort, wo Buritís auf anscheinend trockenem Boden stehen, durch Graben in geringer Tiefe reines Wasser gewonnen werden.

Es sah sehr hübsch aus, die Reiter in dem unter Wasser gesetzten Palmenwalde, aber es spielte sich manche kleine Episode ab, bis wir ihn glücklich durchkreuzt hatten. Wir konnten uns jedoch nicht entschliessen, an dieser ungesunden Stelle zu übernachten; das war die echte Fieberatmosphäre, die den Arinos weiter abwärts Bossi's Reihen lichtete; vorwärts!

Nur der Corneta und sein Ochse hatten gleichen Schritt mit uns halten können; neue Hügel hinauf und hinunter. Zahlreiche bis 2 m hohe Termitenbauten; plumpe, oft groteske Formen, kleinen Castellen oder Grabmonumenten ähnlich.

Um 12½ Uhr mittags im „Buracão", die Thalschlucht nahe der in einer

Windung heranziehenden Cabeceira des Cuyabá, die von einem dichten, schönen Walde, reich an Oauassúpalmen und rothblühenden Peuvas begleitet wird.

Allmählich erschien einer nach dem andern, keiner ohne zu jammern. Wir hatten aber auch 10 Legoas zurückgelegt und einen Tag der Ruhe, dessen die Thiere dringend bedurften, wohl verdient. Der Cadet hatte eine grosse, mit blutig tingirtem Serum gefüllte Blase am Fusse; er entschloss sich schwer, sie sich mit einer Nadel öffnen zu lassen; Temperatur 38.5; er war abgeschlagen, konnte nicht essen und schlief bis zum übernächsten Morgen.

12. Juni. (Buracão) 7 1/4 Uhr früh: I 734.2, II 724.0, Trock. 18.8, Feucht. 17.0, Cirr. 5°, Wind = 0. 12 Uhr mittags: Bodenbestrahlung Max. 48.0, Luft 32.0, 10 Uhr abends: Trock. 16.6, Feucht. 15.4, Cirr. 3°, NNO 1. Am Horizont etwas dunstig.

Der Sergeant ist ein weichlicher Mensch, der ohne Ende über seine wunden Füsse klagt, und entbehrt jeder Fähigkeit, die Leute zusammenzuhalten oder zu beaufsichtigen; eine Schreiberseele. Am Lagerplatz sieht man ihn nur in eine lange rothe wollene Decke eingewickelt. Diese Nacht gab es allerlei Histörchen. Er hatte von 12—2 Uhr Wache; da er aber nirgends zu sehen war, wecke ich Castro; der ruft. Keine Antwort. Er sei in der Hütte, sagt einer; „und schläft?“ Nein. Ich nehme einen brennenden Span und trete ein; es bedurfte des Lichts nicht, der Sergeant schnarchte; er schlief auch heute durch. Zwei Wachen, die mit den Kameraden plauderten, commandirte ich als Wachoffizier zehn Schritt ab ins feuchte Gras. Am meisten wunderte sich unser Leibkoch Manoel, eine brave schwarze Haut, der immer lacht, immer schwatzt, immer faulenzt. Als er abzulösen hatte, wollte er uns erst noch Thee kochen; schier gewaltsam entfernte ich ihn von seinem Topfe. Fidel betheiligte er sich nun hinter der Hütte am Anekdotenerzählen; „Manoel, Sie unterhalten sich?“ — O, nur ein wenig, es ist nichts los, und die andern wollen noch nicht schlafen. — Ich liess ihn mit einem vereinsamt stehenden Posten tauschen; sprachlos gehorchte er und hatte nun in das dunkle Nichts des Buracão zu starren, das fast so schwarz war wie er selber. Diese Wachen waren vielleicht um ihres eigentlichen Zweckes willen sehr überflüssig; doch im Interesse einer gewissen Disciplin unter unsern Ausnahmeverhältnissen hatten sie ihren grossen Nutzen.

Ich durchstreifte morgens den Wald, in der Hoffnung etwas Besonderes von Wild aufzutreiben; doch fand ich nichts als viele Dornen, umgestürzte Baumstämme, einige grauweisse Kolibris und Wespennester. Die Mannschaft hatte zwei Jabotis, Landschildkröten, gefangen; die eine enthielt eine

Anzahl Eier von fast Hühnereiergrösse, rund, mit und ohne weisse, leicht marmorirte Schale. Clementino und Satyr kehrten mit zwei Ochsen, die gestern zurückgeblieben waren, glücklich heim und berichteten, dass sie vergeblich die Spuren eines Jaguarpaares mit zwei Jungen verfolgt hätten.

13. Juni. 7 Uhr früh: Trock. 15.7, Feucht. 14.4, Windbäume 5°, Bodenausstrahlung 14.5. (Thermometerkugel mit einer leichten Sandschicht bedeckt.)

S. Antonio bringt schlechtes Wetter. Die „Friagem de S. Antonio“ zog auch im Süden in Gestalt einer grauen Nebelwolke auf, verlor sich aber wieder. Daniel mit Quintiliano früh voraus, um uns bei den Bakaïrí anzumelden.

12¾ Uhr nachmittags ab. Hügeliger Campo; zwei tiefe Bäche. 3¼ Uhr blickten wir in eine weite Ebene traurigöden Aussehens; wenige Bäumchen und vieles dürre Gras. Tafelberge, oben glatt, wie mit dem Messer abgetragen, in ziemlich steiler Böschung abfallend, erhoben sich in NW ungefähr 180 m über die Fläche.

Der Abstieg von unserm Chapadão war durch die Sandsteinblöcke und die oft sehr abschüssigen Stufen für die Thiere unangenehm erschwert. In der Ebene wartete neues Unheil. Kleine Bäche mit senkrecht eingeschnittenen lehmigen Ufern. Clementino, José Ma-

Blick auf eine Cabeceira des Cuyabá; Buracão.

ria, Wilhelm, ich, jeder nach der Reihe, hatte sein Thier im Graben liegen, musste absitzen und ihm emporhelfen. An einer andern Stelle füllte Merelles' Ochse das Bachbett aus; man zog an den Hörnern, man riss am Schwanze; erschöpft liess man die Arme sinken; der Botoque, Stöpsel zu deutsch, liess sich nicht herausziehen. Clementino, Metzgerknecht von Haus aus, kam zu Hülfe und hielt ihm einen brennenden Grasbund unter den Schwanz; geduldig machte Botoque die Procedur durch, geduldig ertrug er es auch eine halbe Minute, dass man dasselbe Verfahren am Maule anwandte; schliesslich arbeitete er sich mit einem Ruck in die Höhe und erschien oben, das Antlitz jungfräulich glatt und alles Barthaars verlustig.

Viel Paina, die wo sie auftritt immer dominiren soll, mit gummibaumähnlichen Blättern, die Frucht liefere Füllung für Matratzen. Dann wird man ihrer wenig bedürfen. Wechselsweise Wiesen, schöne Weiden und schmale Waldstreifen, ein Bächlein inmitten; starker Blätterfall; etliche Bacayuwas.

Lange schon hatten wir eine Rauchsäule vor Augen; wir hielten sie für ein Signal aus dem Dorfe, und die Avantgarde beeilte sich nach Kräften, das nahe scheinende Ziel zu erreichen. Links war eine zweite, entferntere sichtbar. Doch die Dunkelheit, die wie immer rasch hereinbrach, nöthigte uns halt zu machen und an einem elenden Platz im hohen Grase zu übernachten. Unterwegs von Borrachudos und kleinen Fliegen, die mit Vorliebe die Augen attakirten, zur Genüge gepeinigt, empfingen uns in diesem dem Chaco ähnlichen Gefilde zahlreiche hungerige Moskitos. Es war nicht möglich, in der Finsterniss irgendwelche Ordnung in die Sachen zu bringen; es wurden Feuer angezündet und schnell einige Bohnen gekocht. Dabei unterhielten wir uns über Kunstausstellungen und Gemäldegalerien.

14. Juni. 6 Uhr 40 Min. früh: Trock. 18.9, Feucht. 18.2, Strat. 8, S 2—3.
Wie gestern bringt der Südwind tiefziehende Wolkenmassen.

Heute sind die Leute gar rasch fertig; kurz vor 7 Uhr morgens ab.

Vorherrschend Wiese, ein schmaler harter Pfad durchzieht dieselbe, auf dem sich lustig trotten lässt. Eine Anzahl Ochsen begrüssen uns als erste Abgesandte. Eine weite Strecke hin war der Campo frisch abgebrannt; das Wild soll diese „Quemadas“ wegen der salzigen Asche gern aufsuchen. Eine Anzahl Curicacas (Ibis); in der Ferne ein Strauss, dem Pedro und die Hunde vergeblich nachlaufen.

Um 9 Uhr sehen wir das „Aldeamento“ der Bakaïrí von weitem; 4 Häuser; der Sonnenschein täuscht Schieferdächer vor; einige nackte Oberkörper eilen in das Innere, Bekleidete treten heraus. In der Nähe schrumpft die Niederlassung zu echten Palmstrohhütten zusammen.

Daniel ist zur Stelle und stellt uns dem „Kapitän Reginaldo“ vor. Reginaldo da Silva Nogueira, von Nusswald. Ein Mann in den Vierzigen mit breitem Brustkasten, langem lockigen schwarzen Haar, freundlichem Blick, aber schweigsam; Hut, Hemd, Hose in gutem Zustande.

Allgemeines Händeschütteln. Ein halbes Dutzend, meist junger, breitschulteriger Männer, ebenfalls im Sonntagsanzuge, sitzen auf dem Zaune des Viehhofes. Die Krone der Schöpfung fehlt. — Allmählich rückt der Zug an und alles richtet sich häuslich ein. Zur Begrüssung wird Zuckerrohr gelutscht und ein Schlückchen Branntwein genehmigt.

ACHTES KAPITEL.

DAS ERSTE DORF DER BAKAÏRÍ. — MARSCH ZUM PARANATINGA. — DAS ZWEITE DORF DER BAKAÏRÍ.

Zum ersten mal finde ich eine Erwähnung des Namens der Bakaïrí, die folglich schon der ersten Generation der Mato Grosso-Entdecker bekannt gewesen sein müssen, in dem Bericht des José Gonçalves da Fonseca über eine Fahrt von Pará bis in das Quellgebiet des Madeira aus dem Jahre 1749. Indem er den wahrscheinlichen Ursprung des Schingú bespricht, sagt er, dass die zwischen den Quellen des Tapajoz und des Tocantins gelegenen Flüsse, genannt „Bacaris“ und „das Mortes“, wol als die Quellflüsse des Schingú gelten dürften. — In dem Atlas des Thomas Jeffery vom Jahre 1776 sind die „Bacahyris“ am Paranatinga verzeichnet.

Ayras de Cazal bemerkt über unsern Stamm 1817: „Die Baccahirys, welche die den Rio das Mortes benachbarten Gebiete bewohnen, unterhalten einen unaufhörlichen Krieg gegen alle Arten Vierfüssler und Vögel. Bis heute hat dieses Volk den Christen keine Feindseligkeiten zugefügt. Man sagt, dass sie weiss seien und freundlich: ein Grund, weshalb man sie für eine Horde der Paricys ansieht.“

Martius lässt sie an den südlichsten Quellen des Schingú wohnen und zählt sie ausserdem an den Quellen des Arinos und Juruena auf. Er ordnet

sie ebenfalls den Parecí unter, welche über die Wasserscheide zwischen Tapajoz, Madeira und Paraguay zerstreut sind.

Es hat sich nun herausgestellt, dass diese Zusammenstellung der Parecí und der Bakaïrí eine irrige gewesen ist. Die bekannten nächsten Verwandten der Bakaïrí sitzen, wie ich kurz vorweg andeuten will, nördlich des Amazonenstroms, und ein ihnen etwas entfernter verwandter Stamm, doch derselben Gruppe zugehörig, wohnt im Quellgebiet des Madeira. Mir selbst war nur die Notiz von Martius bekannt, und ich hatte unterwegs keine Ahnung, welches Interesse dieses Völkchen darbot und wie viele Stunden ich später noch über seine Vorzeit nachgrübeln sollte.

Es war ein sehr glücklicher Umstand, dass Reginaldo — der sich immer bereit zeigte eine Cigarrette mit mir zu rauchen, auch mehr und mehr aufthaute und sich allmählich über meine Aufzeichnungen königlich amusirte

Dorf der Bakaïrí.

— eine bewunderungswürdige Gabe rascher Auffassung besass und mit einem für den praktischen Gebrauch etwas roh zugeschnittenen Portugiesisch sich deutlich auszudrücken wusste. Eine derartige Gelegenheit ist auch später niemals wieder gekommen. Reginaldo war ein guter Mensch, intelligent und hielt die Zügel seiner Oberhauptschaft in kräftiger, väterlicher Hand.

Es gab zwei Niederlassungen „zahmer“ Bakaïrí: das Aldeament am Rio novo, wie dieses erste nach einem Nebenbach des Arinos benannt wurde, und das Aldeament am Paranatinga. Beide Dörfer sind noch nicht alt; die Erwachsenen waren sämmtlich noch den Paranatinga aufwärts am „Salto“ geboren; doch sind die Bakaïrí wol über dieses ganze Gebiet in kleinen Horden verbreitet gewesen, wie daraus hervorgeht, dass sie bis zum Rio das Mortes verzeichnet worden sind. Sie wurden in den zwanziger Jahren, als die Goldsucherexpedition unter Führung des P. Lopez in diese Gegend vordrang, zum Christenthum bekehrt, bei welcher Gelegenheit, wie Reginaldo erzählte, sein Grossvater und viele andere ums Leben kamen.

Wir erkundigten uns eifrig, ob er von einem Flusse jenseit des Paranatinga wisse? Heute, erwiderte er, sei ihnen dieses Gebiet völlig fremd; er erinnere sich jedoch noch aus seiner Jugend, dass man an einen grossen Fluss kommen solle, wenn man vom Paranatinga gegen die aufgehende Sonne wandere, und an diesem Flusse sollten noch Bakaïrí wohnen, die „antiguos“, die keine Christen seien.

Die beiden Aldeamente stehen unter der Leitung des „Director dos Indios“ in Cuyabá. Reginaldo ist brasilianischer Kapitän, sein Nachfolger als Oberhaupt des Stammes, Joaquim, ist Lieutenant. Dass wir keine Frauen erblickten, rührte daher, dass sie in einem zwei Legoas entfernten Aldeament wohnten; die Hütten, welche wir innehatten, wurden nur gebraucht, wenn es die Landwirthschaft erheischte, oder wenn Besuch da war. Reginaldo vergass auch ganz, sein Bedauern auszusprechen, dass er uns nur als Strohwitwer begrüssen könne.

Kapitän Reginaldo und Frau.

Das Dorf zählte 6 Hütten, die Einwohnerschaft betrug 55: 16 Männer, 19 Frauen, 20 Kinder. Die Soldaten waren meist in dem grossen Hause einquartiert, das Reginaldo sonst mit einigen andern bewohnte: ein Rechteck, 57 Schritt lang, 5 Schritt breit, das durch Querwände in eine Anzahl Einzelräume abgetheilt war. Wir hatten das Fremdenhaus inne — es war nur 17 Schritt lang. Das war moderne Construction, von den Ansiedlern erlernt. 20 Minuten entfernt fanden wir noch zwei verlassene Hütten alten Stils; rund, bienenkorbartig. Die grössere hatte 19 Schritt im Durchmesser, aussen hoch hinauf mit Acuristroh bedeckt, während das Gerüst im Innern einen Kreis von $1^1/_3$ m hohen Stützpfählen zeigte, auf dem sich der Korb dieses eigentlich nur aus einem Dach bestehenden Baues mit vielen horizontalen Bambusringen erhob. Oben war ein Luftloch gelassen, eine Anzahl der

hier sich kreuzenden Gerüststangen ragten nach aussen. Der Eintritt, ein $1^1/_2$ m hohes Loch, war von Pfefferstauden umgeben. Jedenfalls war der Innenraum bei weitem grösser und schöner als in den neuen Häusern.

Die Leutchen führten ein idyllisches Dasein; sie trieben Landbau und Viehzucht, gingen auf die Jagd, pflanzten Mandioca, Bohnen, Mais, Reis, auch etwas Taback und Zucker. Sie waren civilisirt trotz der durchbohrten Ohrläppchen und Nasenscheidewände. Die mittlere Grösse betrug 1,65 m; sie fielen auf durch den breiten und mächtigen Brustkasten. Ihre Haut war gelblich, lehmfarben und ziemlich hell, das Haar der meisten schwarz und leicht lockig oder wellig. Im allgemeinen hatten sie schöne, offene Augen. Die ausgezeichnete Sehschärfe Reginaldo's zeigte sich bei einer Gelegenheit in einer uns alle verblüffenden Weise. Wir bemerkten in weiter Ferne eine

João und Joaquina.

Gestalt im Grase; mit meinem vorzüglichen Feldglase hielt ich sie für den heranreitenden Tupy; die ganze Gesellschaft, unter ihnen Daniel, der sich selten irrte, war mit mir einverstanden; nur Reginaldo, der hinzutrat, lachte und sagte bestimmt, der Nahende sei Clauss, der zu Fuss herankomme. Und er hatte recht.

Alle verstanden wenigstens einige portugiesische Brocken. Mit den Coroá, die sich nach ihrer Angabe Kayacho nennen, leben sie auf gutem Fusse. Es scheint, dass sie ihnen durch ihre Gewehre imponiren; Reginaldo sprach nicht gern über diesen Punkt. Man hatte den Eindruck, dass er seinem innern Gefühl nach doch auf Seite der wilden Indianer gegen die Weissen Stellung nehme. Er nutzte als kluger Mann die von den Brasilianern gebotenen Vortheile aus und verdarb es nicht mit den Barbaren. Die Bakaïrí mansos beugen sich vor der Macht, im Innern sind sie dieselben Menschen, wie die Antiguos.

Wir waren eine Reihe von Tagen fleissig; Clauss arbeitete das Itinerar aus, bestimmte die Bodentemperatur, Wilhelm zeichnete, ich nahm Körpermaasse und machte das Glossarium, welches sich im Anhang befindet. Ausser Reginaldo war mir besonders der gutmüthige Antonio behülflich, der sich alles gefallen liess und für sein Leben gern mit uns gegangen wäre. Er wagte aber nicht einmal, den strengen Kapitän um Erlaubniss zu fragen. Auch Castro beschäftigte sich mit Notizen. Mit ihm und dem Cadeten theilten wir die Hütte.

Der Cadet kannte nur zwei Arten der Thätigkeit, er schlief oder ass. Es war aber auch ein Genuss, wieder zwischen vier Wänden zu schlafen, obwol der Wind nachts oft kräftig hindurchpfiff. Und zu essen gab es so

Antonio. Quirino.

mancherlei, was auf dem Marsche nicht verabreicht wurde. Zuckerrohr war reichlich vorhanden; die gekochte Mandiocawurzel mit gerösteten Speckwürfelchen war ein Gericht für Götter; ein Schweinchen wurde geschlachtet; einige Hühner büssten ihr Leben ein; auch hatten die jungen Burschen eines Tages unter förmlichem Kleingewehrfeuer einen Tapir erlegt; derselbe lieferte ein sehr schmackhaftes Ragout. Die Frauen sandten frische, knusperige „Beijús“, ein einfaches Gebäck aus Mandiocamehl von der Form und auch ungefähr dem Geschmack der Matzen. Da es nicht an Rapadura fehlte, liess sich jeden Augenblick zur Erfrischung eine „Jacuba“ bereiten, in einer Kürbisschale viel Rapadura, viel Farinha und Wasser nach Belieben. Es erschien sogar Milch. Abends wurden die Kälber von ihren Müttern getrennt; man trieb die Heerde in den „Curral“ und lassirte die Kälber unter grossem Hallo, während ein zahlreiches und dankbares Publi-

kum ringsum auf dem Zaune sass. Das war etwas für Pedro; einer mit höchster Eilfertigkeit hinausstürzenden Kuh sich an den Schwanz zu hängen und diesen Platz unter riesigen Sprüngen möglichst lange zu behaupten — da gab es zu lachen.

Sobald die Dunkelheit eingetreten war, begann das Musiciren. Die Bakaïrí hatten es dem Ansiedler des Mato Grosso abgelernt, sich selbst Guitarren zu schnitzen, und spielten diese mit Leidenschaft. Dazu improvisirte man kurze „Verse“, ein Lob der Hunde, der Bananen, des Mondes, eines Hauses u. dgl. Eines Abends kamen sie mit ihren originalen und

André.

originellen Stammesinstrumenten zum Vorschein. Sie hatten dieselben charakteristisch genug nahebei im Walde verborgen.

Es waren grosse und kleine Flöten, die Meni und die Kχanuaγíλ. Letztere hat nichts Besonderes; sie ist aus Bambus, man möchte sagen fagottähnlich. Die Meni, aus Vinhaticoholz, ist etwas über einen Meter lang; sie wird mit den Füssen gehalten. Auf dem obern Querschnitt befindet sich ein kleines Loch, in welches der Spielende hineinbläst. Nahe unter demselben ist eine viereckige Oeffnung in dem Rohr, wie dasselbe noch eine Reihe kleinerer im untern Theile besitzt. Die Musik ist einfach, will aber gelernt sein. Sie besteht aus fünf Tönen, klingt nicht unangenehm und hat etwas zugleich Sanftes und packend Schauriges, wie der klagende Nachtwind, der in den Kamin bläst, beschrieben wird, wo der Erzähler zu-

erst Gott dankt, dass er warm und sicher in seinem behaglichen Bette liegt, aber immer wieder dem unheimlichen Wehklagen lauschen muss und schliesslich im Traum den Geist eines Freundes sieht, der gerade im Sterben lag. Wir sassen dicht aneinandergedrängt in dem kleinen Raume; ein mit Fett gefüllter Kürbis, in dem ein Docht brannte, lag auf dem Boden; ich war froh, als der Kürbis auch zu brennen anfing und wir hinaustreten konnten, wo die Sterne glitzerten und wir uns schüttelten — das Gruseln war zu Ende.

Bis zum 19. Juni hatten die Weiber es ausgehalten; da kamen sie; Reginaldo hatte sie geholt; ein Dutzend an der Zahl, schritten sie eine hinter der andern durch den Campo, der Vater des Stamms voran.

Doch liess sich an diesem Nachmittage noch keine näher betrachten; der Zug ging in das grosse Haus und verschwand. Reginaldo kam um sich ein Opernglas von uns zu erbitten, das er den Frauen zeigen wollte. Gegen Abend erschienen sie wieder und entfernten sich in demselben Gänsemarsch. Sie schliefen die Nacht ein halbes Stündchen entfernt im Walde.

Am 20. Juni traten sie wieder an; Reginaldo sah köstlich aus an ihrer Spitze; er trug seinen grauen Filzhut, die blaue Kapitänsuniform und weisse Beinkleider, ging barfuss und hatte in jedem Ohrläppchen quer eine blauweisse Feder stecken. Er war sehr damit einverstanden, dass ihn Wilhelm in diesem seinen Glanze zeichnen müsse. Er ging überdies von der Ansicht aus, in der wir ihn täglich bestärkten, dass wir alle Erkundigungen über die Bakaïrí nur anstellten, um sie dem Kaiser von Brasilien wieder zu berichten, — das begriff der Mann wenigstens, und für diesen Zweck war er gern gefällig.

Er begleitete uns auch zu den Frauen; sie waren natürlich barfuss, trugen aber sonst die vollständige Kleidung der Landbewohnerin; die Mehrzahl war schon in einem reifern Lebensalter; ein grosses, kräftiges Mädchen, welche Homer *βοωπις* genannt haben würde, gefiel mir am besten. — Die Frau Kapitän, Ines getauft, war still und fromm und sah aus, als ob sie manche Sorge durchgemacht hätte. Wir suchten jeder die Hand zu geben, doch wussten sie offenbar nicht, wozu das diente; als wir ihnen aber Armbänder anlegten und Ohrringe ansteckten, verstanden sie das sogleich. Die Kinder mussten auch etwas haben.

Wilhelm wurde verstattet, Frau Ines hinter dem Hause zu zeichnen, an Messungen der Frauen wagte ich noch nicht zu denken, und schon klopfte das Schicksal an die Pforte.

Sehr unliebsame Entdeckungen über den Zustand des Proviants veränderten die ganze Sachlage.

Schon am 18. Juni hatten wir uns mit Castro geeinigt, höchstenfalls noch drei Tage auf Tupy zu warten; es war bei unserer ungewissen Zu-

kunft nicht zu verantworten, wenn wir die günstige Jahreszeit nicht besser benutzten. Die Bakaïrí rechneten bis zum Paranatinga noch 5 Tage; in dem zweiten Aldeament war ein neuer Aufenthalt nöthig, mochte Tupy uns dorthin folgen. Betreffs der verlorenen Eisenwaaren war unsere Besorgniss etwas geringer geworden; Daniel hatte uns zuerst auf die Rindenkanus der Bakaïrí aufmerksam gemacht, am Rio Novo war nur ein ganz kleines, das als Trog benutzt wurde, vorhanden, wir sollten sie am Paranatinga sehen; wenn wir uns entschliessen könnten, uns mit diesen Rindenkanus zu begnügen, bedürften wir nur weniger Werkzeuge, die vielleicht noch bei einem nahe am Paranatinga wohnenden Fazendeiro zu beschaffen wären. Der Rath war gut.

Bakaïríknabe.

Der objectivste Weg der Darstellung ist, glaube ich, der, dass ich unsern Bericht an den Baron von Batovy in wörtlicher Uebersetzung einschalte:

Wir haben die Ehre, Ew. Excellenz über einige Ereignisse zu berichten, welche uns nöthigten, wichtige Veränderungen in unserm Plane vorzunehmen.

Der Kapitän Tupy trennte sich von der Truppe am 7. Juni an dem Lagerplatz des Riberão dos Nobres, um einen Ochsen zu suchen, der bei dem sehr ungeordneten Auszuge aus Rosario verloren gegangen war. Unglücklicherweise war gerade dieser Ochse mit allen Eisenwaaren beladen, obgleich der Kapitän versprochen hatte, jene werthvollen Gegenstände auf mehrere Thiere zu vertheilen.

Nach unserer Ankunft am Fall des Tombador, am 7. Juni, warteten wir dort bis zum 9. Juni, bis der Kapitän Tupy erschien und uns vorzurücken bat, da er den Ochsen nicht gefunden habe und die Nachforschung fortsetzen oder neue Eisenwaaren in Rosario beschaffen wolle.

Wir kamen in dem Dorfe der Bakaïrí am 14. Juni an; wir haben auf den Kapitän Tupy bis heute, 20. Juni, gewartet. Da dies nun bereits der 26. Tag unserer Reise ist, halten wir es für durchaus nothwendig, morgen weiter zu marschiren; wir haben schon viele kostbare und unersetzliche Zeit verloren. Es fehlen

selbst jetzt noch bis zum Paranatinga ungefähr 6 Tage, sodass wir die Exploration auf der andern Seite dieses Flusses frühestens am 5. Juli beginnen können.

In dieser Ueberlegung haben wir heute unsere sämmtlichen Lebensmittel untersucht. Mit grosser Ueberraschung fanden wir die folgenden Beträge: Bohnen 4 alq., Farinha 3¼ alq., Salz 3 Sack, Reis 3¼ alq., eine Ration Rapadura und ein wenig Taback.

Für 35 Mann würden die Bohnen noch einen Monat und die Farinha 10 Tage vorhalten.

Schon in Rosario ersuchten wir nicht ohne Grund den Kapitän Tupy uns über den Bestand der Lebensmittel zu unterrichten. Nachdem er sich lange hiergegen gesträubt, versicherte er uns, dass er 16 alq. Farinha und 6 alq. Bohnen gekauft habe und versprach drei weitere alq. Bohnen zu beschaffen.

Heute haben wir festgestellt, dass die Thiere Cuyabá mit nur 6 alq. Farinha verlassen haben. Der Kapitän gab ausserdem jedem Mann 5 Liter Farinha und ein Stück Fleisch, mit Ausnahme von zwei Mann, die nur Fleisch, und einem Mann, der nichts für seinen Surrão empfing.

Jene Lebensmittel und ein Alqueire Farinha, den der Kapitän in Rosario kaufte, mit wenigen andern Kleinigkeiten, stellten den Proviant für 37 Mann dar bis zum Paranatinga und für drei Monate jenseit dieses Flusses.

Es scheint uns unmöglich, die Beträge, welche wir wirklich besitzen, mit denjenigen zu combiniren, welche der Kapitän Tupy gekauft zu haben behauptet.

Bis heute, den 26. Tag, ist er nur 10 Tage bei der Truppe gewesen.

Zudem sind wir aus ernsthaften Privatgründen, die sich hier nicht in geeigneter Weise erörtern lassen dürften, nicht im Stande, in den Kapitän Tupy das Vertrauen zu setzen, welches die erste Bedingung einer gemeinsamen Reise ist. Wir sind deshalb zu unserm grossen Bedauern genöthigt, die gegenwärtige Zusammensetzung unserer Gesellschaft zu ändern, hegen jedoch die Ueberzeugung, dass Ew. Exc. ein Vorgehen verzeihen wird, das im Einklange steht mit den wohlwollenden Wünschen Ew. Exc. für eine glückliche Vollendung der Expedition.

Wir bitten den Kapitän Francisco de Paula Castro den Befehl über die Mannschaft zu übernehmen. Wir schicken 12 Mann nach der Stadt zurück und wählen 11 Mann für die Weiterreise aus.

So bilden wir eine Gesellschaft von 20 Personen. Wir werden die fehlenden Lebensmittel kaufen, indem wir den Betrag der Regierung vorschiessen. Durch den Mangel der Eisenwaaren gerathen wir in grosse Verlegenheit, aber wir wollen lieber mit den wenigen vorrücken, die wir am Paranatinga beschaffen können, als dass wir von unserm Unternehmen abstehen, ehe wir es begonnen haben.

Deus guarde a V. Exc.

Castro schrieb seinerseits ebenfalls an den Baron.

Es war eine Scene der peinlichsten Art gewesen; jede Burrace wurde untersucht, der Inhalt von jeder notirt und jeder Mann gefragt, was er erhalten hatte. Schritt für Schritt wurde der Leichtsinn Tupy's deutlicher und zugleich unbegreiflicher.

Der Proviant reichte keinen Monat mehr, wir befanden uns in 14° 13′ 6″ südl. Breite; die Schingú-Quellen sollten um 2 Längengrade nach Osten und Melgaço zufolge vielleicht erst auf dem 11.° südl. Breite liegen.

Wir rechneten, wir überzählten unsere Baarschaft, jeder von uns hatte für den denkbaren Fall, dass wir irgendwo anders als an der Schingú-Mündung von unsern Fahrten auftauchen würden, einige Pfund Sterling mitgenommen; unser Gesammtvermögen betrug ca. 300 Milreis (600 Mark). Wir hatten den Vortheil, dass wir die besten Leute aussuchen durften, und legten diesem Umstande einen grossen Werth bei; denn wenn einige unserer bisherigen Reisegefährten zu den schlechten Elementen der matogrossenser Besatzung gehörten, war es auch gewiss, dass ein Theil der Leute geradezu das Prädikat vorzüglich für die Eigenschaften der Zuverlässigkeit, Gewandtheit und Ausdauer verdienten.

Castro ging bereitwillig auf unser Projectiren ein; 12 Leute sollten heim, an ihrer Spitze der Sergeant und der Cadet; wir verproviantirten sie bis Rosario und gaben ihnen zwei Ochsen mit, welche ohnehin nicht den Ehrgeiz zu besitzen schienen, die Last des Lebens bis zu den Schingúquellen zu tragen.

In der Begleitung Tupy's befanden sich der alte Reiterheld Januario und der Soldat Gabriel vom Piket.

Die Namen derer, die uns weiter begleiteten, waren folgende: Clementino, der thätige Metzgerbursche und José Maria vom Piket, der Unteroffizier Norberto, Israel, Satyr, Quintiliano, Merelles, Irineo, Rufino, Braga, Chico, Manoel, der Corneta, mit Ausnahme von drei sämmtlich Neger, Mulatten oder rein indianischer Abstammung. Irineo war Paraguayer und sprach die Lingoa geral.

Wir wollten uns auf der Fazenda am Paranatinga verproviantiren; die Maulthiere sollten von dort an nur als Lastthiere gebraucht werden, und der Stab ebenso wie die Mannschaft zu Fusse gehen.

Meteorologische Aufzeichnungen im Bakaïrídorfe:

15. Juni. 7 Uhr früh: Trock. 17.0, Feucht. 15.6, Cum. s. 8, S 2—3.
8 Uhr morgens: Wasser des Baches 21.0, Luft 19.0.
2 Uhr nachmittags: Trock. 27.0, Feucht. 18.8, Windbäume 5°, SW 2—3.
Bodenbestrahlung (Maximumthermometer mit dünner Schicht Thonerde bedeckt): 41.0. Temperatur 0.5 m tief im Boden: 25.7 (Bodenöffnung 4 cm, nicht ausgefüllt.)
$9^1/_4$ Uhr abends: Trock. 19.0, Feucht. 15.8, klar, S 2—3.

16. Juni. $6^1/_2$ Uhr abends: Bodenausstrahlung Min. 13.0, Bodentemp. 25.5.
7 Uhr früh: Trock. 12.4, Feucht. 11.7, Wolken und Wind = 0.
$8^1/_2$ Uhr morgens: Wasser des Baches 19.5, Luft 14.0.
10 Uhr 40 Min. vormittags: I 734.6, II 725.4.
3 Uhr nachmittags: Trock. 32.2, Feucht. 19.0, Bodenbestrahlung Max. 40.0.
$9^3/_4$ Uhr abends: Trock. 16.3, Feucht. 15.0, klar.

17. Juni. 7 Uhr früh: Trock. 14.0, Feucht. 13.1, klar, Ausstrahlung Min. 14.7.

2 Uhr nachmittags: Trock. 32.8, Feucht. 20.2, Cum. 3, NNO 2—3, Boden (60 cm Tiefe) 25.2 (Loch mit Sand verschlossen), Bestrahlung 46.2.

$5\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags: Wasser des Baches 20.5; Luft 21.7.

9 Uhr abends: Trock. 18.0, Feucht. 16.6, Cum. SW 1, Wind = 0.

18. Juni. 7 Uhr früh: Trock. 15.7, Feucht. 14.8, Bodenausstrahlung 15, Bodentemp. 25.2.

10 Uhr 40 Min. vormittags: I 735.4, II 725.4.

2 Uhr nachmittags: Trock. 30.4, Feucht. 18.5, Cum. s. 5, N 1—2; Bodenbestrahlung Max. 47.2, Bodentemp. (60 cm) 25.3.

4 Uhr nachmittags: I 733.4, II 722.4.

9 Uhr abends: Trock. 18.6, Feucht. 15.8, klar.

19. Juni. 7 Uhr früh: Trock. 14.8, Feucht. 13.3, klar.

10 Uhr 20 Min. abends: I 734.0, II 724.2.

2 Uhr 10 Min. nachmittags: Trock. 31.7, Feucht. 19.0, Bodenbestr. Max. 44.2, Bodentemp. (60 cm) 26.0.

10 Uhr 20 Min. abends: Trock. 18.0.

20. Juni. 7 Uhr früh: Trock. 14.1, Feucht. 13.0, Strat. W., Wind = 0.

8 Uhr morgens: Bodentemp. 25.6, Ausstrahlung 15.6 seit $6\frac{1}{2}$ Uhr früh.

2 Uhr nachmittags: Trock. 31.0, Feucht. 19.4, Cum. 5, N 1—3, Bodenbestrahlung Max. 44.9 seit $12\frac{1}{2}$ Uhr mittags.

$9\frac{1}{2}$ Uhr abends: Trock. 17.9, Feucht. 16.3, klar.

21. Juni. 7 Uhr früh: Trock. 14.4. Feucht. 13.0, klar.

Die Ceremonie heute Morgen vollzog sich ziemlich glatt; Castro hielt eine Rede, die Ausgewählten waren bereit zu folgen, ja der eine und andere der Zurückgeschickten bezeugte seine Unzufriedenheit, dass man ihn nicht auch mitnehmen wolle. Der Sergeant zeigte sich wenig überrascht; der Cadet verfolgte den Hergang mit ruhiger Theilnahme für die Leute, er fiel aus den Wolken, als auch er verworfen wurde. Eine Stunde später stieg eine Rauchsäule aus der Richtung auf, in der sie abgezogen waren, das Letzte hoffentlich, was uns von ihnen vor Augen kommt. Die Berichte an den Präsidenten und ein kurzer Brief an Tupy, in dem wir erklärten, dass wir kein Vertrauen mehr für seine Person zu hegen im Stande seien und unter keinen Umständen die Reise mit ihm gemeinschaftlich fortsetzen würden, hatten wir dem Sergeanten mitgegeben.

Um 1 Uhr 30 Min. nachmittags ab. Uns begleitet auf einer alten weissen Mähre der Bakaïrílieutenant Joaquim, der uns den kürzesten Weg führen will; Geld beansprucht er glücklicherweise nicht, sondern erklärt sich mit einigen Hemden und Hosen zufriedengestellt.

Wir passirten den Rio Novo, ca. 15 Schritt breit, bis $\frac{1}{2}$ m tief. Ein Ochse, der zwei Patronenkasten trug, hinkte bedenklich, legte sich und musste zu Ungunsten eines Maulthiers entlastet werden.

Braga heiterte unsere gedrückten Gemüther auf, einen weissgrauen Wespenkorb von einem Baum entführend. Die Wespen umschwärmten

wüthend den hartnäckigen Menschen, der immer wieder zu seinem Beutestück zurückkehrte, nachdem er es, wie toll mit den Armen durch die Luft fuchtelnd, mehrmals fallen gelassen und wie vom Winde dahergestöbert mit ihm durch die Wiese jagte. Endlich kam er stolz, als wenn er zum Geburtstage einen Baumkuchen überreichen wollte, mit seinem Korbe, der leider keinen Honig enthielt, herangeschritten.

Wir übernachten inmitten eines Wäldchens; viele Schlingpflanzen klettern an den schlanken Bäumen empor; am Bache hohe Stauden und wilde Cana. Freudig begrüssen uns die Moskitos. Wachen werden nicht mehr ausgestellt. Im Walde ist man vor Pfeilen sicher.

22. Juni.

Sandiger Boden und dichter Campo. Es sollen sich, selbst wenn er abgebrannt ist, in dem „Campo cerrado“ höchstens Kartoffeln pflanzen lassen. Wir überschritten den Quilombo-Bach und gelangten damit in das bereits dem Paranatinga tributäre Gebiet.

Der Teufel, s. v., schreibe in einem Bienenkorbe; die Thiere, schwarz mit gelbgestreiftem Hinterkörper von der Grösse der Fliegen, stechen zwar nicht, sind aber unglaublich lästig, da sie sich nicht nur auf der Brust, förmliche Ordenssterne bildend, festsetzen, die Strümpfe schwarz überziehen u. dgl., sondern ihre dicken, ekelhaften Körper auch allerorts unter der Kleidung todtgeschlagen werden müssen. Quintiliano hat einen Baumstamm, in dem sie hausten, umgehauen; die jungen Bienen schmecken säuerlich erfrischend.

23. Juni.

Wilhelm, Castro und ich, jeder einen leuchtenden Feuerbrand schwingend, weckten Clauss um 5 Uhr; er feiert heute seinen dritten Geburtstag fern von Muttern, den ersten hat er, als wir die Linie passirten, den zweiten im winterlichen Süd-Georgien begangen.

Welch ein Geist ist in die Maulthiere gefahren? Castro's „veinte-um“ (21) hatte nicht die geringste Lust, sich vom Platze zu bewegen, sodass sein Herr den Wunsch ausdrückte, ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Ein anderes brannte, von einer Wespe gestochen, mit den klappernden Bohnensäcken durch, und mein Pimenta (Pfeffer) setzte sich erschreckt hinter ihm her in Galop, während ich gerade Taback schnitt — hurrah, nach australischer Manier mitten durch den Busch hindurch, als gälte es Kängurus zu jagen.

Eine längere Strecke dichten Waldes, in dem wir besonders eine gigantische Aruera bewunderten, führte uns an den krystallklaren Rio Verde, der für Fussgänger mit einigen Baumstämmen überbrückt war. Hier sahen wir die ersten Seringueiras, deren Saft den Kautschuk liefert. Sie

gleichen in etwas den Buchen; die hohen, lange unverzweigt bleibenden Stämme recken gegenwärtig fast blätterlose Aeste in die Luft. Wir schnitten sie an; die Milch, dick, weiss, legt sich wie fettige Kuhmilch auf die Zunge und schmeckt wie frisch abgepellte Wallnuss. Der Cadet, erinnerten wir uns, hatte behauptet, dass man viel davon essen könne. Wir fürchteten aber den Gummiüberzug im Magen.

24. Juni.

Der Morgenritt durch den Campo cerrado hat seinen eigenthümlichen Reiz. Ich gebe zu, im October früh nach Sonnenaufgang durch die fruchtbehangenen duftigen Obstgelände des Taunus zu spazieren, mag, poetisch und prosaisch genommen, schöner sein. Die Sonne steht noch niedrig. Der Himmel, wolkenlos, gleicht einer bläulichen Milchglasglocke. Von den Blättern blinkt der Thau, dem diese skrofulöse Natur ihr Dasein schuldet; die verkrüppelten Bäume werfen lange, schmale Schatten über das braunröthlich verfärbte Gras. Die Luft ist unbewegt, keine Halmspitze zittert, man fühlt wie sie sich langsam erwärmt. Zahlreich liegen welke Blätter auf dem Boden; die lebendigen auf den Bäumen zeigen vielleicht zum grössten Theil ein gesundes frisches Grün; viele aber sind zernagt und durchlöchert, die dicken lederartigen mit dunkeln Flecken bedeckt. Da das Laub spärlich ist und gewöhnlich nur den Enden der Zweige aufsitzt, ist der ganze Vordergrund mit den krummen Stamm- und Astformen ausgefüllt, deren die Phantasie für Märchen von Hexenspuk und verzauberten Besenstielen bedarf.

Nicht wenige Bäume sind nackt und kahl; von andern stehen nur noch die dünnen Stümpfe; auf dem Reitthiere einen Zweig nachzerrend, läuft man Gefahr, den ganzen Baum mitzunehmen. Sie sehen vielfach aus wie angebrannt und angekohlt; so scharf setzt sich oft Schwarz gegen Hellgrau auf der in liegende oder stehende Plättchen unendlich zerklüfteten Borke ab.

Nur wenige Blumen schmücken den verwilderten Obstgarten; am häufigsten finden sich blaue Glocken, andere sitzen auf hohen Stengeln und überragen das Gras bis Augenhöhe.

Zwischendurch stehen unförmliche Lehmstalaktiten, meist verlassene Ameisenhaufen.

Im Westen zieht eine bleigraue, am obern Rande gelockerte Wolkenbank auf, „um frio horrivel“, wie Castro befürchtet; zur Abwechselung eine „friagem de S. João“.

Ein leichter Windstoss lüftet momentan die schweigende Natur. Er rüttelt eine Anzahl Mücken auf, und eine dicke Hummel summt vorüber.

In der Truppe wird nicht viel gesprochen; mit mechanischer Gleich-

MARSCH DURCH DEN SERTÃO.

S. 113.

mässigkeit schwanken die Ochsen, wegen der über die Lastkörbe gespannten Häute schwerfälligen Kutschen nicht unähnlich, den in sanften Schlangenwindungen gebogenen Pfad voraus. Eine prächtige Staffage bilden die Reiter in ihrem mexikanischen Habitus, den breitrandigen Strohhut gegen die Sonne geneigt, das Gewehr über den Rücken, im buntgestreiften Hemd, die rothe wollene Decke oder einen Sack hinter dem Sattel aufgeschnallt.

Die Monotonie ermüdet. Jeder blickt gerade vor sich nieder, und wehrt sich nur wenig gegen den die Sinne leise umfangenden Schlummer; er schrickt zusammen, wenn der Hut oder die Flinte an einen Ast stösst, und erwacht erst völlig, wenn ein Ochse plötzlich seitwärts in den Busch abschwenkt und die Leute unter allgemeinem „que diavo“ die Ordnung herzustellen suchen.

Schnell steigt die Sonne; das Laub wird hell beleuchtet; nur die breiten Schatten der Thiergestalten fallen in dem Grase noch auf. Der eine oder andere pfeift ein Melodiechen, ohne es selbst zu merken. Ein Paar kreischender Papagaien fliegt hoch vorüber.

Die Garirobapalme wird häufiger; wir steigen abwärts und treten aus dem Cerrado auf eine Wiese heraus. Die feinen, straffen Grashalme sind schon trocken, und über die Fläche verbreitet das glitzernde Spiel von Wind und Sonne stete Bewegung. Ein merkwürdiges Bild. Die Wiese umzieht, scharf abgesetzt, wie eine glatte Bahn, hufeisenförmig eine Mauer hochstämmigen und vollbelaubten Waldes; dort nimmt ein Bach, man möchte auf ein paar Meter bestimmen wo, seinen Ursprung. Eine echte „Cabeceira“. Wir können der dichten Vegetation halber die Wegrichtung, welche mitten hindurch führt, nicht beibehalten. Wir umreiten den Wald bis zum entsprechenden Punkte auf der andern Seite; an dem Scheitel des Hufeisens ist der Boden morastig. In der Wiese selbst gibt es auch nicht ein einziges Bäumchen; nur stehen gewöhnlich, einige Schritte abseits vom Hochwaldstreifen, wie Offiziere längs der Colonne, elegante Buritípalmen.

Bei dem Wiesenritt athmet man auf; das Gemüth fühlt sich von dem Druck der Langeweile befreit. Der musikalische Hornist jodelt auf brasilianische Manier und scheucht drei Araras auf; bewundernd blicken wir den bunten Vögeln nach, deren Schwingen sich allmählich mit einem entzückend duftigen Blau verlieren.

Wieder durchwandern wir den Campo; nach kurzem Marsche haben wir eine neue Wiese und Cabeceira vor uns; dort hat die Avantgarde etwas erlebt. Clauss und Daniel, mit dem Bakaïrí voraus, sahen einen Jaguar aus dem Campo vorbrechend durch die Wiese springen; ehe das Vetterlin-Gewehr schussgerecht gewesen, war er schon im Walde verschwunden. Daniel und Joaquim eilen ihm nach; statt der Unze be-

gegnen sie einer grossen Wasserschlange, die Daniel in Stücke haut; ein Hund, der furchtlos auf die Sucuriú losfuhr, hat eine leichte Wunde davongetragen.

Die Cabeceira ist die des Ribeirão Caixão; die grosse sumpfige Wiese verursacht ernstliche Schwierigkeiten. Daniel und Joaquim legen eine Strasse aus Palmblättern und -stengeln hinüber; aber gerade dort stürzen fast sämmtliche Maulthiere. Sie gerathen mit den Vorderbeinen bis an den Leib in den „Pantanal", und nur durch allgemeines Zerren, Ziehen und Wälzen bringen wir sie wieder zum Stehen. Alle Last wird abgeladen und auf den Schultern über die Stelle getragen. Die Ochsen, theilweise den Weg selbständig suchend, kommen ohne Unfall zur andern Seite.

Es war erst 10 Uhr, doch die von Thieren und Menschen überstandene Arbeit machte es nothwendig, die Mittagsrast früher anzusetzen. Zu unserer Ueberraschung erschien plötzlich eine kleine Karavane von Kautschuksuchern unter Führung des Cuyabaners Eliseo, die an dem Flüsschen Beijaflor, unserm heute in Aussicht genommenen Reiseziel, gearbeitet hatten. Eliseo war mit seinem Ergebnisse (15 Arroben) unzufrieden; seine Leute waren alle am Fieber erkrankt, er selbst sah stark abgemagert aus und zitterte heftig an den Händen, wenn er sich eine Cigarrette anzündete.

Den Nachmittag marschirten wir durch ein breites Thal, das eine Anzahl ausgetrockneter Bachbetten mit rothem Sandsteingrunde enthielt. Im Osten wurde die Serra jenseit des Paranatinga verheissungsvoll sichtbar. Die Hügelrücken fielen mit einer Böschung von 15° in die Ebene ab.

Das Nachtquartier schlugen wir auf dem jenseitigen Ufer des Beijaflor (Blumenküsser, Name des Kolibri) auf, eines 60 Schritt breiten Flüsschens. Der rothe Sandstein bildete zwei natürliche Brücken, indem das Wasser durch Spalten seinen Weg suchte oder eine Platte oberflächlich überströmte. Unzählige Strudellöcher dicht nebeneinander, eins war $^1/_3$ m tief, cylindrisch und nur 5 cm breit. Eine hübsche Insel theilte den Fluss in zwei Arme. Wieder setzte die Passage der Ochsen erhebliche Schwierigkeiten, keiner von uns hat in seinem ganzen Leben soviel an Ochsenschwänzen gezogen wie heute. Einem Thiere musste auch wieder der Bart geräuchert werden, und mit so stoischem Gleichmuthe liess es sich anbrennen, dass man annehmen darf, die Geschichte von Mucius Scävola würde unter Ochsen gar kein Aufsehen erregt haben. Ich nahm ein mit allem Comfort ausgestattetes Bad: Kübel, Sitz, Fussplatte, der Sandstein lieferte alles im saubersten Zustande. Castro ging nachts mit Pedro fischen; er brachte eine kleine Piranha heim; diese wurde wieder als Köder zerschnitten, ohne dass Weiteres erbeutet wurde. Der Fluss hatte alles zurück, was er hergegeben.

25. Juni. (Rio Beijaflor) 7 Uhr früh: Trock. 13.7, Feucht. 12.0, bedeckt 10. S., frische Nacht.
10 Uhr vormittags: I 740.0, II 729.6, Trock. 20.4.
8 Uhr 35 Min. abends: I 733.8, II 724.0, Trock. 16.4.

Daniel hat in der Nähe ein kleines Besitzthum, das er besuchte, und einen Freund, der uns Mais für die Maulthiere liefern sollte. Der Umstand hat uns fast einen Tag gekostet; denn wir merkten später, dass wir ihm zu Liebe einen Umweg hatten machen müssen; um 10 Uhr kam der Freund, Namens Matta Grande (Grosser Wald), an, ein in seinem Aeussern höchst verwilderter Mulatte. Mit ihm seine schwangere Gattin, die mich consultiren wollte. Für die Arznei schnitt sich der Mann von einer Gariroba die Flasche ab, von einer Burití den Stöpsel und dichtete letztern mit einem Stückchen Maisblatt.

Flussaufwärts neue Passage über den Beijaflor mit vieler Arbeit. Auf dem steilen Ufer gegenüber musste ein Aufgang gegraben werden. Tarugo erjagte ein Reh; Joaquim verfolgte ein zweites zu Pferde; er galopirte Carrière, vortrefflich sitzend, das Gewehr geschickt von der Schulter nehmend; in seiner rothen Decke wie der Indianer auf den Bildern, doch der flinke Zweihufer entrann, ehe ihm der Weg abgeschnitten war.

Es war ein schwerer Tag gewesen; in den Hügeln, die wir zu passiren hatten, waren wir auf allerlei Irrwege gerathen; wir lagerten bei dem Zusammenfluss zweier Bäche, von denen der grössere ein Quellfluss des Beijaflor war. Der Rehbraten, etwas zäh, und einige Fische lieferten ein gutes Mahl.

Die Leute zünden Feuer an, wo sie können. Am letzten Rastort hinterliessen wir einen förmlichen Waldbrand, hier wurde die Heide angezündet; die wogende Flammenlinie bot in der Dunkelheit ein prächtiges Schauspiel. Der Wind trieb hohe flackernde Zungen auf. Eine bitterkalte Nacht; ich lag geschützter in meiner Hängematte, die andern klagten sehr. Castro behauptete, nicht geschlafen zu haben. Südwind und zwar in einzelnen Stössen mit Stärke 6 geht bei dieser Temperaturschwankung von 30° mittags auf 7° bei Tagesanbruch über das leicht Erträgliche. Es ist schwer zu begreifen, wie Braga und der Corneta, die nur Leinwandlappen als Rest aller Kleidung am Leibe haben, nur in den Mantel gehüllt, die Kälte aushalten. Man sieht freilich oft mitten in der Nacht eine klappernde Gestalt sich erheben, die mit zitternden Händen das Feuer schürt. Nebeneinander auf dem Ochsenfell schlafen ist jetzt besser als in den dünnen feuchten Hängematten liegen, die wegen ihrer Kleinheit immer über kurz oder lang die Füsse verrätherisch preisgeben.

26. Juni. $7^1/_4$ Uhr früh: I 734.0, II 725.6, Trock. 13.6. Ganze Nacht scharfer S 5—6.

Ewig dieselben uninteressanten Sandhügel, alle Viertelstunden eine neue Rinne und Schwierigkeiten mit den Thieren. Der „Stern" benannte Ochse musste zurückgelassen werden; nachdem man ihn 2 km weit Schritt für Schritt vorgeschoben hatte und endlich nicht mehr wusste, ob die Thier- oder Menschenquälerei grösser sei.

In weiter Ferne erschien die Serra Azul, die wir nach den jetzt schon ganz unbrauchbaren Karten überschreiten mussten. Die Pinselstümpfe der abgebrannten Graskuppen sehen wie eine Polypenfauna auf dem Meeresboden aus; zwischen ihnen harte, schwarze Bröckel, in grössern Stücken schlackenartig.

Der Gavião schwebt über der Quemada nach Beute ausspähend. Zwei Füchse, Lobosinhos, werden von den Hunden aufgejagt, mit erhobenem Schwanz sprangen sie wie Katzen durch das Gras; beide entkamen trotz der eifrigsten Verfolgung durch geschickte Seitensätze; der eine rettete sich in ein Loch und war durch Graben und Räuchern nicht hervorzulocken.

Joaquim bemerkte einen Ameisenbären und ritt mit Wilhelm, denselben zu erlegen. Er galopirte flott und lassirte den seltsamen Wanderer des Sertão, der von Nachmittag bis Mitternacht in Bewegung sein soll, um neue Ameisencolonien zu besuchen. Wilhelm, dessen Maulthier bei seinem Anblick in panischem Schrecken kehrt machte, hatte ihm eine Kugel hinters Ohr geschossen.

Der „Tamanduá" lässt sich leicht zu Fuss einholen; die Leute, inzwischen herbeigeeilt, schlugen ihm mit den schweren Messerrücken auf den Rüssel und den Kopf; allein es dauerte lange bis er todt war, und die Abhäutung hatte wol schon etwas früher begonnen. Die Mannschaft war aufgeregt vor Freude. Sie zogen die gummiartige Zunge hervor, die wie eine Schlange aussieht, und streichelten die platten Schwanzhaare, welche man mit Seegras verwechseln könnte. Sie legten besonders Werth auf die abgeschnittenen Klauen, welche — wie applicirt, weiss ich nicht — Nachkommenschaft verhüten sollen.

Nachmittags erreichten wir die Fazenda am Corrego Fundo (tiefer Bach). Für ihren Hauptzweck, die Viehzucht, ist sie ausgezeichnet gelegen; alles Wiese, bergauf, bergab, zum Theil von Bächen begrenzt, sodass die Thiere leicht zu finden sind. Wald längs der Wasserläufe. Das Vieh geht nach Rosario und Diamantino. Fünf ziemlich ärmliche Häuser, resp. Hütten, wurden von mehrern verwandten Familien bewohnt.

Unverfälscht erklingt hier der Matogrossenser Dialekt; die Wörter werden sehr breit gesprochen und gedehnt; dem š-Laut geht ein t vorher (eu atšo [acho] bem).

Der Fazendeiro kann uns Maismehl, das aber erst gemahlen werden

muss, Bohnen, Speck, Ochsen überlassen, Farinha von Mandioca nur wenig; Rapadura, Taback, Branntwein gibt es nur für den Gebrauch im Hause.

Das Fleisch des Ameisenbären sagt mir wegen seines öligen Geschmacks nicht zu; ich finde es begreiflich, dass die Hunde das Fleisch von drei Thieren, dem Tamanduá, dem Tatú (Gürtelthier) und dem Kágado (Landschildkröte) verschmähen: es ist bei allen drei mit Oel durchtränkt, freilich zumeist bei dem erstern, während mir das argentinische doch auch fette Tatú gar nicht übel geschmeckt hat; es mag viel an der Zubereitung liegen.

Die Schwiegermutter im Hause, eine robuste, freundliche Frau, erzählt uns, dass die Coroá im vorigen Jahre am hellen Tage die Fazenda angegriffen hätten. Viele Schüsse und viel Geschrei vertrieb den Feind, ohne dass auf einer Seite Blut geflossen wäre.

27. Juni. (Corrego fundo) 7 Uhr früh: Trock. 11,6, Feucht. 9,0, klar, SW 2.
$10^3/_4$ Uhr vormittags: I 736,4, II 726,0.
2 Uhr nachmittags: Trock. 27,5, Feucht. 16,0, S 1—2.
$4^1/_2$ Uhr nachmittags: I 735. 6, II 723. 6.
9 Uhr abends: Trock. 17,1 Feucht. 12,6, klar, SSW 1.

Es sind vorläufig bestellt: 4 Arroben (à 16 kg) Mandiocamehl, 4 Arr. Maismehl (beides à 3 Milreis) . .	
2 Arr. Reis (à 4 Milreis)	34
5 Arroben Speck (à 9 Milreis).	45
2 Ochsen (à 18 Milreis)	36
	115 Milreis.

Einige Nachträge kommen dazu, von den Bakaïrí am Paranatinga dürfen wir auch noch mancherlei erwarten — es wird schon gehen.

Drei Mann konnten das grosse Schwein nicht bewältigen, es wurde mit einem Schuss getödtet. Man holte uns, der Wägung des Specks beizuwohnen. Es war nur ein Achtpfundgewicht vorhanden. Um 3 andere Achtpfundgewichte künstlich herzustellen, hatte man ad I einen Stein, ad II einen Beutel Maiskörner, ad III ein Stück Fleisch mit dem Urgewicht gleich schwer gemacht. Alles zusammen stellte eine Arrobe dar und wurde an der Wage aufgehängt. Letztere war ein in der Mitte an einem hängenden Seile befestigter Stab. Mit vieler Förmlichkeit, indem man stets die Meinung der andern Partei einholte, und mit übrigens sehr guter Schätzung wurde Arrobe für Arrobe abgeschnitten und gewogen. Ein Arbeiter hatte seine redliche Mühe, die vier Gewichte an dem Ende des Wägestabs zusammenzuhalten, sie waren aneinander gebunden mit einem langen Stricke, mit dem ein im Hemdchen auf dem Boden sitzendes Kind spielte. Der unglückliche Maisbeutel fiel einmal herab, und die Körner rollten über die Erde.

Manoel hat Muskelrheumatismus im Genick; die berliner Senfpflaster wirken auf seine schwarze Lederhaut so gut wie gar nicht.

Während ein Tukan und ein kleiner Affe, die nahebei erschossen worden sind, am Spiesse braten, werden merkwürdige Geschichten über die öffentliche Sicherheit in der Stadt Mato Grosso und Umgegend erzählt. Es sei nichts Seltenes, dass ein höherer Offizier mit der Etappe der Soldaten grosse Speculationen in Vieh mache und solche, die ihm dabei hinderlich sind, aus dem Wege räume. — Man habe einmal drei Commandanten hintereinander vergiftet. — Ein reicher Fazendeiro, João Carlos, habe eine Menge Menschen tödten lassen. Wenn ihm ein Pferd gefallen habe, das aber nicht käuflich war, sei es den andern Tag todt gefunden, und der widerspenstige Besitzer sei oft demselben Schicksal verfallen. — Ich gebe die Geschichten wieder, nicht als ob ich an ihre Thatsächlichkeit unbedingt glaubte, sondern weil es mir bemerkenswerth scheint, dass keiner gegen ihre Wahrheit Widerspruch erhebt, jeder also von ihrer Möglichkeit wenigstens überzeugt ist. Nach Manoel's Beschreibung muss Fort Principe, wo er fünf Jahre gewesen sei, ein allerliebster Aufenthalt sein. Acht Mann Besatzung unter einem Lieutenant, fünf Frauen. Die Lebensmittel wurden flussaufwärts weit aus Bolivien hergeholt.

Man glaubt sich eben nicht alles, das beruht auf Gegenseitigkeit. Dass wir in Deutschland andere Sterne sähen als in Brasilien, das war in den Augen Manoel's etwas dick aufgetragen. „Die Deutschen haben andere Früchte, andere Thiere und einen andern Himmel!“ Er schüttelte sich vor Lachen und, als wir auf der Thatsache ernsthaft bestanden, war er anscheinend ein wenig gekränkt und klagte wieder über seine Genickschmerzen.

28. Juni. (Corrego fundo) 7 Uhr früh: Trock. 10.0, Feucht. 9. 1, klar, windstill.
10 Uhr vormittags: I 736.5, II 725.6. Hypsometer 98.660, Luft 25.0.
$2^1/_4$ Uhr nachmittags: Trock. 30.1, Feucht. 17.0, klar, windstill.

Langwierige Geschäfte in Eisenwaaren. Der Fazendeiro ist zäh und mistrauisch wie ein Indianer. Er schleppte alles ausrangirte Werkzeug, das er im Hause hatte, herbei, um es zum Einkaufspreise zu verkaufen. Die besseren sind ihm ja selbst in der That auch für kurze Zeit kaum entbehrlich. Er gebrauchte mit Vorliebe den Vergleich, dass der Verlust dieser Geräthe dem Abschneiden eines Beines gleich komme. Das Wichtigste, einige Beile und Hacken, erstanden wir glücklich.

Die Leute waren mit Schlachten und Maisstampfen beschäftigt; Joaquim und Daniel begaben sich gestern bereits nach dem Aldeament. Wilhelm und ich mit wenigen Soldaten wollten heute gleichfalls dorthin vorrücken, um die Bakaïrí zu studiren und auch bei ihnen die Beschaffung von Proviant in Gang zu bringen.

Clauss, Castro und die Mehrzahl blieben in der Fazenda. Der Besitzer ritt seinerseits zu einem 8 Legoas entfernten Gevatter, der Farinha ablassen sollte. So war alles in Thätigkeit.

Wilhelm und ich kamen nach einem vierstündigen Marsch über eine Reihe von Hügelzügen, einige Zuflüsschen des Paranatinga überschreitend, in der Dämmerung an. Wir hätten darauf schwören mögen, im Bergischen oder Westphälischen zu sein — Bauerhäuser vor dem Busch, die Quemada wie Kartoffelacker; — auch begannen wir in der einbrechenden Dunkelheit leicht zu phantasieren: auf einem kahlen Hügel in der Ferne sahen wir deutlich eine Irrenanstalt im neuesten Pavillonsystem.

Kapitän Caetano „Mêmo“.

Die schauderhaften Hunde, die uns kläffend entgegeneilten, waren wenig geeignet, uns die klare und nüchterne Auffassung der Wirklichkeit zurückzugeben. Diese Köter, klein, Skeletpräparate, mit spitzer Schnauze, hellem weissgelblichem Fell und glasig wässerigen Augen, sahen aus, als ob sie nachts auf dem Kirchhofe die Todten aus den Gräbern kratzten.

Von dem alten Kapitän Caetano und einigen jungen Burschen empfangen, wurden wir in dem Fremdenhause untergebracht. Der Begriff deckt sich mit Fremdenzimmer oder Fremdenstall. Einziges Möbel ein trogartiges unfertiges Rindenkanu auf einem Gestell in der Ecke, das wir als Commode und Tisch benutzen durften.

Das Aldeament am Paranatinga war kleiner als das am Rio Novo. Auch schien die Ordnung des Gemeinwesens bedenklich erschüttert. Der alte Kapitän Caetano, trotz seines schwarzen Haars wol den Achtzigen

nahe, war auf Veranlassung der Martyriosexpedition, welche mit Hülfe der Bakaïrí über den Paranatinga setzte und ein Stück des Sertão in nördlicher Richtung durchzogen hatte, zu Gunsten eines jüngern Mannes, Felipe, seiner Oberherrlichkeit entkleidet worden: die Bakaïrí fühlten sich natürlich mehr dem Kapitän Caetano als dem Kapitän Felipe zum Gehorsam verpflichtet, und die Folge war, dass jeder sich möglichst unabhängig machte und auf eigene Faust arbeitete. Zudem war der Stamm durch den Sarampão, eine epidemische Erkrankung, vor ungefähr acht Jahren schwer betroffen worden: die Brasilianer geben den Indianern einen Theil der Schuld an der Zahl der Todesfälle, weil sie in der Fieberhitze immer in den Fluss gelaufen seien.

Zur Zeit unsers Besuchs setzte sich die Bakaïrí-Bevölkerung zusammen aus 5 Männern, 5 Weibern, 3 Kindern, — abwesend waren 5 Männer, 3 Weiber, 1 Knabe, deren Rückkehr zum Theil nicht mehr erwartet wurde. In den Stamm aufgenommen waren ausserdem 2 Parecí-Frauen, deren eine den Abwesenden beizuzählen ist, und 2 Cajibí-Frauen. Endlich hatten sich zwei Brasilianer, Kautschuksucher, die sich von dem Fieber im Dorfe erholt, ankrystallisirt, ein Mulatte Luis und ein gewisser Martin, der eine Paraguayerin, Carlotta, zur Frau besass, mit einem Söhnchen. Im ganzen waren 20 Individuen anwesend.

Luis, der ein abenteuerliches Leben geführt, ein „philosopho“, wie er sich selbst, „conversador“, wie ihn sein Freund Daniel nannte, war in die Verhältnisse genau eingeweiht; er schwatzte unendlich, war wol auch nicht durchaus zuverlässig, machte sich aber nützlich, da das Portugiesisch des Caetano, des besten Kenners der Sprache, aus einem ungemein bescheidenen Wortvorrath bestand; „esse mêmo“ — „stimmt auffallend“ zu deutsch — war die Quintessenz seines Wissens, sodass ihn die Soldaten bald nur noch den „Capitão Mêmo“ nannten. Luis behauptete, Caetano sei Sohn von Bakairí-Vater und -Mutter, doch habe sowol bei seinen, wie bei Reginaldo's Ahnen Mischung mit „brasilianischem“ Blut stattgefunden. Dies schien aber mehr ein Schluss von dem welligen, weichen Haar der beiden, als ein bestimmtes Wissen zu sein. Doch war es jedenfalls bemerkenswerth, dass Luis die beiden Brüder João und Antonio für die reinsten Bakaïrí erklärte; diese waren auch mir als die am meisten typischen Physiognomien erschienen und hatten die meiste Aehnlichkeit mit dem Rio novo-Gepräge. Da Antonio derjenige ist, der sich bereden liess, uns zu begleiten, und so in Rio photographirt werden konnte, darf ich auf sein Bild als auf die getreueste Wiedergabe eines echten Bakaïrí aufmerksam machen. Leider hatte der hübsche Bursche infolge einer Fractur eine geringe Beinverkürzung, sodass ich mich mit seinem Brustbild begnügte. Der Fehler trat übrigens wenig hervor, und

Antonio.

die Ungeschicklichkeit, mit der sich Antonio, die Kraft und Gewandtheit selbst, in der Gruppe der Kameraden (Seite 129) in ganzer Figur zeigt, fällt zum grossen Theil auf Rechnung des beängstigenden Augenblicks vor dem Apparat des Photographen.

Die übrigen Porträts hat Wilhelm sämmtlich mit der Camera clara gemacht.

Carlotta war eine von Diamantino mitgebrachte Parecí, die Frau des abwesenden Kapitäns Felipe; ihre kleinen Aeugelein, die von Brauenhöhe bis zum innern Augenwinkel platte Nasenwurzel unterschieden sie auffällig von den Bakaïrí-Weibern. Die beiden Cajibí — ein Stamm, der am untern Rio Verde, linkem Nebenfluss des Paranatinga, wohnt — waren als Kinder

Luisa Cajibí und Carlotta Parecí.

im Walde eingefangen. Die beiden jungen und hübschen Geschöpfe waren aus dem unmoralischen Grunde, dass die jüngsten als beste Arbeiterinnen den Mächtigern gehören, den zwei ältesten Ehekrüppeln des Stamms, Caetano und Miguel, als Gattinnen zugetheilt. Zarte Haut, feines Näschen, unter der ebenfalls platten Wurzel, nach auswärts verengerte und aufgezogene Lidspalten, bei denen jedoch das scharf gefaltete Oberlid nicht übergriff, erinnerten sie, besonders das wenig frauenhafte Weibchen Caetano's, an japanischen Typus.

Leider sprachen weder Carlotta, noch Luisa und Maria auch nur eine Silbe ihrer Muttersprache.

Die jungen Männer hatten die alten Weiber. Es ist deshalb nicht unwahrscheinlich, dass Luis, der sich selbst der Eroberung von drei Frauenherzen rühmte, nicht unrecht hatte, wenn er behauptete, dass gelegentliche

Untreue nicht selten sei und auch nicht streng beurtheilt werde. Der gutmüthige, greise Caetano sei sogar zu seiner Verwunderung kurze Zeit nach dem Besuch der Martyriosexpedition erkrankt, habe aber nur wenige Tage seiner Luisinha zu schmollen vermocht.

Der Gebrauch von Abortivmitteln sei gewöhnlich und erkläre die geringe Zahl der Kinder. Das Ende dieses Gemeinwesens ist klar vorauszusehen.

Folgendes war das Ergebniss meiner Volkszählung:

Felipe (abwesend) verheirathet mit Carlotta Parecí, kinderlos.
Caetano „ „ Luisa Cajibí, kinderlos.
Miguel } Brüder „ „ Maria Cajibí, kinderlos.
Joaquim } „ „ Feliciana, ein Töchterchen.
João } Brüder „ „ Magdalena, ein Söhnchen.
Antonio } (unser Begleiter).
Joaquina, Schwester von Miguel und Joaquim.
Marianna.
Agosta. — Ein Knabe Irineo (Aeltern todt).
Luis (Bolivianer), Martin (Brasilianer) mit Frau Carlotta (Paraguayerin) und Kind.

Ich konnte nicht genug den glücklichen Zufall preisen, dass ich die linguistische Aufnahme am Rio Novo machen konnte. War es schon bei dem intelligenten Reginaldo schwer genug gewesen, die unnachahmlichen Zungenexercitien, aus denen sich die Bakaïrí-Sprache zusammensetzt, phonetisch festzuhalten, so war mit dem Kapitän Mêmo, der nur immer zufrieden nickte, und den andern, die entweder lachten oder ungeduldig wurden, gar nichts Rechtes zu machen.

Dagegen verdanke ich Caetano die Legenden, welche ich später wiedererzählen werde.

Das grösste Haus, welches die Kapitäne Caetano und Felipe zusammen bewohnten, hatte 21 Schritt Länge und $9^1/_2$ Schritt Breite. Dach und Wände, letztere durch Querstäbe von Tacoara gehalten, bestanden ganz aus Buritístroh. Nur Miguel besass ein rundes Haus, das innere Gerüst aus Tacoara, mit Buritíblättern belegt. Es waren vorhanden 7 Häuser und 2 Neubauten. Dazu 2 Schweinehütten. An einem Neubau erkundigte ich mich nach den Hölzern, die das Gerüst zusammensetzen. Zwei hohe Aruerapfosten trugen den obersten Dach-Längsbalken aus Aricáholz (auch Cunhão de porco). Die schrägen Seitenbalken des Dachs ebenso Cunhão de porco, die beiden Längsbalken Guanandí. Die kleinern Pfosten, welche das Dachgebälk stützten: Timbó, Peuva, Carvão branco. Ein Dach war auch mit Campogras gedeckt.

Miguel, der einen Fieberanfall hatte, besuchte ich in seinem Bienen-

korbe. Er lag in seiner baumwollenen Hängematte und liess sich von der hübschen Maria verpflegen. Der ganze Raum hing voller Calabassen, Reis- und Farinhakörbe, Felle, Pfeile — Hinterlassenschaft des Grossvaters; es war weit gemüthlicher in diesem noch echten Heidenkram als in den charakterlosen Hütten der Bekenner einer carikirten Civilisation. Der Alte schluckte unter fürchterlichen Geberden des Abscheus das bittere Chinin und vergrub sein fiebergeröthetes Gesicht in der Hängematte. Maria buk mir zum Dank einen Beijú und zeigte mir, wie man die rohe, nur von den Kernen gereinigte Baumwolle mit der Spindel zum Faden drillt. Die Baumwollstauden stehen allerorts zwischen den Hütten, daneben wächst Mamona, deren Oel uns abends zur kümmerlichen Leuchte dient, und Pfeffer.

Hütte alten Stils.

Auf Gestellen sind Matten ausgebreitet, um das Satzmehl der Mandioca zu trocknen.

Die „Roça“, das bebaute Feld, liegt in einiger Entfernung. Die Bakaïrí pflanzen Mandioca, Bohnen, Reis, süsse Kartoffeln, Zucker und liefern an die Fazenda Corrego fundo. Ihre Rapadura war vorzüglich, die Melada, ein honigsüsser Syrup, riss uns zu Ausrufen der Bewunderung hin. Das Zuckerrohr wird auf einfachste Art zwischen zwei Walzen gequetscht. (Vgl. die Anfangsvignette dieses Kapitels.)

Die Hütte Caetano's fanden wir in drei Räume abgetheilt; in dem hohen luftigen Mittelraum empfing uns Caetano und schloss die Thüre, hinter welcher Luischen wirthschaftete. Im entgegengesetzten Eckraum wohnen Felipe und Carlotta Parecí. Den Feuerherd bildeten drei Cangablöcke. Geflochtene Kiepen, die an einem Stirnband getragen werden, und in denen die Frauen bis an 6 Arroben schleppen sollen. Raspeln, die Mandioca zu schaben: harte Stiftchen von der Rippe des Buritíblattes sind zierlich in dem Mittelstück eines schmalen, beinahe meterlangen Holzes eingesetzt.

Carlotta zeigte uns das Kapitänspatent (von 1882) ihres abwesenden Gatten. Als Siegel war an einem Stückchen rosa Band eine unechte Goldkapsel mit flacherhabenem Kreuz, die jeden Glanz verloren hatte, angebracht; dabei eine Brustschleife in brasilianischen Farben.

Luis, dessen neues Haus noch nicht fertig ist, wird von Carlotta, welche während der Abwesenheit Felipe's über den meisten Platz verfügt, gastfreundlich beherbergt; seine eigentliche Zuneigung jedoch gehört seiner Namensschwester Luisa Cajibí. Mit Maria Cajibí habe er ein Söhnchen gehabt, das gestorben sei. „Und wusste Miguel davon?“ fragte ich schüchtern. „O, der“, meinte der eitle Mulatte, dessen Gesicht gegen das der Indianer wie gebrannter Kaffee gegen ungebrannten abstiecht, „der war ganz mit dem Verhältniss einverstanden und hat ja an der hellen Hautfarbe und an dem Haar sofort die brasilianische Abstammung des Kindes erkannt.“

Luis ist mit seinem Leben zwischen den so tief unter ihm stehenden Bakaïrí äusserst zufrieden; er habe alles, was er bedürfe, schulde keinem Menschen einen Kupfer und die Indianer seien gute Leute; später möchte er wol noch einmal nach Lissabon, weil das nach dem, was ihm ein Freund gesagt, die schönste Stadt der Welt sein müsse. Er war unverschämt genug, sich in den Handel über die Reislieferung, den Daniel am ersten Tage mit Caetano abgeschlossen hatte, mit ganz ungerechtfertigten Forderungen einzumischen. Daniel, der sich leicht erhitzt, griff zum Comblain und stiess ihm den Kolben an den Kopf; schleunigst nahm der Philosoph auf seinen langen braunen Beinen reissaus und wechselte, gebückt in der Thüre der Häuptlingshütte stehend, eine Flut von Artigkeiten mit Daniel, während das gute Geschöpf, der alte Kapitän Mêmo, in seinem durchlöcherten Zwillichanzuge, der aus dem Zuchthaus zu stammen scheint, am Boden hockte und freundlich vor sich hin guckte.

Unsere Idylle wurde am 1. Juli unangenehm durch die Nachricht unterbrochen, dass Tupy den Abend vorher auf der Fazenda erschienen sei. Er habe die von uns zurückgeschickte Mannschaft unterwegs getroffen, zurückcommandirt und sei ihnen vorausgeritten. Die Correspondenz habe der Sergeant, Schweine jagend, im Walde verloren.

Bald kamen sie alle an; ich glaube nicht, dass sich in dem streng höflichen Gruss, welchen ich dem Herrn Kapitän Tupy zu bieten hatte, eine besondere Freude des Wiedersehens wiederspiegelte. Während er sich bei Caetano einquartierte, erzählte Clauss, dass er sie beim Observiren überrascht habe. Castro zählte gerade die Secunden: die Sonne im Fadenkreuz und der Zeiger auf der Uhr sollen merkwürdige Sprünge gemacht haben. Tupy wisse von nichts; er habe als den Rest seiner Geldmittel noch 40 Milreis

besessen, die sofort mit zur Bezahlung des Fazendeiro herangezogen worden seien. Letzterer habe nach langen Erklärungen sich endlich glücklicherweise zur Annahme des englischen Goldes verstanden.

Verhandlung in der Fremdenhütte bei geschlossener Thüre; aufmerksames Publikum hinter der Strohwand.

Tupy hatte Eisenwaaren von Cuyabá beziehen müssen und auf dieselben in Rosario gewartet. (Sein Begleiter Januario sagte später aus, dass er dieselben erst nach langem Aufschub bestellt habe; er hatte noch Zeit gefunden, auf dem Fest von S. João in Rosario zu tanzen; auch be-

a b

c d e

Hände von Bakaïrí.

a Manoel Antonio. b Magdalena. c Antonio. d Generoso. e Leopoldino.

hauptete der ehrliche Januario, dass mindestens ein Theil der Eisenwaaren von einem Freunde Tupy's bezahlt worden sei.) Dem sei wie ihm wolle; Tupy erklärte, als wir ihn betreffs der Geldverwendung interpellirten, er sei überhaupt mit nur noch 300 Milreis in Rosario angekommen, habe die Eisenwaaren gekauft und noch 40 Milreis übrigbehalten. Wie jedoch die Summe von fast 1800 Milreis auf 300 zusammenschrumpfen konnte, obgleich die Ausgabe für die Ochsen und das Eisenzeug in Cuyabá aus andern Mitteln bestritten wurde, über diesen Kernpunkt der ganzen Frage verweigerte er den Nachweis. Er werde dem Präsidenten Rechenschaft zu geben wissen. Man mag aber rechnen so hoch und so sehr zu seinen Gunsten wie man will, nicht die Hälfte jener 1800 Milreis kann für Expeditionszwecke verausgabt worden sein. Zumal wo er gar nicht

die Ankäufe gemacht hat, die er uns in Rosario nannte. In der That gab er zu, dass er uns damals betreffs der Provisionen unrichtig informirt habe (seine eigenen sofort notirten Zahlen bewiesen es ja); er sei sicher gewesen, sie später ergänzen zu können.

Kurz, womit denn jetzt die dreimonatliche Ausrüstung bezahlen? Er habe mit unsern Geldmitteln gerechnet, nachdem er durch die Eisenwaaren einen unerwarteten Ausfall erlitten habe.

a b

c d e

Füsse von Bakaïrí.

a Manoel Antonio. b Magdalena. c Antonio. d Generoso. e Leopoldino.

Nein, die bisherigen Vorfälle hätten uns jeden Vertrauens zu ihm beraubt; wir müssten auf seine Mitreise verzichten.

Das sei unmöglich, er könne die ihm anvertraute Mannschaft nicht von seiner Person trennen.

Ob er wirklich fähig sei, uns zu begleiten, nachdem wir ihm erklärt, dass wir ihm durchaus nicht mehr vertrauten?

Ja, er wolle auch trotzdem. Oder er kehre mit allen Leuten zur Stadt zurück; die Verantwortung werde er tragen; es sei ihm gleichgültig, ob wir Vertrauen zu ihm hätten oder nicht. Bei diesen Worten sprang ich auf; ich bitte ihn, die Aeusserung zu wiederholen. „Wollen Sie sich an mir vergreifen?“ schrie er aufgeregt, und anscheinend sich mit der neben

hängenden Ledertasche beschäftigend, zog der thörichte Mensch den Wattepfropfen aus seiner Flinte. Ich bestand auf meinem Wunsche, dass er zugebe, ob er jene Worte gesprochen habe, und forderte, als er sich ausweichend hin- und herwandte, das Zeugniss Castro's. Castro bestätigte, genau ebenso gehört zu haben. „So ist alles zwischen uns zu Ende, Herr Kapitän Tupy.“ Den Rücken uns zugekehrt, stand er an der Thüre; „ich ziehe morgen mit der Mannschaft ab.“ „Sie werden das nicht thun; wie sollte die Expedition von Ihrer einzigen Person abhängen?“ „Ich werde es thun“, sagte er und ging.

Wir waren nicht ohne Besorgniss, da unser Schicksal von der Mannschaft abhängen sollte. Tupy übrigens gefiel uns besser denn je; er hatte den Muth der Consequenz, das liess sich nicht leugnen, und streng militärisch genommen, hatte er recht.

Es war ein unbehagliches Abendessen; Castro schmeckte es gar nicht; er beobachtete argwöhnisch Tupy, der an einem andern Feuer sass und eifrig sprach.

Wir konnten nicht genug die Fügung segnen, dass die zweifelhafte Gesellschaft noch weit entfernt und ausser Verbindung mit Tupy war.

Um das officielle Verfahren inne zu halten und den melancholischen Castro etwas zu stärken, überreichten wir ihm das folgende Schriftstück:

„In Anbetracht, dass wir nach den Vorfällen des letzten Monats, über welche wir Sr. Excellenz dem Präsidenten besonders berichten werden, unter keinen Umständen die Reise gemeinschaftlich mit dem Kapitän Tupy Ferreira Caldas fortsetzen können, sind wir durch gebieterische Nothwendigkeit gezwungen, Sie zu bitten, das Commando der Mannschaft zu übernehmen. Wir hoffen, dass Sie auf Grund Ihrer Instruction, «uns in jeder Beziehung zu unterstützen», die militärische Verantwortlichkeit dieses ausserordentlichen, aber durch die gegenwärtige Lage vollständig erklärten Schrittes zu tragen im Stande sind.“

2. Juli. Castro ging mit unserm Papier und seiner Instruction ausgerüstet zu Tupy; beide verschwanden hinter dem Hause Caetano's. Eine Weile war es still, dann hörte man laute Stimmen, und die zwei Heerführer erschienen wie Ajax und Achilles in hitzigem Wortstreite vor versammeltem Kriegsvolk. „Sie das Commando übernehmen?“ hohnlachte Tupy. Er hatte Castro einfach zurückgewiesen, als ihm dieser vorschlug, sich in Ruhe über die Trennung zu verständigen. Heftiges Hin- und Widerreden. Wir wurden alle aufgeregt. „So zahlen Sie doch den Proviant“ — war Tupy am unangenehmsten zu hören und wurde mit Achselzucken und einem giftigen Seitenblick beantwortet.

Die Zeit des Parlamentirens war vorüber; ich nahm Castro beiseite und drang wiederholt in ihn, die Leute zusammenzurufen und die Sache zur Entscheidung zu bringen.

Da gab es nur einen Ausweg, oder die Expedition war verloren: die Initiative zu ergreifen und, ehe Tupy eine Ordre gegeben, den Oberbefehl energisch in die Hand zu nehmen.

Unsere vier „Kameraden“.

Antonio. Valentin. Pedro.
Daniel.

Die Leute traten an. Tupy, im Poncho, eine Cigarrette rauchend, den Coup nicht ahnend, postirte sich vor den rechten Flügel. Wir standen schweigend beiseite. Castro sprach nicht übel, „es sei eine Unmöglichkeit, mit Tupy, der alles Geld verbraucht habe, vorzurücken; es sei eine

Schande, unverrichteter Dinge heimzukehren. Wir würden mit zweien oder dreien lieber im Sertão zu Grunde gehen, als uns vor dem ganzen Lande lächerlich machen. Wer zurückzugehen wünsche, dem stehe es frei.“ Darauf Tupy: Wir hätten ihm erklärt, dass wir zu ihm, dem Commandanten, kein Vertrauen mehr hätten, folglich — schien er fortfahren zu wollen, hätten wir auch zu den Leuten kein Vertrauen mehr, — da unterbrach ihn aber Castro schon mit Entschiedenheit, nicht Tupy, er commandire hier. Einige kurze Worte herüber, hinüber. „Abtreten!“ rief Castro, „Stillgestanden!“ schrie Tupy. „Abtreten!“ — „Stillgestanden!“ — „Abtreten!“ — mit gesenkten Köpfen drehten sie sich langsam und traten auseinander, wie Leidtragende am Grabe, nachdem die letzten Abschiedsworte des Pastors verklungen sind. Nur einer schwankte und murmelte vor sich hin: „Der Kapitän Castro spricht so und der Kapitän Tupy spricht so.“ „So will niemand mir folgen?“ brach Tupy zornig los. Stillschweigen. „Niemand?“ Keiner rührte sich. Dieses Spiel hatte Tupy verloren. „Sie haben die Leute wider mich aufgereizt, ich erkläre Sie im Namen des Präsidenten gefangen.“ „Wenn hier jemand gefangen zu nehmen wäre“, erwiderte Castro, „so würden Sie das sein, den man in flagranti abfasste.“

Die peinliche Scene war zu Ende; es wurde Tupy noch ein Empfangsschein für die 40 Milreis übermittelt, um 9½ Uhr schwang er sich in den Sattel und trottete still von dannen, ohne den Paranatinga gesehen zu haben.

Im August ist er erst wieder mit den zurückgeschickten Soldaten in Cuyabá eingetroffen.

Wir beschlossen Martim als Expressboten nach der Residenz zu schicken. Von uns erhielt er den folgenden Bericht an den Baron:

Dorf der Bakaïrí am Paranatinga, 3. Juli 1884.

Illmo e Exc^mo^ Sor Barão!

Bevor wir uns von der letzten Verbindung mit der übrigen civilisirten Welt trennen, möchten wir Ew. Exc. und die Exc^ma^ S^ora^ Baronesa bitten, uns in wohlwollendem Andenken zu behalten; wir unsererseits wünschen aufrichtigst, dass Ew. Exc^en^ nicht aufhören mögen, sich ungetrübten Glücks und Wohlergehens zu erfreuen.

Es war eine beklagenswerthe Laune des Schicksals, dass dieser Abschied von den Unfällen der letzten Zeit begleitet sein sollte. Aber, frei gesprochen, müssen wir das Verhalten unsers Reisegefährten jetzt in einem noch ungünstigern Lichte ansehen als in unserm frühern in Abschrift beigefügten Briefe vom 20. Juni, welchen der Sergeant Povos im Walde auf der Schweinsjagd verloren hat.

Der Kapitän Castro wird Ew. Exc. die besondern Einzelheiten der unangenehmen Auftritte berichten, die wir mit dem Kapitän Tupy nach seiner Ankunft erlebten. Uns erübrigt, ernstlich gegen die Begleitung eines Mannes Einspruch zu erheben, den wir ohne Zögern für durchaus unzuverlässig und ganz unfähig erklären, die wichtigen Aufgaben einer solchen Expedition zu verstehen. Der Ka-

pitän Tupy hat sich dahin ausgesprochen, dass es ihm gleichgültig sei, ob wir Vertrauen zu ihm hätten oder nicht; er hatte den Muth, das ganze Unternehmen von seiner Person abhängig zu machen, indem er den Befehl Ew. Exc., durch den ihm das Commando der Mannschaft übergeben war, misbrauchte. Ew. Exc. vertraute diesen Posten dem angesehenen Offizier, nicht dem schuldigen Manne, der mit 40 Milreis hier ankommt und bereit ist, 37 Personen in den Sertão zu führen, ohne Lebensmittel für eine Woche bezahlen zu können. Er habe, sagte er, auf unsere Privatmittel gerechnet.

Es ist beachtenswerth, dass er in Cuyabá von uns die geringe Summe von 50 Milreis entlieh, und den folgenden Tag nach Empfang der Etappengelder für die Soldaten im Stande war, ungefähr 600 Milreis Spielschulden zu decken.

Ein glücklicher Zufall hat uns vor dem Scheitern unserer Pläne bewahrt; jetzt indessen, mit einem Commandanten, dem wir vollständig vertrauen, und mit geringer, aber wahrhaft ausgewählter Mannschaft, beginnen wir die Reise in der festen Hoffnung des guten Erfolgs.

Deus guarde a V. Exc.

Die Tugend hat gesiegt. Segnen wir den Eisenochsen und verzeihen wir dem elenden Unteroffizier, der ihn hat laufen lassen.

Um die Leute zu beschäftigen, wurde sofort mit der Ueberschiffung begonnen. Ueberall lebhafteste Thätigkeit; der Fazendeiro kam mit dem Reste seiner Lieferung; im Aldeament wurde auch die Nacht durchgearbeitet; unablässig klopfte der Maisstösser und quietschte der Zuckerquetscher.

Die mangelnde Farinha ist durch Reis ersetzt; die Bohnen sind reichlich vorhanden, wir können der Zukunft getrost entgegengehen. Schlimm steht es um den Taback, da die Fazenda keinen ablassen konnte. Wir behalten noch ein paar Goldstücke übrig, nicht viele.

Nachts schreiben wir emsig, zwei Bänke dienen als Tische, zum Sitz Tornister und Hängematte. Draussen quaken die Frösche; der Bakaïrí João, den wir den Minnesänger nennen, phantasirt auf seiner Violine; er ist von derselben unzertrennlich und nimmt sie sogar zum Baden mit. Also vorläufig die letzte Nacht unter einem Dache.

5. Juli. Es wurde spät nachmittags, bis der Stab übersetzte. Der Fluss hat eine Breite von ungefähr 150 m. Auf beiden Seiten ist eine Barranca von ungefähr 5 m Höhe. Die langen Rindenkanus machen einen ganz vertrauenerweckenden Eindruck. Wir werden uns an sie gewöhnen müssen. Antonio fühlt sich bereits ganz als zu uns gehörig; er hat sich in eine Mundharmonica verliebt, die ich ihm überlassen.

6. Juli. Der Fluss dampfte in der Frühe. Pedro fing eine grosse Pirahyba *(Bagrus reticulatus)*. Er stolzirt in einem Soldatenrock, unter dem er, und zwar über der Hose, ein altes Flanellhemd von mir trägt. Unsere Damen würden ihn für einen lockigen Neapolitanerknaben sanft melancholischen Gemüths halten, und doch hat der Junge nur das Interesse,

alles was da kreucht und fleugt, todtzuschlagen und zwischenher Zuckerrohr zu lutschen.

Zuerst kam Caetano, um noch einmal mit uns zu frühstücken. Eine Anzahl Weiber folgten, brachten uns noch Beijús und hockten abseits, die beiden Carlotten ihr langes Haar kämmend. Die Ueberjacken waren schon am zweiten Tage wieder verschwunden gewesen. Luis erschien zuletzt, als bereits alle Kanus an unserm Ufer waren; er ging bis zur letzten Sandsteinplatte, zog die Kleider aus und versuchte nackt herüberzuwaten. Aber er hatte Angst und stand unentschlossen. „Ei, so komm doch", rief Felipe's Gattin. Der Minnesänger holte ihn endlich.

Rindenkanus am Paranatinga.

Um 10 Uhr zogen wir ab; lange noch tönte hinter uns das Lachen und Schreien der Frauen.

Ich trage die fehlenden Meteorologica dem Aufenthalt in Corregofundo und dem Bakaïrídorfe nach:

28. Juni. (Corrego fundo.) 4 Uhr nachmittags: I 735.0, II 722.8, Trock. 30.7, Bodenerwärmung Max. 41.2.
9 Uhr abends: Trock. 16.4, Feucht. 13.1, klar, leichter Wind.

29. Juni. 7 Uhr früh: Trock. 12.6, Feucht. 11.5, klar, windstill. Boden Min. 14.1 (seit $6\frac{3}{4}$ Uhr nachmittags, Tiefe 50 cm).
10 Uhr vormittags: I 738.0, II 726.6.
$2\frac{3}{4}$ Uhr nachmittags: Trock. 32.0, Feucht. 17.6, Cum. 1. Seit 10 Uhr

NNW bis 5, Boden 24.0 (seit 10 Uhr, Tiefe 60 cm), Bestrahlung Oberfläche Max. 46.0.

4 Uhr 20 Min. nachmittags: I 736.0, II 724.0.

9 Uhr 10 Min. abends: Trock. 17.6, Feucht. 14.2, klar, windstill.

30. Juni. 7 Uhr früh: Trock. 12.2, Feucht. 11.7, klar. windstill, Ausstrahlung Min. 14.8.

10¼ Uhr vormittags: I 738.0, II 726.2.

2 Uhr 10 Min. nachmittags: Trock. 31.2, Feucht. 18.4, Cum. s. 4. Seit 11 Uhr Stösse aus N. Bestrahlung Max. 47.8.

4 Uhr nachmittags: I 736.0, II 724.0.

10½ Uhr abends: Trock. 17.0. Feucht. 14.0, klar, windstill.

2. Juli. (Bakaïrídorf.) 10 Uhr vormittags: I 739.0, II 729.0, Trock. 29.0.

2 Uhr 10 Min. nachmittags: Trock. 30.8, Feucht. 18.3, klar, N Stösse bis 4.

4 Uhr 20 Min. nachmittags: I 737.8, II 727.0, Trock. 30.0, Hypsom. 98.660.

9 Uhr abends: Trock. 18.2, Feucht. 14.7, klar, windstill.

3. Juli. 7 Uhr 20 Min. früh: Trock. 13.8, Feucht. 13.0, klar, windstill.

2 Uhr nachmittags: Trock. 31.1, Feucht. 18.3, klar. Seit 10 Uhr N.

10¼ Uhr vormittags: I 738.6, II 728.6, Trock. 29.0.

4 Uhr nachmittags: I 737.0, II 726.4.

9 Uhr abends: Trock. 17.6, Feucht. 15.4, klar, windstill.

4. Juli. 7 Uhr früh: Trock. 13.4, Feucht. 12.6, klar, windstill.

10 Uhr vormittags: I 737.6, II 728.0.

2½ Uhr nachmittags: Trock. 31.0, Feucht. 17.6, NO Cum. 1, O 1—2, Vormittag N-Wind.

4 Uhr nachmittags: I 735.2, II 724.8. — 5 Uhr Trock. 28.5. Hypsom. 98.605.

5. Juli. 7 Uhr früh: Trock. 13.1, Feucht. 12.3, klar, windstill.

10 Uhr vormittags: I 737.4, II 727.8, Trock. 24.4.

2 Uhr nachmittags: Trock. 30.2, Feucht. 16.4, klar N 2, Vormittag bis 4.

5 Uhr nachmittags: I 736.0, II 725.6, Trock. 29.0.

6. Juli. (Rechtes Ufer des Paranatinga.) 6¾ Uhr früh: I 737.0, II 728.2, Trock. 11.5.

NEUNTES KAPITEL.

ÜBER DIE HOCHEBENE DES MATO GROSSO.
VOM PARANATINGA ZUM BATOVY.

(Aufsuchung der Schingú-Quellen.)

Legen wir die Tagebuchblätter, in denen ich versucht habe, den Charakter der Gegend, wie er dem Reisenden auf seinem Wege entgegentritt, in allgemeinen Zügen zu schildern, für ein Weilchen beiseite, um den ersten Eindruck etwas zu analysiren.

Der Theil des brasilianischen Hochlandes, welcher sich zwischen dem Araguay und S.-Lourenço als ein mächtiges Plateau erhebt, ist von Castelnau geologisch dargestellt.

Von der Thalsohle des Araguay steigt es 160 m mit einer Oststufe an, der Serra da Taquara, für die eine absolute Höhe von 355 m angegeben wird. In zwei Weststufen fällt das Plateau wieder ab; die erste bei Agoa branca, ca. 240 km von Cuyabá entfernt, wo die Wasser zum S. Lourenço fliessen, leitet zu der Chapada, welche als zweite Weststufe den linken Rand des Cuyabá-Beckens bildet.

Castelnau hat sowol dieses Gebiet auf der Reise von Goyaz nach Cuyabá durchzogen, als auch die Strecke von Cuyabá nördlich bis nach Diamantino über den Tombador kartographisch festgelegt.

Die Region nordöstlich des Tombador, die Quellen des Cuyabá und des Paranatinga sind in den Karten nach Berichten von Reisenden eingetragen, die keine Aufnahme mit Instrumenten gemacht haben.

Es ist aber schwer verständlich, wie Castelnau selbst die „Serra-Azul“ als einen Gebirgsrücken zeichnete, der zwischen den Quellen des Cuyabá

und des Rio-Manso beginnend, nordöstlich zieht, und bei $12^1/_2$° über den Schingú weg in die Serra dos Gradaús übergeht.

Man bekommt durch dieses wenn auch nur hypothetische Bild die durchaus irrige Vorstellung, dass diese „Serren" sich als scharf ausgeprägte Gebirgszüge absetzen.

In diesem Sinne existiren aber weder eine Serra-Azul noch eine Serra dos Gradaús.

Es ist dies weite Gebiet ebenso wie dasjenige zwischen Araguay und S.-Lourenço nichts anderes als ein Theil des gewaltigen Hochplateau, welches die linken Nebenflüsse des Amazonas entsendet und zu dem Amazonas-Becken in einer unregelmässigen Linie derart abfällt, dass es am Madeira nur bis zum 8.°, am Schingú dagegen bis zum 2.° reicht. Der

Hochebene.

Schingú ist deshalb an „Cachoeiras" (Wasserfällen) so reich, weil er erst nahe seiner Mündung aus dem Gebirge hervortritt.

Dieses beiläufig. — Der Eindruck von Serren ist allerdings vorhanden, und erklärt sich leicht.

Das Plateau, welches eine mittlere Höhe von 400 m besitzt und in seinem Massiv aus Sandstein besteht, ist durch Thäler von verschiedener Breite flach eingeschnitten: von unten gesehen imponirt der Rand des Plateauabfalls als Serra, und von oben gesehen erscheinen die Ränder der Becken als besondere Hügelzüge.

Auch wir begegneten zwischen dem Paranatinga und dem Schingú vielen solchen Serren, welche nur höhere Erhebungen des Plateau sind und sämmtlich von sedimentärem Gestein gebildet werden.

Die Oberfläche des Plateau ist der wasserarme Chapadão mit verkrüppelter Baumvegetation; landzungenartig läuft er in die Thäler aus. Seine Böschung ist mit Wiesenwuchs überkleidet. Wo jedoch ein Wasserarm von derselben herab dem Thale zustrebt, um sich dort mit vielen andern zu vereinigen, bezeichnet sofort ein grüner dichter Waldstreifen den Weg. Im Thale verbreitert sich entlang dem entstehenden Flusse dieser Streifen und zieht sich, durch die seitlichen Zuzüge verstärkt, anschwellend dahin. Wald ist Fluss. Wasser wird nicht gesehen, man bekommt es erst zu Gesicht, wenn man sich mühsam mit dem Messer den Weg durch das Dickicht gebahnt hat.

Es ist klar, sobald man aus dem verwilderten Obstgärten des Chapadão an den Rand tritt, bietet sich dem Blick ein instructives Bild: es ist das fertige Kartenbild selbst.

Die horizontal verlaufenden, mit dürftigen Bäumchen besetzten Rücken sind andere Chapadãos, das Grasterrain ist Böschung, die dunkelgrünen verzweigten Streifen sind der Fluss mit seinen „Cabeceiras", seinen Quellbächen. Will man nun die ferner gelegenen Erhebungen der Bequemlichkeit halber als Serren bezeichnen, so darf man dabei nicht vergessen, dass es sich um Bildungen genau derselben Art handelt, wie diejenigen sind, welche die nächste Umgebung bietet. Sobald man nach längerm Marsche an diese „Serra" herantritt, entpuppt sie sich als der gewöhnliche Chapadão, der sich meist ungefähr 80 m über die Nachbarschaft erhebt. Zuweilen findet man mehrere wie eine Reihe grabhügel-sargdeckelartiger, oder ähnlich geformter Massen hintereinander.

Allein die Serren der Karten, welche wie Riffe dahinziehen, sind nirgends vorhanden.

Obwol unsere Reise in die trockene Jahreszeit fiel und der erste Regen nicht vor Ende August eintrat, obwol am Tage die Luft auch so trocken war, dass mittags das feuchte Thermometer um 10—12° weniger zeigte als das Trockenthermometer, kam Wassermangel für uns doch gar nicht in Frage. Täglich hatten wir, so sehr wir wegen der Transportschwierigkeiten den Chapadão einzuhalten bemüht waren, eine Reihe von Bächen zu passiren.

An und für sich erscheint es gewiss höchst auffallend, dass ein nur 400 m über dem Meere gelegenes Plateau das Wasserreservoir Brasiliens bildet und die mächtigen Adern füllt, welche dem Amazonas von Süden her Tribut entrichten kommen. Aber wir sind in den Tropen, für deren klimatologische Definition der reiche Wassergehalt der Luft ein so bedeutsames Merkmal abgibt, dass man das Tropenklima ein oceanisches zu nennen pflegt.

Da bedarf es keiner Alpen. Ein niedriges Hochland genügt, um durch die ausserordentlich starke nächtliche Abkühlung die nöthigen Mengen Wasserdampf der mit demselben nahezu gesättigten Luft zu entziehen.

Die Ausdehnung des Plateau ist enorm, es ist mit dünner Vegetation und zum grossen Theil mit Gras bedeckt, sodass sich alles vereinigt, um die Wärmeausstrahlung während der Nacht zu einer solchen Bedeutung zu steigern.

Der nächtliche Thau sorgt dafür, dass sich selbst auf dem Chapadão während der Trockenzeit die Vegetation erhält; von dem sandigen Boden

Quellflüsschen.

wird er begierig aufgesogen, durchwandert das Sandsteinmassiv und tritt allenthalben an den zahllosen Cabeceiras, den Abflusskrahnen des mächtigen Filters, selbst in der regenlosen Jahreszeit als reichliches und klares Quellwasser zu Tage.

Für die Wohlfahrt des Reisenden resultiren aus diesen Verhältnissen zwei sehr wichtige Vortheile, die er in so vielen andern Landstrichen der Tropenzone schmerzlich entbehrt. Der erste ist das allezeit vortreffliche Trinkwasser, der zweite die nächtliche Erfrischung des von der Tageshitze erschlafften Körpers. Wenn ich denke, wie man in Indien oft stöhnend nachts das Bett verlässt, da es unmöglich ist, bei der Schwüle den Schlummer zu finden, und auf die Veranda flüchtend dort bereits einige Leidensgefährten antrifft, und hiermit die Nächte im tropischen Sertão vergleiche, so kann

der Contrast nicht grösser sein. Wir froren; ja, wenn sich ein stärkerer Südwind in das Spiel mischte, klapperten wir vor Kälte. Die Differenz zwischen dem Maximum der Tagestemperatur und der Temperatur vor Sonnenaufgang betrug bis zu 24° — bei 31° bis 7° — Amplitude. Wir zogen uns nicht aus, wenn wir uns zum Schlafen niederlegten, wir zogen im Gegentheil alles an, was wir von Kleidung hatten. Aber den nächsten Morgen fühlten wir uns voll neuer Spannkraft.

Ein dritter Umstand noch kommt dem Reisenden angenehm zu statten. Da unser Plateau sich am Morgen rascher erwärmt als das nördliche Tiefland, erhebt sich gegen Mittag ein leichter Nordwind (eine Viração, ein Lüftchen, wie ihn die Brasilianer nannten), der mit der niedersteigenden Sonne wieder aufhört.

So konnten wir von 7 Uhr früh bis 12 Uhr mittags marschiren; alsdann gönnten wir uns und den Thieren eine zweistündige Rast und campirten um 5 Uhr nachmittags an einem Bache.

Wenig waren wir damit zufrieden, dass es um 6 Uhr abends schon dunkel wurde; Kerzen und Oel, die nur für die Beobachtungen dienen sollten, durften wir nicht verschwenden; so plauderten wir, auf einem Ochsenfell liegend, am Lagerfeuer, bis wir uns zum Kampf mit der Hängematte zurückzogen.

Die Nächte waren klar und sternenhell; wir hatten nur die Wolken über uns, die wir uns selber machten. Das Abbrennen des Sertão wurde von unsern Leuten, zumal den Piketreitern, welche sich auf diese Weise den Heimweg nach Cuyabá markiren wollten, im grossartigsten Maassstabe geübt. Wie sich weisse Cumuli aus den Rauchwolken ausschieden, haben wir öfters gesehen; zum Regen dagegen ist es nie gekommen. Immerhin, wo der Vorgang so alltäglich geübt wird, versteht es sich rascher, wie die Indianer des Chaco die Nutzanwendung gezogen haben und zuweilen in dürren Tagen das Mittel versuchen, um sich Regen künstlich zu verschaffen.

Oeftere Abwechselung in der Speisekarte wäre uns schon damals nicht unerwünscht gewesen; morgens Reis und abends Bohnen, zuweilen umgekehrt, wird auf die Dauer reizlos.

Die Jagd im Sertão wird sehr gelobt; zum Beweise führt man die Fülle von Thieren an, welche Smith im Mato Grosso gesammelt hat. Von seinem Standpunkt aus hat der Brasilianer freilich ein zwiefaches Recht, einmal, weil vielleicht die Jagd relativ, im Vergleich mit andern Gebieten des Reiches, gut sein mag, und dann weil er, wenige Ausnahmen abgerechnet, alle Wirbelthiere isst, die der Zoologe sammelt. Von dem, was er „gostoso“ nennt, ist in der That nicht wenig vorhanden.

LAGERPLATZ.

S. 138.

Dagegen kann die Jagd im besten Falle mässig genannt werden, wenn man sie nicht auf die Zahl der Gattungen und Arten der Vertebraten überhaupt, sondern auf die Zahl der Individuen des eigentlichen Wildes bezieht, wenn man sie mit andern Gegenden vergleicht, die in solcher Ausdehnung so verlassen liegen. In letzterm Umstande steckt das Auffallende. Von der Häufigkeit und dem Verhalten des Wildes aus könnte man hier gewiss nicht schliessen, in welcher menschenleeren Einsamkeit man sich befindet.

Wahrscheinlich haben der Indianer und die Thiere denselben Grund, dass sie diese Gegenden nicht lieben: es gibt an den Flüssen so viel besseres, fruchtbareres Terrain als in den öden Campos, gegen deren Masse der günstigere Bedingungen gewährende Cabeceirawald nicht aufkommen kann.

Nicht selten waren die Spuren des Jaguars, zahlreich diejenigen des Tapirs, deren wohlausgetretene, schnurgerade Pfade leicht mit menschlichen zu verwechseln sind. Keins dieser Thiere bekamen wir zu Gesicht. Fast täglich erblickten wir ein oder das andere Reh, und erjagten auch wol mit Hülfe der Hunde solch einen zähen, aber wohlschmeckenden Braten. Am 7. Juli wurde wieder ein Ameisenbär erlegt.

Der gebratene Brüllaffe ist recht geniessbar; nur regt sich doch unwillkürlich, wenn der grinsende Geselle aufrecht am Spiesse steckend von den Flammen umspielt wird, ein gewisses Verwandtschaftsgefühl im Menschen. Der Verstand hat ein instinctives Mitleid, dessen er schwer Herr wird, zu bekämpfen; man freut sich, wenn es zum Essen geht und die Frage aus der Welt geschafft wird; doch den angekohlten Kopf mit dem weissen Gebiss überlässt man lieber dem Nachbar und zwar nicht nur aus dem Grunde, weil die Schenkelstückchen saftiger und besser sind.

Essbare Vögel waren selten, hier und da ein Rebhuhn oder ein Joó; die grossen Hühnervögel, welche wir später am Flusswalde zahlreich fanden, gab es hier noch nicht.

Araras, orangeblau, mit fleischfarbenen Wangen, die eine schwarze wellige Querzeichnung tragen, sagten uns zu; nur hatte die Fleischbrühe einen Beigeschmack von Petroleum.

Von der Landschildkröte war die Leber nicht übel; ein besonderes Recept, die Schmackhaftigkeit derselben zu erhöhen, besteht darin, dass man das Thier vor dem Abschlachten einigemal kräftig auf den Boden wirft.

In den Bächen werden bereits Piranhas gefangen (Serra salmo), ein gewöhnlich 25—35 cm grosser Raubfisch, der sich durch ein äusserst starkes Gebiss und eine unglaubliche Gefrässigkeit auszeichnet. Nur dicke, schmiedeeiserne Angeln widerstehen der Kraft seiner Zähne; unsere gusseisernen An-

geln, welche mittels eines Stücks geflochtenen Messingdrahts an die Leine befestigt wurden, zerbrachen in grösster Anzahl. Um der Piranha willen fürchtet man sich sehr, zu baden oder einen Fluss zu durchschwimmen; sie hält sich in ruhigem Wasser in Scharen auf, und da sich jedes Individuum eilfertigst herbeidrängt, ein Stückchen abzubeissen, sollen Menschen und grosse Thiere in wenigen Minuten zu Skeletten präparirt werden. Im Anfang mundete uns das zarte Fleisch ausgezeichnet.

Ich habe bei dem Speisezettel des Sertão besonders verweilen zu müssen geglaubt, weil es zur Charakteristik einer solchen Reise gehört, dass man ihm ein von Tag zu Tag wachsendes Interesse zuwendet. „Was gibt es heute ausser Bohnen und Reis zu essen?" — diese Frage meldet sich bereits am frühen Morgen und nistet sich beharrlich ein; man mag es tadelnswerth finden, die Wahrheit ist, dass es zu den schönsten Genüssen des Marsches gehört, in Gedanken die Restaurants der Heimat zu mustern, wo es die grössten Portionen gab; ach, bei der Idee nur: Kalbscoteletten mit Eiern, umflorte ein feuchter Schleier das Auge des Wanderers.

Am 6. Juli hatten wir uns vom rechten Ufer des Paranatinga aus in Bewegung gesetzt, wir überschritten an demselben Tage vier kleine Bäche, Ribeirão da Bacava (nach einer dieser schönen Palmen), Rib. Mêmo (Kapitän der Aldea II), Rib. da Tinta (Stahlgeschmack des Wassers), Rib. do Kágado (Landschildkröte).

Wir zogen immer rein Ost, mit Ausnahme des 7. Juli, wo wir nach SO abbogen und über die Cabeceiras des Paranatinga, der einen grossen Haken macht, ehe er den Lauf nach Norden nimmt, einen Ueberblick gewannen. Wir campirten bei dem Rib. Tamanduá (Ameisenbär), dem letzten, der zum Paranatinga ging.

Vom 8. Juli ab befanden wir uns, ohne es zu wissen, und immer mit Bangen erwägend, ob nicht ein höher nördlich einmündender Nebenfluss des Paranatinga hier seinen Ursprung nehme, bereits im Quellgebiete des Schingú.

Wir überschritten den Rib. das Pombas (Taubenbach) und den Rib. Formoso (schöner Bach), letzterer 15 m breit; eine natürliche Fliesenbrücke, über die an einer niedern Stelle das Wasser durch eine braune Moosvegetation durchrieselte, erlaubte anstandslos den Uebergang.

Nachdem wir den Morgen des 9. Juli ein Bächlein, das $2^1/_2$ m breit in einer 3 m tiefen Spalte dahinfloss, mit einigen Schwierigkeiten passirt hatten, eröffnete sich am Nachmittag vom Südabhange des Chapadão eine verheissungsvolle Aussicht. Zwischen zwei Caps des Chapadão hindurch blickten wir auf ein grosses Thalbecken; im Süden erschienen als Fortsetzung der Serra-Azul zwei „Bergketten", die hintere einen langen, wenig einge-

schnittenen und anscheinend nicht unterbrochenen, höhern Zug darstellend, die vordere wenig zusammenhängend und fern im SW in einzelne Hügel sich auflösend.

Grüne Waldstreifen durchkreuzten die Ebene; gerade unter uns schlängelte sich in engen Windungen der Hauptarm, dem von SW und W sich vier kleinere Cabeceiras zugesellten. Er lief gegen SO, konnte aber dort nicht weiter verfolgt werden.

Wir verbrachten den 10. Juli mit Untersuchung des nächstgelegenen Arms, indem wir in die Ebene stiegen und eine Picade durch den Wald schlugen. Nur ein 5 m breites Gewässer fanden wir nach vielen Mühen an dieser Stelle.

Wir beschlossen den Weg nach Osten fortzusetzen, das Gewisse dem Ungewissen vorziehend. Nach unsern spätern Erfahrungen ist es nun wahr-

Hochebene.

scheinlich, dass wir wirklich eine Cabeceira des Kulisëu, des rechten Hauptquellarms des Schingú, vor uns gehabt haben. Da sein Becken nahezu 100 m tiefer liegt als der Chapadão, begreift sich auch, dass der Kulisëu nicht solche Cachoeiras haben kann, wie wir sie später auf dem hoch entspringenden Quellarm, in dem wir uns einschifften, zu überwinden hatten.

Wir kehrten auf den Chapadão zurück und passirten wieder Bäche, die nach Norden strömten; sie waren schon recht ansehnlich. So der Rib. do Bugio am 11 und der Rib. da Jatobá am 12. Juli. Letzterer war doppelt so breit als der Rib. dos Nobres; die Passage war schwierig. In $2^1/_2$ Stunden hatte man jedoch die Thiere glücklich durchbugsirt und die Sachen auf den Schultern bis an den Hals im Wasser hinübergetragen.

Am 13. Juli erreichten wir einen isolirten Hügel, den wir bestiegen. Im Süden trennte uns ein Chapadão von dem Thale des 9. Juli. Dieser Chapadão entsandte alle Wasser auf der Nordseite um unsern Hügel im Bogen herum, wo sie vereinigt entlang eines Hügelzugs liefen. Das war

der Fluss, den wir, wenn es seine Breite erlauben würde, für die Einschiffung zu wählen beschlossen.

Nachmittags sahen wir uns vor einem 70 m breiten Flüsschen, das aus dem Walde hervortrat und über Sandsteinfelsen niederstürzend nach Norden eilte. Wir nannten es zu Ehren des Präsidenten: Rio de Batovy. Hier befanden wir uns 14 Legoas östlich vom Paranatinga auf 13° 57′ 2″ südl. Br. und 54° 24′ 22″ westl. v. Greenw.

Wir campirten unterhalb der Cachoeira an dem rechten Ufer auf breiten Sandsteinflächen; der Stab durchforschte auf einige Legoas im Umkreise die Gegend, die Mannschaft baute unter der Leitung des Bakaïrí Antonio Kanus, schlachtete Ochsen und salzte das Fleisch ein.

Von besonderm Interesse war es, eine Strecke östlich hinaus uns vom Lauf der Gewässer und der Lage der Berge zu überzeugen. Ich füge das betreffende Blatt aus dem Tagebuche ein:

„16. Juli. Wir drei marschirten 6½ Uhr morgens mit Castro ab; Freund Januario wollte uns auf seinem Maulthier einholen und Provisionen bringen, doch, für heute wenigstens, sah man Ross und Reiter niemals wieder.

Leider verfolgten wir nicht den Chapadão, sondern suchten den Wald, von dem aus wir einen kräftigen Zufluss zum Batovy erwarteten, an einer schmalern Stelle zu durchkreuzen. Dies hielt uns lange auf; wir passirten einige wasserarme Bäche und kamen allmählich der Serra, die das Batovy-Becken im Osten begrenzte, näher. Hinter uns prasselten die Flammen, die wir entzündeten, um uns den Rückweg zu erleichtern, und mit Palmblattfackeln durch das Gras verbreiteten. Drei oder vier grosse Sandhügel. Jungfräulich genug sieht das Terrain aus, aber eine alte struppige, verwahrloste Jungfer ist diese Natur, die nichts bietet als Sand, Gras und einen Wald, grau im Ton durch die vielen abgestorbenen Stämme und Aeste.

Um 1½ Uhr nachmittags gewannen wir erst auf der Höhe die Aussicht in ein Nebenbecken, das ungefähr 2 Legoas im Durchmesser hatte. Nicht sehr zahlreiche Cabeceiras vereinigten sich zu einem nach Norden ziehenden Streifen; der östlich das Thal begrenzenden Serra lief eine andere jenseits parallel; ihre Entfernung konnte nicht weniger als 2—3 Legoas betragen: so schien also mindestens ein Terrain von 6—7 Legoas im Osten des Batovy unsern Wünschen günstig. Infolge dessen waren wir über einen Längengrad östlich des Paranatinga orientirt.

Soll nun Melgaço recht haben, und sollen alle die zweifellos gegen Norden strömenden Wasseradern später nach NW umbiegen, um sich dem Paranatinga zuzugesellen? Werden wir statt in den Schingú in den Tapajoz einlaufen?

Die Möglichkeit ist nicht zu bestreiten; wahrscheinlich dünkt es uns nicht. Ist der Schingú dem Tapajoz an seiner Mündung ebenbürtig, warum soll er nur einen bedeutend kürzern Lauf haben?

Zudem gibt es keine Wahl für uns. Wir haben unsere Pflicht gethan und ungefähr die Länge des Schingú erreicht: Nichts spricht gegen den Ursprung des Flusses aus dieser Gegend, der Anblick vom 9. Juli, welcher uns einen östlichen starken Arm verheisst, spricht sogar sehr zu dessen Gunsten. Sollen wir mit den elenden Ochsen, den dreizehn, die es bis hierher ausgehalten haben, die ebenso wie die Maulthiere mit Wunden bedeckt sind, einer geographischen Hypothese zu Liebe noch zwei Breitengrade nach Norden wandern? Und das, wo die Darstellung des Paranatinga, die Zeichnung der Gebirgszüge, alles auf das klarste darthut, dass die Karten nur combinirt sind und Schritt für Schritt der Correctur bedürfen?

Leicht fürwahr ist unser Herz nicht: wenn Melgaço recht behält und wir eines schönen Morgens uns überzeugen müssen, dass wir dem Tapajoz entgegenrudern, was bleibt uns übrig als der waghalsige Plan, alsdann noch ohne Transportthiere über Land den Schingú zu suchen? Der Gedanke tröstet uns, dass wir uns untereinander bestimmt zugesagt haben, in diesem ungünstigen Fall unter allen Umständen den Landweg einzuschlagen. Keiner will, es koste was es koste, die Bekanntschaft des Tapajoz machen.

Wir erstiegen den höchsten Punkt, um auch über den Süden nicht im Zweifel zu bleiben. Die Serra vom 9. Juli war nicht zu erblicken; es stand fest, dass soweit das Auge reichte, alles Gebiet dem Norden seine Gewässer zusandte.

Es wurde 5½ Uhr nachmittags, als wir wieder unten waren; alles war abgebrannt, die Hügel schwarz bis zur Spitze. Erst gegen 8 Uhr fanden wir Wasser. Wilhelm hatte glücklicherweise etwas Farinha beigesteckt, er mass uns jedem fünf Esslöffel zu; das war unsere heutige Nahrungsaufnahme.

Wir glaubten, es sei besser, nach Hause durchzumarschiren und tappten im Dunkel weiter. Als wir um den Wald westwärts umbiegen wollten, verloren Wilhelm und ich die beiden andern. Wir erkletterten eine Höhe, die wir irrthümlich für den Chapadão gehalten, und sahen, dass wir noch dicht an dem Thalrande viel zu weit nach Norden waren. Doch lohnte das Flammenschauspiel, Feuer im Walde, Feuer auf den Bergen, Feuer in langen Schlangenlinien durch die Ebene, reichlich die Strapazen und Unannehmlichkeiten dieser Tour. Wir versuchten, um uns unter allen Umständen westlich zu halten, den brennenden Wald zu durchbrechen. Allenthalben Geprassel und Geknatter. Ueber zwei Stunden irrten wir durch Gestrüpp und fast undurchdringliches Gewirr von Schlingpflanzen

und Röhricht; meist brannte nur der Bambus, der den Wald umgab und in vielen Ecken sich hineinzog; die ruhige Arbeit des Feuers gewährte einen magischen Anblick; es webte und schaffte hinter dem verschlungenen Gehäng der Zweige, als wären dort mitten im finstern Urwald Werkstätten von Gnomen oder festlich illuminirte Tanzplätze von Feen und Elfen. Oft blieben wir bewundernd stehen, und wieder drangen wir vorwärts, mit aller Gewalt die Körper in das Dickicht zwängend. Mehr und mehr ging uns der Sinn für die Schönheit von Feuerzauber und Waldweben verloren; die drei Hunde folgten ergeben durch die Irrniss, dann und wann schmerzlichst auf den Fuss getreten. Wir schafften uns wieder nordwärts Bahn auf freies Grasterrain; dort brannte es am Rande auch lichterloh, sodass wir die vierfüssigen Freunde nur mit Mühe hindurchbugsirten.

Wir setzten über einen Bach, jenseit dessen wir wieder vergeblich Chapadão erwarteten. Ein Hund blieb zurück und entschloss sich erst zu folgen, als ich einen Schuss abgab. Sofort antwortete 1 — 2 Kilometer entfernt ein anderer; Castro und Clauss waren also auch nicht weit.

Am steilen Ufer eines nachts unpassirbaren Baches richteten wir uns häuslich ein; ein glimmender dicker Ast diente als guter Anfang zum Lagerfeuer. Wasser wurde durch den an einem langen Bambusrohr befestigten Becher heraufgeschafft; es war gerade Mitternacht, als wir uns zum Schlafen niederlegten auf vorstehenden Bambuspflöcken, die sich tückisch in den Leib bohrten. Einer der Hunde reckte sich einmal, dass der Bambus rasselte und wir beide zusammenfuhren. Doch kein Ungeheuer kam, die etwas trügerische Ruhe zu stören.

Uebernächtig, als wären wir auf einem Personenzug dritter Klasse gefahren, brachen wir um 6 Uhr auf, erreichten nach Ueberschreitung eines breiten Baches bald den Chapadão und trafen $10^1/_2$ Uhr im Lager ein. Eine Stunde später kamen die andern. Sie hatten auch schlecht geschlafen, aneinandergedrängt und frierend, auf Feuer verzichtend, weil Castro meinte, dass es die wilden Thiere anlocke. Vorher aber war Clauss in einen tiefen Bach gefallen, hatte dabei sein schönes langes Messer zerbrochen, die Hose zerrissen und sich nur an dem Gewehr, das ihm Castro hinablangte, mühevoll emporgearbeitet.

Wie wir auseinandergekommen und warum wir uns nicht wieder getroffen haben, bleibt ein Geheimniss der Schreckensnacht."

Januario erschien erst am nächsten Tag; der alte Reiter war einem Bach entlang, den er nicht zu passiren vermochte, abwärts geritten und hatte die Einmündung eines grossen Flusses gesehen, den er genau beschrieb, den aber vor ihm und nach ihm nie wieder ein menschliches Auge erblickt hat, noch erblicken wird.

Ich aber hatte zwei Tage später den ersten Fieberanfall.

Nur ein Theil der Ochsen war zu schlachten; „sie bestehen nur aus Fell und Wunden“, behauptete Clementino, und wir konnten ihm nicht unrecht geben, als die knochige Heerde vorgeführt wurde. Er zerlegte das Fleisch meisterlich in platte Lappen, die auf einem Gerüst in der Sonne trockneten.

Am 21. Juli brachen Januario und zwei Piketreiter mit den Maulthieren auf, um nach Cuyabá zurückzukehren. Den vierten, Clementino, behielten wir als sehr brauchbar zurück, um uns nicht unter die Zahl 20 zu vermindern. Sie nahmen die letzten Briefe mit.

Jatobábaum.

Währenddessen war eine Reihe von Kanus fertig; dieselben wurden auf einfachste Weise aus der Rinde der Jatobá, eines hohen ulmenähnlichen Baums, hergestellt, indem man vor der Jatobá ein Gerüst errichtete, den halben Cylindermantel mit Beilhieben löste, und dieses lange Stück zur Form des Kanu zurecht bog. Die Rinde wurde durch ein in der Höhlung unterhaltenes Feuer geschmeidig gemacht, sodass vermittelst Hebeln die Faltung am Vorder- und Hintertheil gelang; eingetriebene Querhölzer sorgten dafür, dass sich der Rand nicht zu stark nach innen umlegte. Die feste Basthaut liefert den wasserdichten Schutz. In der Trockenzeit ist das Holz spröde; sechs oder sieben Kanus zersprangen während der Bearbeitung.

So primitiv die im Durchschnitt 6 m langen Fahrzeuge auch waren, so hätten wir uns doch gar nicht anders helfen können; Holz, um regelrechte Boote zu zimmern, war kaum vorhanden; überdies hatte das Jatobákanu den Vortheil der überaus raschen Herstellung. Mit Beil und Messer hackte sich jeder der Leute nach besten Kräften ein Ruder zurecht.

ZEHNTES KAPITEL.

FAHRT AUF DEM BATOVY BIS ZU DEN ERSTEN INDIANERN.

Den 25. Juli schifften wir uns in acht Rindenkanus ein, deren eines jedoch sehr klein war. Die ersten Tage rückten wir langsam vorwärts, weil wir noch mehrerer Kanus bedurften; einige Leute marschirten über Land. Es wurden neue Jatobás gesucht, und die Fahrzeuge eiligst gemacht, sowie in Gebrauch genommen, ohne dass uns die Zeit zur Verfügung stand, sie austrocknen zu lassen.

Die Strecke auf dem Batovy war wol die beschwerlichste der Reise. An der Einschiffungsstelle befanden wir uns 350 m über dem Meere; wir sollten diese Höhendifferenz, welche das Wasser auszugleichen hatte, bitter empfinden. Acht unserer elenden Kanus haben wir verloren!

Das Niveau des Batovy wurde auf $^3/_4$ Breitegrad um 70 m tiefer gelegt. Es war eine Treppe; von einer Staffel niederstürzend, war uns nur wenig Ruhe gegönnt, bis wir von einer neuen abwärts eilen mussten.

Es würde ungemein ermüdend wirken, wenn ich Tag für Tag diese Fahrt schildern und Cachoeira für Cachoeira, Schnelle für Schnelle aufzählen wollte.

Unzählige mal wurden die Kanus entladen, über die Steine geschoben und die Lasten auf den Schultern getragen.

Wo ein grösserer Fall die Fortbewegung hemmte, musste ein Weg durch den Wald geschlagen, mussten die Kanus über Schwellen gezogen oder auch auf den Schultern bis zum neuen Einschiffungsplatz geschleppt werden. Dazwischen kam denn so mancher kleine Extraunfall vor; wenn fast alle glücklich durch den engen Kanal einer Schnelle passirt waren,

stiess vielleicht das letzte Kanu mit Macht gegen einen Stein, schlug um, — alles lag im Wasser, wurde wieder aufgefischt und getrocknet. Wir besassen keinen Gegenstand, der nicht mindestens einmal das Schicksal erfuhr, völlig durchnässt zu werden.

Dann wurden die Ledersäcke entleert und der Inhalt auf den Steinen ausgebreitet und getrocknet. Da lagen die Bohnen, der Reis, das Fleisch, die Felle, die Decken, — Hefte, Skizzenbücher und hunderterlei Sächelchen, — da schillerten in der Sonne goldene Armbänder und bunte Glasperlen, — aber auf die Dauer verdarben die Lebensmittel, ein Theil des Salzes löste sich auf, die Farinha wurde dumpf, der Reis schimmelte, die Bohnen keimten, das Fleisch faulte, der Paraguaythee umgab sich mit einer schwarzen kohligen Kruste.

Der allgemeine Gesundheitszustand war gut; nur Daniel und ich hatten hier und da einen Fieberanfall. Unter der Plage der Borrachudos und der Moskitos seufzten wir manchesmal, aber man fand sich allmählich in eine stumpfsinnige Resignation. Die Stiche der Thierchen hinterliessen schwarze Pünktchen geronnenen Bluts, mit denen die Hände dicht getüpfelt waren.

Unangenehm war uns auch die erste Bekanntschaft mit den Sandflöhen. Die Fersen und Zehen hauptsächlich suchen sich diese Insekten aus, um dort in die Haut ihre Eier einzubetten. Das anfangs kaum sichtbare und nicht fühlbare Pünktchen entwickelt sich zu einer leicht empfindlichen erbsengrossen Kugel, die mit weisslichen Eiern gefüllt ist und sorgfältig unter Schonung der Hülle mit dem Messer herausgearbeitet werden muss. Die Operation wird schmerzhaft, wenn die Nester unter die Nägel reichen. Im Anfang wurden uns in einzelnen Sitzungen mehr als ein Dutzend leider schon hoch entwickelter Blasen extrahirt. Wird es geschickt gemacht, so kommt kein Blut zum Vorschein; die Stelle sieht siebförmig durchlöchert aus. Aus den Stichen der Moskitos dagegen entstehen, besonders wenn man sich im Schlafe kratzt, schwer heilende Wunden. Da die Strümpfe durch die Reibung ungünstig wirken, entwöhnten wir uns derselben und, da die Schuhe schlimmere Defecte zeigten als die Haut, gingen wir barfuss.

Während drei Monaten trug ich keinerlei Fussbekleidung. Die grösste Unannehmlichkeit hierbei kam im Anfang dadurch zu Stande, dass der jetzt frei bewegliche Fuss mit vielen Stellen den Boden berührte, welche früher niemals die gesammte Körperlast getragen und sich deshalb eine hohe Empfindlichkeit für das Betreten von losem Geröll und vorstehenden Wurzelknorren erhalten hatten.

Die Mannschaft richtete sich bei den Arbeiten auf dem und so häufig in dem Wasser noch weit zwangloser ein. Sehr flott sah Pedro aus, der mit flatterndem, bis in die Achselhöhle eingerissenen Hemde im Kanu stand,

sehr würdig auch Israel, mit umgeschnalltem Leibriemen, wie ein Fischer aus dem Neuen Testament. Einige Neger pflegten sich aller Gewandung zu entledigen, ehe sie mit den Lasten über die Blöcke sprangen; mit besonderer Vorliebe ging Satyr, der Mulatte, im mythologischen Costüm. — Zu unserer Ueberraschung erschienen eines Tages ein halbes Dutzend Nachtmützen als Kopfbedeckung, deren eine die stolze Aufschrift „Xingú“ trug; sie hatten sich sämmtlich aus einem abgetragenen Unterbeinkleid Wilhelm's entwickelt. Der Humor ging den Leuten nur selten aus.

Cachoeira.

Und doch, welchen Anstrengungen waren sie nicht ausgesetzt. Ein Blick auf die Karte lehrt, welch eine Menge kleinerer oder grösserer Cachoeiras und Saltos auf eine kurze Strecke zusammengedrängt waren. 120 Cachoeiras auf die ersten 120 Kilometer des Flusslaufes!

Der erste Wasserfall lag bald jenseit des Einschiffungsplatzes, 3 m hoch und 100 m breit (Salto Primeiro); der Hochwasserstand zeigte eine Marke von 1,3 m an dem rothen Sandstein. Die mittlere Breite betrug während der ersten Zeit 50 m.

Am 5. August fanden wir den Fluss durch eine hohe Barrikade von Blöcken versperrt; stürzend und schäumend suchte er seinen Weg durch die Felsen (Salto do Compadre). Die Kanus wurden durch den Wald getragen. Bald hinter dieser Stelle hatten wir am 6. August eine ähnliche zu passiren, wo wie dort das Wasser ein steinernes Meer durchsetzend, um 2 m fiel. Am 7. August trafen wir zwei Saltos an, durch ein ruhiges Becken

getrennt, jeder mit 1 m Fall. Hinter denselben schlich der Fluss 120—130 m breit dahin. Durch eine Cachoeira stürzte er 30 — 35 m breit auf 1 km um 3 m tiefer am 8. August. Und noch drei grosse Cachoeiras passirten wir an diesem Tage, eine Politik von Fall zu Fall, welche unsere Geduld auf die härteste Probe stellte. Zwei schlimme Tage waren wieder der 9. und 10. August. Der Fluss theilte sich in zwei Arme, der rechte, 35 m breit, durchaus unpassirbar, und auch der linke, 70 m breit, voller hoch aufgethürmter Blöcke. Ein Theil des Wassers verschwand in einem kleinen Tobel, um in 40 Schritt Entfernung wieder zu erscheinen. Auch hier wurden die Kanus eine Strecke Weges über Land geschafft und dann noch viermal entladen.

Batovylandschaft.

Der Name „Salto do Diavo“ war nicht unverdient. Am 11. August trafen wir bei dem letzten Salto die erste Indianerniederlassung.

Die langsame Art unsers Vorwärtskommens wird am besten aus den Zahlen ersichtlich. Die Länge des Einschiffungsplatzes ist gleich 0 gesetzt, sodass die betreffende Zahl die Abweichung nach Osten unmittelbar ergibt.

Die unterstrichenen Breiten sind direct beobachtet, die übrigen aus dem Itinerar berechnet.

Einschiffungsplatz	φ 13° 57′.2	λ 0.0	km	Summe der km
26. Juli	55′.9	0′.9	5.09	5.09
27. „	53′.8	1′.9	9.18	14.27
28. „	51′.2	2′.3	5.76	20.03
29. „	50′.5	2′.2	4.19	24.22
1. August	46′.4	1′.9	11.61	35.83
2. „	43′.8	2′.2	9.90	45.73

3. August	41′.6	1′.5	6.97	52.70
4. „	37′.4	4′.3	14.83	67.53
5. „	30′.6	4′.9	16.94	84.47
6. „	27′.0	5′.7	9.84	94.31
7. „	21′.5	5′.6	12.84	107.15
8. „	20′.1	6′.1	4.90	112.05
9. „	17′.7	6′.6	4.88	116.93
10. „	16′.3	6′.0	3.24	120.17
11. „	14′.2	5′.1	4.27	124.44

Demnach betrug unsere grösste Tagesgeschwindigkeit 17 km.
Ich füge die meteorologischen Aufzeichnungen an:

A. Hochebene. Die Morgentemperaturen sind beachtenswerth.

7. Juli. 6 1/4 Uhr früh: I 731.7, II 721.2, Trock. 11.0.
10. Juli. Morgens 17.6°. Warme Luft aus dem Thalgrunde.
11. Juli. 6 1/2 Uhr früh: Vor Sonnenaufgang 19.7°, I 724.0, II 714.4.
12. Juli. (Flüsschen Bugio) Morgens 13.4, Nacht frisch.
11 Uhr 50 Min. vormittags: (Flüsschen Jatobá) Trock. 24.1, Feucht. 19.5, Wasser 19.0.

Rio Batovy. Lagerplatz.

14. Juli. 6 Uhr 16 Min. früh: Trock. 7.5.
15. Juli. 7 Uhr früh: Trock. 7.7, Feucht. 7.0, klar, windstill, Nacht sehr frisch.
10 Uhr vormittags: I 734.7, II 724.2, Trock. 22.3, Hypsom. 98.605.
2 Uhr nachmittags: Trock. 30.2, Feucht. 17.0, klar, N 3.
4 Uhr nachmittags: I 733.8, II 722.4, Trock. 29.2.
9 Uhr abends: Trock. 11.9, Feucht. 11.0, klar, windstill.
16. Juli. 6 1/2 Uhr früh: Trock. 6.3!
Berg in O. 3 3/4 Uhr nachmittags: I 724.0, II 713.4 am Fuss.
4 Uhr nachmittags: I 721.0, II 709.8, oben Temp. = 29.4.
17. Juli. 4 1/4 Uhr nachmittags: I 732.2, II 721.8, Trock. 27.2.
18. Juli. 7 Uhr 5 Min. früh: Trock. 8.4, Feucht. 7.8, klar, windstill.
10 1/4 Uhr vormittags: I 734.0, II 723.8, Trock. 28.1.
2 Uhr nachmittags: Trock. 32.0, Feucht. 17.0, cum. 4, N 0—3.
4 Uhr nachmittags: I 732.6, II 722.2, Trock. 28.3.
9 Uhr 10 Min. abends: Trock. 17.3, Feucht. 15.2, Niedr. str. c. 5, windstill.
19. Juli. 7 Uhr früh: Trock. 10.6, Feucht. 10.0, windstill.
(Rechtes Ufer 500 m weiter nördlich, Einschiffungsplatz.)
10 Uhr vormittags: I 732.2, II 722.4, Trock. 27.0.
2 Uhr nachmittags: Trock. 31.0, Feucht. 18.0, NW cum. s. 2, NW 1—2.
4 Uhr nachmittags: I 732.6, II 721.4, Trock. 29.5.
9 Uhr abends: Trock. 18.5, Feucht. 15.5, altocum. 3, windstill.
20. Juli. 7 1/4 Uhr früh: Trock. 14.9, Feucht. 13.5, klar, windstill, Wasser 20.2.
9 Uhr 50 Min. vormittags: I 733.0, II 723.4, Trock. 28.0.
2 Uhr nachmittags: Trock. 30.5, Feucht. 17.9, str. c. 4, NNW 2—4.

4 Uhr nachmittags: I 732.2, II 721.6, Trock. 32.2.
$9^1/_4$ Uhr abends: Trock. 22.2, Feucht. 27.5, str. c. 8, Wind = 0.

21. Juli. 7 Uhr früh: Trock. 16.4, Feucht. 15.8, altocum. 5, Wind = 0, Wasser 20.7.
$10^1/_2$ Uhr vormittags: I 734.6 II 724.4, Trock. 29.3.
2 Uhr nachmittags: Trock. 30.7, Feucht. 18.0, cum. s. 8, Wind = 0.
4 Uhr nachmittags: I 734.0, II 723.0, Trock. 30.5, Bodenoberfläche Max. 37.9.
9 Uhr abends: Trock. 22.8, Feucht. 18.0, str. c. 9, Wind = 0.

22. Juli. 7 Uhr früh: Trock. 16.8, Feucht. 14.8, cirr. c. 3.
$9^1/_2$ Uhr vormittags: I 735.2, II 725.4, Trock. 29.7, N-Wind setzt ein.
2 Uhr nachmittags: Trock. 735.6, Feucht. 17.6, cum. s. 4°, NNO 1—3.
4 Uhr nachmittags: I 735.0, II 723.6, Trock. 32.6.
9 Uhr abends: Trock. 20.0, Feucht. 16.1, leichtes Gewölk 5°, Wind = 0.

23. Juli. 7 Uhr früh: Trock. 15.7, Feucht. 14.0, altocum. 9, Wind = 0.
$9^3/_4$ Uhr vormittags: I 735.8, II 726.0, Trock. 27.0, Hypsom. 98.655.
2 Uhr nachmittags: Trock. 34.0, Feucht. 19.2, str. c. 5, windstill.
9 Uhr 25 Min. abends: Trock. 20.7, Feucht. 17.0, str. c. 2, windstill.

24. Juli. 7 Uhr früh: Trock. 15.0, Feucht. 14.0, Windbäume 1, windstill.
$2^1/_4$ Uhr nachmittags: Trock. 32.2, Feucht. 18.7, str. c. 8, windstill.
4 Uhr nachmittags: I 734.6, II 724.2, Trock. 30.9.
9 Uhr abends: Trock. 19.0, Feucht. 15.1, klar, windstill.

25. Juli. 7 Uhr früh: Trock. 13.7, Feucht. 12.8, Windbäume 5°, windstill.

B. Flussfahrt. Das barometrische Verhalten ist von Interesse.

26. Juli. $7^1/_2$ Uhr früh: Trock. 16.1, Wasser 21.9.
$9^3/_4$ Uhr vormittags: I 734.2, II 724.4, Trock. 27.9.
2 Uhr nachmittags: Trock. 31.8, Feucht. 18.2, str. c., O 2—3.
9 Uhr abends: Trock. 19.5, Feucht. 15.7, Bewlkg. = 0, Wind = 0.

27. Juli. 7 Uhr früh: I 733.6, II 724.5, Trock. 14.8, Feucht. 13.1, str. 1, Wind = 0, Wasser 21.6.

29. Juli. $6^3/_4$ Uhr früh: I 734.0, II 725.4, Trock. 13.6.
$4^1/_2$ Uhr nachmittags: I 734.8, Trock. 30.7.

30. Juli. 7 Uhr 10 Min. früh: Trock. 12.7, Feucht. 12.0, Bewlkg. = 0.
$11^1/_2$ Uhr vormittags: I 734,2, II 724.8, Trock. 28.7, Hypsom. 98.650.
3 Uhr nachmittags: Trock. 32.6, Feucht. 19.7, str. c. 8, wechselnd.
4 Uhr nachmittags: I 733.6, II 723.6, Trock. 32.2.
9 Uhr abends: Trock. 18.4, Feucht. 15.1, cum. 7, Wind = 0.

31. Juli. 7 Uhr früh: Trock. 12.1, Feucht. 11.5, cum. 5, Wind = 0.
$10^1/_4$ Uhr vormittags: I 734.4, II 724.8, Trock. 27.7.
2 Uhr nachmittags: Trock. 32.0, Feucht. 17.2, cum. 3, Wind ? 1—2.
3 Uhr 50 Min. nachmittags: I 733.0, II 723,0.
$5^3/_4$ Uhr nachmittags: Wasser 23.8.
$9^1/_2$ Uhr abends: Trock. 17.0, Feucht. 14.5, cum. 1, Wind = 0.

1. Aug. $6^3/_4$ Uhr früh: Trock. 10.8, Feucht. 10.0, klar, windstill, Wasser 22.2.
10 Uhr 50 Min. vormittags: I 734.0, II 724.4, Trock. 29.9, N-NW 1—4 seit einer Stunde.
$5^3/_4$ Uhr nachmittags: I 734,2, Trock. 24.2, Wasser 23.0.

2. Aug. 6 Uhr 25 Min. früh: I 731.6, II 723.4. Trock. 11.1, Wasser 21.5.
$4^3/_4$ Uhr nachmittags: I 730.4, II 722.2, Trock. 29.1, Wasser 23.4.

3. Aug.	$6^1/_2$ Uhr früh: Trock. 12.0, Wasser 21.8.
	10 Uhr vormittags: I 736.0, II 725.6, Trock. 29.3.
	Oben Chapadão I 730.0 Temp. = 31.6 : 11 Uhr vormittags.
	Unten II 736.0 „ = 29.5 : 12 Uhr mittags.
	6 Uhr abends: Trock. 25.1, Wasser 24.1.
4. Aug.	$6^1/_2$ Uhr früh: Trock. 11.8, Wasser 21.6.
	7 Uhr 34 Min. früh: I 734.6, Trock. 16.3.
	5 Uhr 5 Min. nachmittags: I 735.2, II 724,4, Trock. 25.5, Wasser 23.1.
	Linkes Ufer Chapadão $4^3/_4$ Uhr nachmittags: I 732.2.
	$7^3/_4$ Uhr abends: II 726.0, Trock. 17.8.
5. Aug.	6 Uhr 40 Min. früh: Trock. 12.0, Wasser 22.0.
	6 Uhr abends: I 734.6, II 724.4, Trock. 22.0, Wasser 23.7.
6. Aug.	7 Uhr früh: Trock. 11.9, Wasser 22.1.
	10 Uhr vormittags: I 736.4, II 726.2, Trock. 27.8.
	$3^1/_2$ Uhr nachmittags: I 734.6, II 724.6, Trock. 25.7, Wasser 23.9.
7. Aug.	8 Uhr vormittags: I 734.0, II 725.0, Trock. 15.0, Wasser 22.5.
	$10^1/_2$ Uhr vormittags: I 737.8, II 728.0, Trock. 29.3.
	6 Uhr 10 Min. abends: I 736.0, II 726.0, Trock. 23.2, Wasser 23.9.
	$7^1/_4$ Uhr abends: I 735.2, Trock. 20.7.
8. Aug.	$6^3/_4$ Uhr früh: Trock. 15.1, Wasser 23.0.
	5 Uhr 50 Min. nachmittags: I 738.0, II 728.0, Trock. 24.8, Wasser 24.3.
9. Aug.	6 Uhr 40 Min. früh: Trock. 17.1, Wasser 23,7.
	5 Uhr 50 Min. nachmittags: I 739.0, II 729.0, Trock. 25.5, Wasser 25.0.
10. Aug.	7 Uhr früh: I 737.6, II 729.0, Trock. 16.9, Wasser 23.7.
	6 Uhr nachmittags: I 739.2, II 729.2, Trock. 25.7, Wasser 25.2.
11. Aug.	8 Uhr vormittags: Trock. 18.4, Wasser 24.0.
12. Aug.	4 Uhr früh: I 738.4, Trock. 13.0.
	7 Uhr 10 Min. früh: Trock. 14.1, Feucht. 13.1, cir. 1.
	2 Uhr nachmittags: I 742.0, Trock. 33.3, Feucht. 21.0, cir. s. 8°.
	$4^1/_2$ Uhr nachmittags: I 741.8, Trock. 29.0.
	9 Uhr abends: Trock. 18.1, Feucht. 17.3, klar, still.

Das Stück des Batovy, welches wir bis zum 5. August hinabfuhren, gehörte noch voll der Chapadãonatur an.

Beiderseits Campo, hier und da ein abgeplatteter Vorsprung der Hochebene, eine durchschnittliche Breite von 50 m, eine Barranca von 3—5 m, selten bis zu 3 m Tiefe, und eine Anzahl Nebenbäche, deren ich rechts 9, links 7 verzeichnet habe, und deren grösste am 3. August mit 16, am 4. August mit 17 m Breite einmündeten.

Von hier ab entwickelte sich höherer Wald und blieben die Bäche aus. Durch den Salto der ersten Indianerniederlassung wurde die Grenze bezeichnet, von wo ab der Fluss mit einer durchschnittlichen Breite von 70 m, 3 bis höchstens 5 m Tiefe nur wenige Schnellen mehr zeigte, dagegen mit seinen unendlichen Windungen uns zur Verzweiflung brachte.

Ich hatte mich mit einem geringen Qnantum Alkohol, einer Anzahl Fläschchen und reichlichem Löschpapier versehen, um wenigstens eine kleine

zoologische Sammlung anzulegen. Dies war jedoch in unsern jämmerlichen Fahrzeugen, in denen ich nichts trocknen konnte, und bei unsern ewigen Unfällen, wo alles in das Wasser fiel, kaum möglich; nach einigen kläglichen Versuchen gab ich den Gedanken auf. Auch eine Sammlung von Steinen aus dem Gebiete Cuyabá bis Batovy ging verloren.

Für den Sachverständigen mag es immerhin nicht werthlos sein, die Namen der Thiere und Pflanzen, deren Vorkommen ich unterwegs verzeichnet habe, zusammengestellt zu sehen. Von Wirbelthieren sind uns in der Hochebene und am Batovy begegnet:

Brüllaffe — Mycetes, Macaco — Cebus, Fledermäuse, Felis onça, Raposo — Canis vetulus, Lutra brasiliensis, Ouriço — Hystrix, Paca — Coelogenys paca, Capivara — Hydrochoerus capybara, Prea — Cavia aperea, Tatú — Dasypus, Tamanduá bandeira — Myrmecophaga jubata, Cervus campestris, Cervus simplicicornis, Dicotyles labiatus, Tapyrus suillus.

Urubú Rey — Cathartes Papa, Cathartes foetens, Caracara — Polyborus, Nisus striatus, Sittacinae, Psittacinae, Ramphastos, Picus, Kukuke, Beijaflor — Trochilus, Cypselidae, João corta-páo — Caprimulgus albicollis, Coriangú — Caprimulgus diurnus, Nyctibius urutau, zwei Arten Eisvögel, Pavão do mato — Opisthoconus, Pavão — Coracina scutata, Gallo do mato — Prionites, Bem-te-vi — Saurophagus, Poayero, Cachorrinho do mato, Sabiáh-Turdus. Cassicus, Tauben (Troca, Juruté — Peristera frontalis), Tinamus, Crypturus noctivagus, Penelopidae, (Jacú, Jacutinga, Arancuan), Mutum cavallo — Crax galeata, Mutum pirim, Rhea americana, Seriema — Dicholophus cristatus, Masarico — Calidris arenaria, Reiher (weisser, grauer, Soccó), Jabirú — Ciconia Mycteria (Magoary), Tujujú — Tantalus loculator, Curicaca — Ibis melanopsis, Enten, Mareco, Möven, Biguá — Carbo brasilianus. — Emys tracaxa, Testudo tabulata, kleine Art Alligator, Eidechsen, Iguana, Sucuruí — Boa aquatica (Scytale), Cascabel — Crotalus horridus, Jiraraca, andere kleine Schlangen, Frösche, Kröten. — Piranha — Serrasalmo, Pacú — Prochilodus, Pirarara (Bagadú) — Phractocephalus, Acará, Trahira, Pintado (Sorubim) — Platystoma, Silurus bagre, Matrincham, Candirú — Cetopsis, Lambirí, Sauá, Puraqué — Gymnotus electricus.

Die Vegetation des Campo ist so bekannt, dass es nicht der Mühe lohnt, das Wenige, was uns nach Namen und Gebrauch vertraut wurde, besonders anzuführen. Ich erwähne nur die auffälligsten Formen in der Uferwaldung des Batovy selbst: von Palmen Burití, Bacayuva, Carandá, Acurí, (keine Oauassú), ferner Jatobá. Copahifera, Bauva, Camboi d'espinha, Genipapeiro, Tamangcueira, Angico (zahlreich), Cajueiro do campo; später in höherm Walde: Figueiras, Aroeira, Peuva amarella, (keine rouxa), Novatos, Pindahiba, Guanandí, Canna brava, Vanille, (keine Gummibäume), Paratudo, Reseda do campo, Carijo, Tarumarana, Tacoara, Fava brava.

— —

An dem obern Theil des Batovy hatten wir nirgends ein sicheres Anzeichen von früherer Anwesenheit der Indianer beobachtet. Als jedoch

am 6. August der Weg durch das Dickicht geschlagen wurde, fand sich in stiller Waldeinsamkeit ein alter Lagerplatz. Man hatte dort Fische gebraten. An einem Bäumchen war eine Schlinge befestigt, um sie aufzuhängen. Gebraten wurden sie auf zwei allerliebsten Ständern: drei gleich grosse Stäbchen waren in Form einer Pyramide zusammengestellt, und in deren Mitte stand horizontal der Rost, geschickt aus niedlichen Stöckchen verfertigt;

Brennender Uferwald.

Stäbe und Stöckchen waren mit der Hand gebrochen, wie die gezupften Enden erwiesen, und mit Schlingpflanzen verbunden. Es fanden sich vier Feuerstellen vor; die Holzstücke waren radienförmig nach der Mitte gerichtet.

Geknickte Zweige gaben den Weg durch den Wald nach Osten an; Antonio erklärte, die Indianer seien über Land hierher gekommen.

Wir alle fühlten uns eigenthümlich von diesen stummen Zeugen berührt. Am Nachmittag desselben Tages trafen Castro und ich, die wir als

die letzten zusammenfuhren, die ganze Flotille am linken Ufer vereinigt. Eine seltsame Spannung malte sich in den strahlenden Gesichtern der Gesellschaft; sie winkten nach dem rechten Ufer hinüber und einer rief leise: „os Indios bravos“, „os compadres“. Der Brasilianer nennt die Indianer „compadre“, Gevatter. Nur der alte Daniel sprach; mit einschmeichelnder, gewinnender Stimme redete er dem Walde zu: „So lasst uns doch zusammenreden, Gevatter — wir sind Freunde — so komm doch Gevatter“. Aus den Bäumen aber schallte es, als wenn Menschen sich in einiger Entfernung höchst erregt zuriefen — es schien, dass sie entflohen, — ach, nicht von wilden Indianern rührten die Stimmen her, die wir später noch öfter vernahmen. Eine neue Taubenart war es, der sanfte Vogel des Friedens, welcher aus Palmzweigen seinen Lockruf ertönen liess!

Unzweifelhaft jedoch stieg im Norden eine Rauchwolke empor; Tage lang blieb sie auf derselben Stelle.

Am 7. August entdeckten wir auch eine Stange im Sande, an der ein Kanu befestigt gewesen, und am 10. August wanderten wir, die Cachoeiras durch den Wald abschneidend, auf einem durch die geknickten Zweige deutlich gekennzeichneten Indianerpfade.

ELFTES KAPITEL.

DIE WILDEN BAKAÏRÍ. DIE KUSTENAÚ.

Nach mancherlei Mühseligkeiten während des Morgens fuhren wir am Nachmittag des 11. August eine Strecke ohne Hindernisse, und wieder stellte sich das für uns alle jetzt geradezu unheimliche Grollen der Cachoeira ein. Zu unserm freudigen Erstaunen fanden wir ein indianisches Kanu am linken Ufer. Unterhalb ergoss sich in zwei Absätzen ein schöner Wasserfall; Stäbe und Stiegen waren in demselben angebracht; er schäumte und brodelte in einem Bassin, um weiter abwärts eine neue Stufe zu bilden.

Wir haben aber zunächst kein Auge für den Salto, wo stecken die Indianer? Wir versammeln uns alle, lassen drei Leute zur Bewachung der Kanus zurück und rücken vor, das Gewehr in der Hand. — Der Boden ist mit Jatobá-Früchten bestreut; ein gut ausgetretener Pfad führt landeinwärts. Wir kommen an einem Baum vorüber, in dessen Rinde roh die Umrisse oben eines Mannes und unten eines Weibes halb lebensgross eingeschnitten sind.

Still marschirt unsere Linie durch den Wald — der enge Pfad setzt ab — eine Lichtung. Es qualmt und raucht von Baumstümpfen, die wie abgebrochene Säulen dort stehen, zwischenher auf dem Boden ein Gewirr von Stämmen und Gezweig, alles in Verkohlung begriffen. Die Rauchsäule, die uns einige Tage beschäftigt, ist erklärt: man hat den Wald ausgerodet, um eine Pflanzung anzulegen. Wir klettern eifrig ausspähend hinüber, und wieder wandern wir den Waldpfad.

„Beijú“ ruft Einer mit unterdrückter Stimme, und zeigt triumphirend einige Krümel, welche uns neuen Proviant in Aussicht stellen, „sie haben Beijús“, lispelt jeder seinem Hintermann zu.

Da — ein federverzierter Pfeil lehnt an einem Baume, — das Rohr aus Ubá, dem Holze, aus dem der Imperador der Legende die Bakaïrí erschuf. Wir werden ernster und selbst die Neger, die sich so gern in der Angst durch Schwatzen Muth zu machen suchen, schreiten lautlos voran. Ab und zu kleine Feuer, lebendig oder ausgebrannt. Schon gehen wir dreiviertel Stunde. Doch sieh da, eine neue Lichtung — ein lieblicher Hain nusstragender Bacayuva-Palmen, — einige Maiskörner auf dem Boden, noch einmal ein Stückchen Wald und: „Casas — Häuser“, ruft der Erste.

Drei Häuser von der Form eines Bienenkorbs werden sichtbar, in der vordersten Hütte, die unsern Pfad verlegt, steht die niedrige Thüre offen; wir unterscheiden im Dunkeln einige Köpfe. Ein völlig nackter Indianer tritt heraus, jung, wohlgebaut, schliesst die Thüre und kommt uns entgegen, einen langen Pfeilschaft ohne Spitze in der Hand, den er wagerecht vor sich hin hält.

Ich weise Antonio an, ihm in Bakaïrí einen Gruss zuzurufen. „Kχulino“, schreit Antonio fast athemlos, und — Heil den Antiguos — der Indianer antwortet in Bakaïrí. Eifrig tritt er auf Antonio zu, lehnt sich an ihn an und beide umschlingen sich im Weitergehen, — beide zu gleicher Zeit plaudernd, beide vor Angst und Aufregung am ganzen Körper zitternd.

Uns alle packt ein freudiges Gefühl der Erlösung, und als Manoel, entdeckend, dass unser lieber Wilder eine schön rasirte Tonsur trägt, jetzt endlich zu Worte kommt und ausruft: „O, das ist ja ein Padre, der Gevatter ist ja ein Pfaff“, entsteht ein allgemeines Lachen und Durcheinanderreden.

Wir wurden in die kleinste der drei Hütten geführt; dort setzten wir uns auf einen langen, am Boden liegenden Stamm. Zwei Stützbalken trugen das Strohdach, geschmückt mit einem Diadem aus Papagaienfedern und unten mit einem Gürtel trockener Grashalme umwunden. Viele elegant gearbeitete Pfeile staken in der Wandung.

Niemals hatten diese Bakaïrí Menschen anderer Farbe gesehen. Es gebe flussabwärts noch einige weitere Niederlassungen. Es sei die letzte Cachoeira, die wir hier passirten — eine grosse Neuigkeit — und der Fluss — wir brannten natürlich, das zu erfahren — gehe gen Norden, er heisse Tamitatoala, nach 12 Tagereisen komme ein anderer grösserer von links, der Ronuro.

So schienen alle günstigen Umstände vereinigt und die Beschwerden der Fahrt reichlich aufgewogen.

Wir hielten es nicht lange mehr in der Hütte aus; draussen kamen

andere zum Vorschein, auch zwei Weiber — eines mit wirrem Haar, geschäftig umhertrippelnd, dessen Schönheit und Jugend lange dahin waren. Ein dreieckiges, strohgelbes Blättchen, an einem Faden befestigt, der die Hüften umschlang und durch den Damm gezogen war, bildete ihr knappes Kleidchen. Unser Freund, der die Honneurs machte, trug um den Leib drei Schnüre, an denen abwechselnd Halmstückchen und schwarze Kerne aufgereiht waren, in jedem Ohrläppchen zwei kokette gelbe Federn, über den Knöcheln eine enganliegende Bastbinde. Das Haar hatte einen dunkelrosafarbigen Glanz; geschnitten war es wie in russischer Art um den Topf; die Tonsur sass so regelrecht wie in bekannten andern Fällen, wo die Entdecker eines Stammes durch dieselbe zu der Meinung verleitet wurden, dass hier schon früher Verkünder des Christenthums gewirkt haben müssten. Der Typus der Physiognomie war ohne Zweifel bakaïrí-gemäss.

Bald erschien eine zweite Hauptfigur in der Scene: ein mittelgrosser Indianer, mit fein gebogener Nase, stark roth übermalt, der von der Jagd kam; er näherte sich ängstlich im Bogen, halb vor sich hin und halb abwehrend zu uns redend; wir nannten ihn nur den Professor wegen seiner unglaublich würdigen Art, alle Gegenstände auf das genaueste zu betrachten, wie jemand, der das Ding durch und durch kennt, aber nicht recht versteht, warum dieses oder jenes nicht stimmen will.

Zur Erhöhung der Feststimmung trug es nicht wenig bei, dass reichlich Beijús sowie Puvas, ziegelsteinartige Stücke getrockneter Mandiocamasse, und vor allem Mingaus gespendet wurden. In grossen Schalen wurde jedem einzeln kredenzt; dreierlei Sorten: ein weisslicher, dünner, zur Noth erfrischender Rührbrei von Stärkemehl, ein anderer, gelb, nach Kürbis schmeckend, und ein dritter warm, angenehm süss, zu dem sich alles drängte, um der Zunge diese halb vergessene Qualität der Empfindung zu gönnen.

Höchst ergötzlich war die absolut gleichmässige Behandlung, die uns und den Soldaten zutheil wurde. Chico, dieser afrikanische Affenmensch, schien den Leutchen sogar besonders zu imponiren, und er, wie alle, auf die Flinte gestützt, nahm die Huldigungen mit grösstem Anstand entgegen und trank in mächtigen Zügen.

Dass die Barbaren eigentlich vieles Erstaunen ausdrückten, ist nicht zu sagen. Um Hautfarbe und Bart bekümmerten sie sich im allgemeinen nicht, sie bewunderten freilich die Kleidung, die Messer, das Opernglas, aber wie Kinder, welche das nicht zum ersten mal erleben, die Geschenke an Weihnachten. Eine Schussvorstellung flösste ihnen grossen Schrecken ein; die Weiber liefen fort, die Männer zuckten zusammen und lachten verlegen mit, als sie unsere Heiterkeit sahen. Eine Wiederholung aber zu verhüten, baten sie eindringlich „åla, åla — es ist genug.“ Ueber die fremdartige Er-

scheinung unserer Hunde war der Professor so erschreckt, dass er den besten Willen bekundete, sie todtzuschiessen.

12. August.

Die Bakaïrí machten uns mit Weib und Kind ihren Gegenbesuch. Sie waren mit Beijús schwer beladen. Bald war ein eifriger Handelsverkehr mit den Soldaten im Gange; die letztern tauschten sich Pfeile oder Federn und Puvas für Knöpfe und defecte Kleidungsstücke ein. Die Knöpfe, die sich an die Gürtelschnur aufreihen liessen, standen in hohem Werth. Besonders gern aber wollten die Gastfreunde Messer, Teller und Löffel haben. Geschäftig rannte die Stammeshexe umher; vergeblich speculirte sie auf einen Kochtopf, den sie aufgeregt von allen Seiten betrachtete; doch eroberte sie einen Löffel, einen Zinnteller und trug jedes Stück, das sie erbeutete, auf ein am Wege zurückliegendes geheimes Depot, sofort eiligst zu neuen Thaten herbeieilend.

Mittags gingen Wilhelm und ich zur Aldea, Antonio begleitete uns, konnte sich aber, mistrauisch gegen seine Stammesgenossen, nicht entschliessen, die Nacht bei ihnen zu bleiben und kehrte abends zum Flusse zurück.

Wir richteten uns häuslich in der Festhütte ein und fühlten uns allein mit dem paradiesischen Völkchen unbeschreiblich wohl. Wir machten, als uns die Moskitos gegen Abend zu ärgern begannen, einen Spaziergang durch die Roça. Lüstern schauten wir uns nach den „frutas de lobo“ um, apfelrunden Früchten, die an graugrünen Sträuchern zahlreich vorhanden, aber leider unreif waren; die Bakaïrí-Buben sind nicht anders als die unsern. Ein prächtiges Landgut; der Horizont war von einem dunkeln Parke begrenzt, hinter dem sich die Sonne in röthlichem Orange niedersenkte. Wir trafen Pauhaga, wie unser Friedensapostel heisst, und seine Verwandten auf dem Platze zwischen den drei Hütten, bei einer Kleiderprobe in grosser Verlegenheit. Sie bedurften dringend unserer Hülfe; sie zogen die Hose nicht nur umgekehrten Wegs und umgedreht über die Beine, sie versuchten auch, sie über die Arme zu stülpen und wollten mit den Beinen in ein Hemd hineinfahren. Einen Rock allein auszuziehen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Augenfälligste Verstösse gegen die Elemente der Schicklichkeit blieben ihnen unbewusst. Eine Sicherheitsnadel wurde ungemein bewundert, zumeist aber eine Schere, mit der man so bequem die Nägel schneiden konnte. Ihr Werkzeug, das Steinbeil — ein zugeschliffener Stein ist in einen Holzgriff eingekeilt — mit dem sie Bäume fällen und Pfosten bearbeiten, verdient von dem Gesichtspunkte aus, wie vieles mit einfachsten Mitteln geleistet werden kann, nicht minder unsere Anerkennung, wenngleich sich in dem stillen Nebengedanken, dass wir uns selbst auf

diese Stufe zurückversetzen müssten, ein leichtes Grausen beimischt. Sie haben keine Speere, keine Bananen, keine Hunde, Taback ist nirgends zu entdecken. Knochen, Zähne, Muscheln müssen ihnen neben dem Steinbeil als Werkzeug dienen.

Bakaïridorf.

Sie brachten uns Feuer in die Hütte und zogen sich zurück, nachdem sie unsere Kerzen genau betrachtet hatten. Doch kam immer wieder der eine oder der andere, um sich Rock und Hosen ausziehen zu lassen. Ein Bursche erschien und klagte, auf die Brust deutend, „tuck, tuck, tuck“, über Herzklopfen.

Ich gab ihm ein Pulver, neugierig, ob er es nicht zurückweise. Nachdem ich ihm etwas zugeredet und ermuthigend auf die Schulter geklopft, trank er die Mischung langsam und ängstlich, trank sie aber bis zur Neige. Ein argloses Völkchen. Neuen Besuchern, die mit Spannung zuhorchten, wurde der Vorgang erzählt; man beguckte aufmerksam das Pulverpapierchen; die Heilkraft aber, welche bald eintrat, schrieb man offenbar dem Messer zu, mit dem ich die Arznei angerührt. — Wilhelm hatte chinesisches Feuerwerk bei sich; es prasselte plötzlich auf dem Hofe los und erschreckte sie fast noch mehr als die Schüsse. Heimlich zündete er im Innern der Hütte ein übriggebliebenes Röhrchen an — wie es möglich war, ist mir noch jetzt ein Räthsel — doch in demselben Augenblick stoben die fünf Anwesenden gleichzeitig durch das niedrige Thürloch nach aussen.

13. August. 7 Uhr früh: Trock. 13.1, Feucht. 12.5.

Unbequemes Schreiben. Vom gestrigen Tage nachtragend sitze ich draussen auf einem dürren Balken, der glatt im Sande liegt. Es ist noch still. Der Professor hat soeben sorgfältig die Feuerwerkhülsen aufgelesen; er steht hinter mir und schaut bewundernd, was ich mache. Kaum dringt ein Laut aus den Hütten. Ein blaugelber Arara auf dem Dache hat das Wort; er spricht das λ, an dem ich mir fast die Zunge verrenke, ebenso sicher und doch undeutlich verschwommen aus wie die Eingeborenen. Der zahme Pavão do rio gluckst und kollert in sonderbaren Tönen, die aus einer Spieldose zu kommen scheinen; gelangweilt von der Morgenstimmung sitzt ein grüner Papagai auf einem kahlen Strauchast. Ich höre mit Misbehagen, dass einer im Hause trinkt, schon wieder Mingau?

Ich habe ihnen Unrecht gethan; um halb acht biegt ein Zug von sieben im schnellsten Geschwindschritt, einer hinter dem andern, um die Ecke, die Stammhexe an der Spitze, alle mit Mandiocawurzeln beladen. Die Alte trägt ein Bündel derselben lose auf dem Kopfe, hinter ihr rennt eine junge Frau mit einer schweren Kiepe; ist es ihr Gatte, der ihr folgt? Gleichfalls unter der Last des Korbes gebückt, läuft er voran, auf der linken Hüfte einen reitenden Jungen, den er achtlos umfasst hält, als ob er ihn in der Eile von der Erde aufgerafft hätte.

Wir besuchen das Haus des Professors. Man unterscheidet zuerst in dem mässig hellen Raume nur eine Anzahl senkrechter und wagerechter Pfosten, braune Hängematten; die Alte und eine Jüngere sitzen auf dem Boden eifrigst mit einer Muschel Mandioca schabend, die nackten Beine sind in den Schnitzeln vergraben.

Zwei Familien haben sich in den Raum getheilt; die Ehegemächer sind dadurch gekennzeichnet, dass zwei Hängematten übereinander an denselben Pfosten angebracht sind. In der Mitte bleibt ein freier Kreis, ringsum

radiär die durch keinerlei Scheidewand, sondern nur durch die Pfosten abgetrennten „Einzelzimmer". Die obere Wölbung ist schwarz angeraucht. Drei oder vier Steine bilden den einfachen Kochherd. Das Mehl wird in mächtige Topfgefässe (bis 77 cm Durchmesser) gefüllt, auf platten, randlosen Schüsseln werden die Beijús geröstet. Der Thon ist schwärzlichbraun, das Geschirr von den Weibern mit der Hand gearbeitet.

Wir sitzen auf niedrigen Bänkchen; sie sind rechteckig, etwas concav, aus schwarzbraunem Palmholz, meist in Octavformat und keinen Decimeter hoch.

Die Steinbeile, die an der Wand stecken (das längste 24 cm), haben alle dieselbe Form: ein dicker Holzcylinder, unten gegen einen dünnern Griff abgesetzt. Der Stein werde weiter flussabwärts gefunden.[1]

Cuyen- (Trinkschalen-) Muster der Bakaïrí.

Hohe Vorrathskörbe von biconcavem Profil (1 m 40 cm lang, oben 35 cm breit), mit braunen Bastbinden umwunden und innen mit Maisblättern ausgekleidet, enthalten das Mehl und sind sehr schwer. Die Reibbretter, auf denen die Mandioca zerkleinert wird, sind ungefähr 115 cm lang und 80 cm breit.

In der Höhe eine Menge verstaubter Maiskolben.

Am auffallendsten erscheinen eine Anzahl sonderbarer Puppen, die an langen Fäden von der Wölbung herabhängen; sie sind aus Maisblättern geflochten: truthahngrosse Vögel, abstehende Flügel aus einem Blatt und rund gedrehte Beine mit drei Zehen; andere schlanke, menschenähnliche Figuren,

[1] Herr Prof. Arzruni in Aachen war so gütig, das Material genau zu untersuchen und hat dasselbe als Diabas bestimmt, ein aus Augit, Plagioklas, Glimmer, Chlorit und Magneteisen zusammengesetztes Gestein, in welchem einzelne Krystalle von Olivin und ziemlich viele Quarzkörner eingelagert sind.

ein Köpfchen oben, unten in schmale Flitter aufgelöst. In unserm Hause haben wir zwei aus Gras verfertigte Eidechsen vorgefunden, deren vier Füsse sich in einen Ring vereinigen, sodass man sie auf den Kopf setzen kann.

Zahllose Cuyen und Calabassen, braungelb, zum Theil mit nicht geschmacklosen Mustern schwarz bemalt.

Im untern Dachkorb stecken die Pfeile, durchschnittlich 2 m lang, und die Bogen, welche beinahe die Länge von 2½ m erreichen. Die Pfeile, aus Ubá, haben einfache Holz- oder Knochenspitzen; am Ende des Schaftes sind breite Federn spiralig angesetzt.

In mappenartig zusammengelegten Matten sind Federn, auch Bündel derselben und ganze Schwanzrosetten, in kleinen Körben und Netzen Spindel, Farbe, Knochen, Wurzelstücke, Muscheln u. dgl. enthalten. An den Schnüren der Hängematten finden sich zum Schmuck ein paar Federn oder Muscheln und — der Kamm. Dieser Gegenstand der Toilette besteht aus nebeneinandergelegten schmalen Stäbchen, die durch zwei Querhölzchen aus Bambus mittels eines Geflechts von Baumwollenfäden zusammengehalten werden; die harten Stäbchen stehen über das untere Querholz als die Zähne des Kammes vor.

Die Hängematten werden (man kann kaum sagen gewebt, sondern) geknotet. Zwei Pfosten stehen in der Erde; sie werden mit einem Strang Baumwolle so umschlungen, wie unsere Frauen die Strickwolle am Stuhle aufwickeln; durch die horizontalen, parallelen Fäden werden in Abständen von 4 cm verticale Fäden mit leitenden Stöckchen durchgezogen und angeknotet; die Theile des Stranges, welche den Pfosten anliegen und nicht geknotet werden (das zusammengerückte Gesammtbündel aller Horizontalfäden), bildet die Schlinge, welche die Hängeseile aufzunehmen hat.

Ein Mattengeflecht über der Thüre und Siebe aus wechselnd schwarzem und hellem Stroh sind nicht ohne natürlichen Kunstsinn gearbeitet. Das Feuer wird mit einem dreieckigen Stückchen Matte angefacht.

Unregelmässig geschnitten, hinter den Ohren am längsten, hängt das Haar der Frauen bis auf die Schultern; die Stirn ist fast ganz bedeckt. Ein junges Weib hatte die letztere beim Besuch am Flusse dickroth überstrichen. Kein Schmuck. Nur die Alte trägt einen Faden über die linke Schulter, der unter dem rechten Arme durchgeht; drei Hosenknöpfe, die sie uns und den Soldaten eigenhändig abgeschnitten hat, sind an demselben aufgereiht.

Das dreieckige Kleidungsstück der Frauen, ein gefaltetes Stückchen Rindenbast, angeblich des Schischá-Baumes, hat 4 cm Grundlinie und 1—1½ cm Höhe.

Ein ungefähr zehnjähriges Mädchen ist noch völlig nackt.

Die Nasenscheidewand der Männer ist nicht durchbohrt; die Barthaare

sind, wenn Anlage zu denselben vorhanden war, wie alles Haar (auch bei den Frauen), mit Ausnahme des Haupthaars, der Brauen und Wimpern, sorgfältig entfernt.

Gegen 10 Uhr vormittags kam Clauss mit Antonio; auch trafen noch einige Männer von der Jagd ein, unter ihnen der Häuptling, ein älterer Herr mit besorgt ernsthaftem Amtsgesicht und dickem Bäuchlein. Wir zählen 10 Männer, 7 Weiber, 5 Knaben, 4 Mädchen.

Pauhaga zeigte uns, wie sie Feuer machen. Sie nehmen zwei lange, dünne Stäbe von demselben trockenen Holze; in den einen ist eine Kerbe geschabt; während nun diesen ein Mann mit zwei Stöckchen auf dem Boden in seiner Lage erhält, quirlt ein zweiter den andern Stab zwischen beiden Händen rasch in der Kerbe. Der losgeriebene Staub glimmt.

Wir machten einige Tauschgeschäfte; ich mass einige Männer. Sie liessen es sich geduldig gefallen.

Bekleidung der Bakaïrífrauen.

Diese „wilden" Bakaïrí sind aufgeweckt, gelehrig und sicherlich sehr gutmüthig. Sie stehlen nicht, obwol wir Schätze mit uns führen. Sie haben kein berauschendes Getränk, Taback weisen sie zurück. Sie besuchen uns am zweiten Tage sammt ihren Weibern in unserm Lager — die „zahmen" dagegen am Rio-novo schliefen, solange wir in der Aldea waren, lieber mit jenen im Busch. Ein Wilder trinkt am ersten Abend eine Medicin, die ich ihm anrühre, — der Junge eines brasilianischen Ansiedlers aber, zu dem ich bei Rosario gerufen wurde, sprang vom Lager auf und flüchtete sich vor mir in den Wald.

Die alte Sibylle gesellte sich heute Abend auf dem freien Platze zu uns. Sie deutete nach Westen: „Bakaïrí!", nach Süden: „Bakaïrí!", nach Norden und Osten ebenso: „Bakaïrí!", und endlich einen Kreis in der Luft beschreibend resumirte sie mit stolzer Zufriedenheit: „Bakaïrí!" Zu deutsch: „Dies alles ist mir unterthänig, gestehe, dass ich glücklich bin."

14. Aug. 6 Uhr früh: Trock. 11.7, Feucht 10.6.
2 Uhr nachmittags: Trock. 34.9, Feucht. 20.0, klar, NO 1.
4 Uhr 5 Min. nachm.: I 740.8, II 730.0, Trock. 34.0, Hypsom. 98.825.
9 Uhr abends: Trock. 18.0, Feucht. 17.0.

Drei Frauen konnte ich glücklich messen. Antonio ist sehr unbrauchbar als Dolmetscher und macht mehr Schwierigkeiten als die harmlosen Menschen selber. Auch erhandelte ich einige der Maisstrohpuppen; der Leichtigkeit nach, mit der sich das Geschäft abwickelte, schien denselben keine höhere, irgendwie religiöse Bedeutung anzuhaften.

Wir brachten längere Zeit in Pauhaga's, resp. des Häuptlings Caváco Haus zu; es unterschied sich in nichts Wesentlichem von dem des Professors; die Strohpuppen fehlten.

Wir fanden Inhame (Dioscorea, Yams), welche wir mit Freude begrüssten. — Die Fische werden auf eben solchen Gestellen gebraten, wie wir sie am Batovy angetroffen; man setzt sie dem Feuer solange aus, bis sie von einer dicken Kohlenkruste umgeben sind; auch Capivara-Keule, die wie fetter Fisch schmeckte, und Affensteak waren derartig aussen verkohlt. Die knusperige Kohle gibt dem faden, nicht mit Salz versetzten Fleisch einen — faute de mieux — verbessernden Beigeschmack. Die Bakaïrí kennen auch ein aus Baumasche hergestelltes, recht medicinisch schmeckendes Salz, welches sie jedoch nicht für die Zubereitung der Speisen zu verwenden scheinen.

Die Soldaten, die ihren Abschiedsbesuch machten, wurden noch reichlich mit Beijús, Puvas und Polvilho beschenkt. Die geschabte und gestampfte Mandioca wird durch Matten gepresst; die Masse erhält die Backsteinform — Puvas, zu Mingau brauchbar. Die durchfiltrirte Flüssigkeit sieden sie in grossen Töpfen, wobei sich ein feinstes Mehl absetzt — Polvilho; dieses liefert die besten Beijús.

Am Nachmittage zurück. Mit einem Beil, Hemd und Hose wurden 4 Kanus erworben. Wir sind nicht gut daran, trotz alledem. Beim Abwärtsschaffen zerbarst das Kanu Quintilian's. Die Bakaïrí-Kanus unterscheiden sich nur durch sorgfältigere Arbeit von den unsrigen; eins ist an den Längsseiten aussen mit schwarzen Ringen bemalt. Die Ruder, von der Grösse eines Spazierstocks, haben krückenartigen Griff, Stiel, und ein langes lanzenförmiges Blatt, das wie eine Schaufel leicht gehöhlt ist.

Die Höhe der beiden obersten Stufen des Salto beträgt 4 m; 2 m können überdies für das Gefälle unterhalb berechnet werden. Körbe, die zum Fischfang dienen, hängen an Seilen, welche ihrerseits durch mitten im Strudel stehende Pfähle gehalten werden.

Wir nennen diesen Wasserfall den Salto da Alegria. Die Freude wird nur leicht beeinträchtigt durch ein Gewimmel von Bienen und Wespen; unter den letztern solche, die sehr schmerzhaft stechen. — Der Transport der Kanus, für den eine Strasse vorhanden war, ist vollendet.

SALTO DA ALEGRIA.

S. 166.

15. Aug. φ 13° 11'.7, λ 5'.7, km 6.41 Summe 130.85.
7 Uhr früh: Trock. 11.8, Feucht. 9.9, klar, windstill.

Wir besitzen nur neun Kanus; eins ist sehr invalide. Castro und ich haben uns getrennt, jener fährt mit Manoel, ich mit Gevatter Valentin. Um 9½ Uhr vormittags ab; sogleich ereignete sich ein Unfall. An einer kleinen Schnelle schlug Wilhelm's Boot um, der thörichte Neger Chico benahm sich so ungeschickt wie möglich. Mit dem Tornister und dem Handkoffer in der Hand, stand er mitten im Wasser, das wie über ein Mühlenrad über die Effecten floss, verdutzt gleich einem Dienstmann am Bahnhofe, der seinen Fremden aus dem Auge verloren hat. Er wäre beinahe ertrunken, wurde aber von Clementino glücklich herausgezogen. Wir trockneten auf beiden Ufern. Verzögerung bis 1 Uhr nachmittags.

Anstatt der Cachoeiras schaffen uns jetzt die einfachen Schnellen Sorgen. Antonio rettete mit Mühe sein Kanu vor dem Umkippen; er kam mit einer Ladung Wasser davon.

Wir fahren an einem ¾ m breiten Kanal vorbei, der durch Wiese zu einer Lagune führt. Dort bemächtigen sich die Bakaïrí bei höherm Wasser der den Kanal passirenden Fische. Sie kennen keine Angel und fangen die Fische entweder in Fallen oder erlegen sie mit Pfeilen.

Hübsche Parklandschaft. Viele Baumgerippe im Wasser. Breite 35—45 m. Wir ruderten fröhlich voran und gedachten schon, uns einen hübschen Lagerplatz auszusuchen, als die Nothwendigkeit ihn uns selbst bestimmte. Wilhelm's Kanu mit Israel und Chico erlitt zum zweiten mal Schiffbruch, und zwar an einer wenig gefährlichen Stelle, nachdem die Schnelle bereits passirt war. Alles verschwand im Nu in den Wellen. Der arme Israel, der nicht schwimmen konnte, hielt sich an einem von Grund aufragenden Baumast; das Kanu wurde schnell gesichert, und drei Mann schleppten den Unglücksmann, der wegen seiner süssauern Mienen und zugleich willenlosen Haltung obendrein allgemeine Heiterkeit zu ertragen hatte, an das rettende Ufer. Valentin fing das Stativ des Theodolithen auf, und alle schwammen, tauchten und paddelten in der Strömung; nach und nach wurde die ganze Fracht zu Tage gefördert, mit Ausnahme des Bündels, zu dem Wilhelm's Poncho, Decke und Hängematte vereinigt waren. Alles Suchen blieb erfolglos.

Die Bakaïrí haben sich hier einen natürlichen Fischkasten eingerichtet; am Rande des Flussbetts sind Steinblöcke locker nebeneinander im Kreise herum gelegt; durch zwei grössere Oeffnungen strömt das Wasser ein und aus. — Wir bringen zwei Kanus hinein, die geschmeidig gemacht und morgen zurechtgebogen werden sollen.

16. Aug. φ 13° 7'.6, λ 5'.9, km 10.90, Summe 141.75.
7 Uhr früh: Trock. 11.1.
10 Uhr vormittags: I 742.2, II 733.6, Trock. 24.7.
5 Uhr 40 Min. nachmittags: I 741.0, II 732.8, Trock. 24.9, Wasser 25.0.

Die Nacht fiel reichlicher Thau; vormittags trockneten wir die Sachen Wilhelm's; es ist ein Jammer, wie die Zeichnungen aussehen, die Blätter sind verklebt und verbogen. Wie sollten wir hier photographische Chemikalien durchbringen?

Um 1 Uhr mittags langsam ab. Mehrfach 20 m breites Sandufer; Masaricos, kleine schwarzweisse, rothbeinige Strandvögel. Zahlreiche Spuren der Tracajá-Schildkröte; die Leute stechen mit einem Pfeile in den Sand, oder verfolgen gewöhnlich nur die Spur der Tracajá und wühlen mit den Händen die leichte Grube auf, welche den Abdruck ihres Körpers bildet. In einem Nest sind 17 Eier, in einem andern 15; das Ei ist weiss und dunkelt allmählich ins graue; 4.9 cm lang, 3.2 cm breit. Temperatur des Sandes 57°.4. Ueber die leeren Nester wird häufig der Schiedsspruch schon im Vorüberfahren gefällt: „Da hat die Eidechse gefressen“.

Es ist wunderschön sommerlich: Strömung, Sonne, anmuthig belaubte Ufer, gelbe Schmetterlinge und nichts von Moskitos oder Wespen. Viele Novatos. Unendliche Windungen; wir machten ungefähr 2 Legoas.

Valentin fing einen grossen Pintado, Satyr wurde von einer Pirahyba, welche angeblich von seiner eigenen Länge war, fast aus dem Kanu gezogen. Starkes Gesumme und Gezirpe in der Nachtluft. Die Sabiá sang.

17. Aug. φ 13° 7'.3, λ 6'.1, km 0.57, Summe 142.32.
6 Uhr 35 Min. früh: Trock. 11.3, Wasser 23.5.
7 1/2 Uhr abends: II 732.0, Trock. 21.0.

Zitternd erwachte ich in der Nacht und glaubte, ich habe Fieber. Es war Kälte. Sehr bald erreichten wir den Hafen des zweiten Dorfes.

Eine Fischerhütte liegt am Eingang des Waldes, hier sind Körbe von der Form etwa einer langgezogenen Pickelhaube, in die vom innern Rande aus ein kleiner Fangtrichter mit engem Loche einwärts führt. Der Weg erstreckt sich eine Legoa landeinwärts und ist dem vom ersten Dorfe sehr ähnlich.

Nach wenigen Schritten empfingen uns zwei gute Bekannte von Aldea I, die über Land gegangen waren, uns bei ihren Genossen anzukündigen. Der eine in blauer Hose und rothgestreiftem Hemd, der andere, der Professor, nackt, aber neben Pfeilen und Bogen einen unserer Spiegel in der Hand. Wir waren gewiss gut empfohlen.

Kurz vor dem Ausgang des Waldes trafen wir eine wunderbare Aufstellung von ungefähr ein Dutzend Thiergestalten längs einer Seite des Pfades,

wahrscheinlich Ueberbleibsel eines Festes. Sie waren aus Laub und Stroh verfertigt, meist Vierfüssler mit langem, dünnen Körper, fast nur aus Wirbelsäule und hohen Beinen bestehend; die grössten reichten uns bis an die Hüften. Ein Ding, das offenbar ein Affe sein sollte, kletterte eine Stange hinauf. Eine menschliche Figur war in einen Baum eingeritzt mit schelmischer Benutzung einer in der Rinde vorhandenen Vertiefung. So ist der Beginn der Kunst im Urwalde.

Nachdem wir eine Roça und niedere Strauchpflanzung passirt hatten, sahen wir 4 Hütten, 2 grosse und 2 kleine, die sich entsprechend gegenüberlagen. Auf dem Platze war die Ritterschaft versammelt; ein freundliches „am(b)á“ (das bist Du) mit emporgehobener Hand bewillkommnete einen jeden. Dann wurden wir einer nach dem andern von unsern Wirthen, meist von zweien zu gleicher Zeit, an den Handgelenken gefasst und vor die Festhütte geleitet, wo Balken und Schemel schon bereit waren. Hier sassen wir nun in langer Reihe mit den Gewehren, und sofort begann die Verabreichung von Mingau. Wir machten darauf unsere Kunststücke, schnitten Nägel, liessen durchs Operngłas sehen, entzündeten Lunte mit dem Feuerstahl etc. Der Professor strahlte; er legte Ehre mit uns ein.

Ein kräftiger Bursche, ein Diadem von steifem Jaguarfell über der Stirn, schien als Herold zu fungiren. Er kredenzte fleissig, schrie lauter als die andern und begriff alles am schnellsten. Ich hatte das Gefühl, dass wir reisende Circuskünstler seien und in einem Club zwanglos empfangen und tractirt würden. Einer der jüngern Sportsmen hatte sich den Körper mit schwarzen Quadraten bemalen lassen, die an den Ecken durch kleine Striche verbunden waren. Die Zeichnung auf den Oberschenkeln eines andern — eine schwarze Wellenlinie und in den Einsenkungen derselben schwarze Tupfen — erinnerte entschieden an die Hautzeichnung eines Fisches, des Pintado.

Gürtelschnüre aus runden Steinscheibchen von dem Durchmesser eines dickern Bleistifts sowie ein Halsband von Jaguarklauen erwarb ich auf billige Art, indem ich diesen Menschen, welche die Angel als Mittel zum Fischfang nicht zu würdigen wissen, sie als Zierrath in die Ohrläppchen einhakte.

Der Häuptling fiel durch sein stupides Gesicht und eine starke Nase auf; er behandelte uns mit vornehmer Lässigkeit und Blasirtheit. — Mehrere trugen zwei gelbe Federn in jedem Ohr; dieselben staken in einem rothen Federbüschelchen, das aus einer kleinen Hülse vorschaute. Der schönste Kopfschmuck war jedoch eine einfache Reihe gelber, bis 12 cm grosser Federn, in deren Mitte eine lange Ararafeder emporragte.

Verstohlen zeigten sich einige Frauen. Eine Alte gab es auch hier, die

den Stamm in Ordnung hielt; sie hatte gelocktes Haar. Eine Frau, auf deren rechter Hüfte ein Junge ritt, war am ganzen Körper mit einer ekelhaften gelben Schminke übermalt.

Die beiden grossen Hütten waren rund, die beiden kleinen lang elliptisch, Schuppen ähnlich. In der einen, der Festhütte, entdeckten wir merkwürdige Sachen. Zwischen den Stützbalken hingen an Querstangen eine Menge verschiedenartigster bunter Kopfaufsätze. Alle hatten zur Anpassung an den Kopf ein Strohgerüst. Die Farben waren weiss, schwarz, roth und orange, sämmtlich roh aufgetragen. Da gab es offene Cylinder aus Bast von Pappdeckelconsistenz, roth, mit schwarzen Quadraten besetzt; zwei grosse

In der Bakaïrí-Festhütte.

Cuyen, die eine mit gelben, die andere mit blauen Federchen beklebt, und kleinere, mit rothen und weissen Flächen bestrichen; am Rande hingen Buritífasern, 1 m lang, wie Frauenhaar herab; ein ausgestopfter Balg eines Füchschens, desgleichen einer Otter, beide mit Strohgerüst zum Aufsetzen. Zwei schwarz und weisse schwertartige Holzstücke — nach Antonio Klapperschlangen vorstellend. Ein starres Halmgerüst, in dem kleine Schwalben sassen, allenthalben Baumwolle dazwischen gestopft. Die Vögel, in ihrer Form durchaus kenntlich, weiss, Kopf und Hinterhals schwarz, einige mit gelbem Bauch. Ein grösserer roth und schwarz bemalter Vogel schaute aus einem der Cylinder heraus.[1]

Neben diesen Erzeugnissen der primitivsten Schnitzkunst war das

[1] Vgl. die erste ethnologische Tafel.

interessanteste Stück: ein Buritíhemd — „das“ Hemd des obern Schingú, — welches die Erfindung der Kleidung auch bei den Bakaïrí erwies. Die Fasern waren nach dem System der Hängematte in Maschen geknotet, am Halse war das Wamms weit, um hineinzutreten; es hatte kurze Aermel und Hosen, von deren Endrande lange Fasern herabhingen. Viele einfache meterlange Burití-Fasergehänge erschienen schürzenartig. Zwei dreieckige Feuerfächer waren mit flaumigen Federchen beklebt. Harte, halb wallnussgrosse, offene Schalen fanden sich zu einem klappernden Bündel vereinigt, das beim Tanze um die Knöchel gebunden wird. Ein anderes Rasselinstrument war eine trockene, an einem Stäbchen aufgespiesste Kürbisschale, welche Kerne enthielt.[1]

Die Aldea war sonst in allem der ersten ähnlich. Ringsum Puvaständer, Baumwolle, Lanzengras, Fruta de lobo, und nahebei ein über weissen Sand rieselndes Bächlein. Wir zählten 18 Männer, 17 Frauen, 7 Kinder; es ist jedoch möglich, dass einer oder der andere doppelt gezählt ist; sehr auffallend ist wiederum die geringe Menge der Kinder. Gegen Abend kehrten wir zum Flusse zurück; ich hatte gute Handelsgeschäfte gemacht.

18. Aug. φ 12° 59′.9, λ 7′.7, km 22.10, Summe 164.42.
$7\frac{1}{2}$ Uhr früh: Trock. 14.0, Wasser 22.7.
5 Uhr 35 Min. nachmittags: I 742.8, II 733.4, Trock. 25.0.

Aus der im Dorfe erhaltenen Wolle wurden Angelschnüre gedreht. In der Nacht sind 5 Pirararas und 9 Piranhas gefangen. Der erstere hat die Unsitte, wenn er an Land gezogen wird, mit dem Theil, der das Wasser zuletzt verlässt, einen weithin hörbaren Abschiedslaut von sich zu geben. Er schmeckt fettig, die Brühe ist etwas mächtig, auch soll er Geschwüre erzeugen. — Der Professor ging wieder heim; er trug ausser Pfeil, Bogen und dem kostbaren Spiegel auf dem Rücken in einem Netz, das durch ein Stirnband gehalten wurde, seine Hängematte: so geht der Bakaïrí auf Reisen. — Ein junger, hübscher Bursche begleitet uns zum nächsten Dorfe. Er trägt ein rothschwarzes Flanellhemd und um den Kopf ein grünes Tuch mit dem brasilianischen Wappen. Am Lagerplatz legt er diese Bekleidung ab.

19. Aug. φ 12° 53′.0, λ 12′.4, km 31.03, Summe 195.45.
6 Uhr 35 Min. früh: Trock. 15.0, Wasser 24.3.
5 Uhr 43 Min. nachmittags: I 742.2. Trock. 26.1, Wasser 26.0.
$9\frac{1}{2}$ Uhr abends: I 742.8, Trock. 21.1.

[1] Hans Stadl (1556) erzählt von den „Tuppin Inbas“: „Sie gleuben an ein Ding, das wechst wie ein Kürbs, ist so gross wie ein halb mass düppen. Ist inwendig hoel, stecken ein stecklin dardurch, schneiden ein löchlin darein, wie ein mundt, und thun kleine steinlein darein, dass es rasselt. Rasseln darmit, wenn sie singen und tantzen, und heissen es Tammaraka.“ Der Wahrsager lässt die Rassel reden „und gerad ein Wort, das man nicht wol mercken kan, ob es die rassel thu, oder ob er es thue. Und das ander Volck meinet, die rassel thu es . . . . aber wie ich den betrug sahe, gieng ich zur hütten hinauss, gedachte, wie ein armes verblentes Volck ist das.“

Die Flusslandschaft verändert etwas ihre Physiognomie. Strauchwerk und hellgrünes, feinblätteriges Gebüsch, das hohe Lauben oder abgerundete dichte Massen bildet, nimmt den Vordergrund ein. Weidenartige Bäume stehen oft wie angepflanzt, mit zarten schlanken Stämmen. Wir sind aus dem Waldfluss nicht gerade in einen Wiesenfluss gerathen, aber der Charakter der Tiefebene wiegt vor. Die Sandbarranca ist steil. Oestliche Richtung des Flusses.

20. Aug. φ 12° 51'.1 λ 12'.8, km 6.27 Summe 201.72.
7 Uhr früh: Trock. 19.3, Wasser 25.1, nachts 2—3 Uhr Gewitter in NW.

Der Himmel ist heute mit Stratocumulus bedeckt und die Luft regnerisch feucht.

Früh kamen wir an einen 20 m breiten, von rechts ruhig einmündenden Nebenbach. Endlich ein Zufluss.

Die dritte Aldea, auf dem linken Ufer gelegen, ist nicht ganz 2 km vom Batovy entfernt. Es sind drei Hütten, niedriger, kleiner und weniger kegelförmig als bisher. Wir drei quartieren uns wieder eine Nacht bei den guten Menschen ein, und auch Antonio, der sein Mistrauen aufgegeben hat, schläft mit uns zusammen.

So gemüthlich dieses „Dörfchen“ ist, muss es doch das schmutzigste der drei genannt werden. Der Boden der Festhütte ist mit trockenem Grase und Schuttresten jeder Art bedeckt; durch das Dach scheint die Sonne, sodass wir uns drinnen mit dem Brennglas die Pfeife anzünden können. Es ist offenbar noch unfertig und neu; neben wenigen Pfeilen und einigen Rasseln stecken an der Wandung hölzerne platte Fische als die Werke der hiesigen Kunstthätigkeit.

Volkszählung: 13 Männer, 12 Weiber und — das günstigste Verhältniss bisher — 19 Kinder. Unter ihnen befinden sich ein Mann und eine Frau eines andern Stammes, den wir weiter flussabwärts treffen sollen, der Kustenaú. Im Typus kann ich keine wesentlichen Verschiedenheiten sehen; überhaupt je mehr Bakaïrí wir kennen lernen, desto unsicherer werde ich in der Abstraction des Gemeinsamen. Der Kustenaú hat Fuss und halben Unterschenkel roth, wie Strümpfe, angemalt; die Oberschenkel sind mit einem russigen Schwarz bedeckt, in demselben jedoch bogenförmige Streifen ausgespart. Auf dem Rücken hat er zwei rothe Streifen, ausserdem schwarze Armbänder. Zahlreiche Einritzungen, die mit dem Zahn des Peixe-cachorro (Hundsfisch) gemacht sind. Auch die Bakaïrí sind mehr als sonst mit Roth bemalt; einer hat jederseits einen schwarzen Streifen von Auge zu Ohr; ein anderer hat sich über Mittelstirn, Nase, Lippen, Kinn schwarz, die Seiten der Stirn und des Gesichts knallziegelroth angestrichen. Bei einigen ist auch das Haar mit dem rothen Oel getränkt. Unterhalb der Knie sind Binden aus

FLÖTENDUETT BEI DEN BAKAÏRÍ.

S. 173.

Buritístroh, ein Strang Baumwolle, schmutzig rothbraun gefärbt, ist um den Leib geschlungen. Manche haben Baumwollschnüre oder -binden über den Knöcheln oder unter den Knien um die Beine oder um den Oberarm gewunden. Gleichheit ist nirgends vorhanden.

Die Tonsur wird mit einem gebogenen Stückchen Lanzengras rasirt. Ihr Durchmesser beträgt 7 cm.

Zu unserer Ueberraschung fanden wir auch eine eiserne Meisselspitze und bei einem Kinde ein Schnürchen blaue Perlen vor. Wir konnten nicht gewiss feststellen, auf welchem Wege sie hierher gelangt waren; ich deutete ihre Beschreibung und Antonio's unklare Angaben so, dass sie von einem Stamm des untern Paranatinga, den der Grossvater auf einem Streifzuge besucht hatte, mitgebracht worden seien.

Schon in Aldea II war die Mannschaft durch die Entdeckung von Tabacksamen in freudige Erregung gerathen; hier wurde auch geraucht. Die Blätter waren so trocken, dass sie sich fast zu Staub zerreiben liessen; man drehte aus ihnen ungefähr 2 dcm lange Cigarretten und bediente sich zur Umhüllung des frischen grünen Blattes eines uns unbekannten Baumes, das der Länge nach zertheilt wurde. Dieses Deckblatt verbrannte mit einem angenehm balsamischen Geruch. Der Rauch wurde eingeathmet.

Die Frauen machten ausgezeichneten Beijú, er schmeckte wie frische Milchbrödchen. Wir assen auch ein Fischragoût à la coquille, von dem wir gern mehr gehabt hätten als sie uns gaben.

Abends war musikalische Vorstellung. Ein flackerndes Reisigfeuer erhellte schwach die Nacht. Je zwei Männer traten mit Menis, den meterlangen Flöten, auf; einer hat die klappernden Schalen um den Fuss gebunden. Das eine Paar postirte sich bei uns auf, das andere vor dem gegenüberliegenden Hause. Jene fingen an zu blasen, rythmisch mit dem rechten Fuss auf der Stelle aufstampfend, unsere beiden tauchten die Menis in Wasser und riefen laut „uh — uh", begannen dann auch zu blasen und setzten sich nach der Hütte links in Bewegung, regelmässig mit dem rechten Fuss accentuirend. Die von vis-à-vis kamen blasend zu uns herüber, während jene, ohne in ihrem melancholischen Geheul innezuhalten, wieder stehen blieben, den Körper vornübergebeugt und stampfend. Endlich kehrte auch dieses Paar zum Ausgangspunkte zurück; im Finale schwoll die Klage des im Schornstein rumorenden Nachtwindes zum unglückseligsten Jammer an, und das Quartett war zu Ende. Höflich kredenzte man uns dann sofort den stärkenden Mingau.

Das war der „Tŏtŏdidlté", ein Wort unendlich fideler als der Tanz selbst, den es bezeichnet.

21. Aug. φ 12° 49'.3, λ 14'.3, km 11.08, Summe 212.80.

11 Uhr vormittags: I 745.8, II 736.4, Trock. 29.0.
5 Uhr 20 Min. nachmittags: I 743.6, II 734. 2, Trock. 27.0, Feucht. 24.1, Wasser 25.8.

Früh ging es zum Lager zurück. Während der Nacht war der Boden von Israel's Kanu mit einem Krach gesprungen und die Ladung gesunken. Einige Sachen Wilhelm's, darunter die Oelskizzen vom Einschiffungsplatze, sind zu Grunde gegangen. Die Bohnen haben stundenlang im Wasser gelegen.

Um 1 Uhr mittags ab; bald rechts war Campo; wir bemerkten eine Hütte, die wir aufsuchten; sie schien nicht fertig zu sein oder war nur eine Proviantstation. Eine Anzahl wohlgefüllter Körbe, Töpfe, Beutel mit Cuyen, ein Gestell für die Puvas, Büschel von Urucú-Kapseln, deren eckige Kerne die rothe Farbe liefern, befanden sich in vollkommener Verlassenheit. Der Weg zu einer Roça führte in den Wald.

22. Aug. φ 12° 42'.0, λ 16'.4, km 29.44, Summe 242.24.
$6^3/_4$ Uhr früh: Trock. 17.0, Feucht. 16.1, klar, windstill.
$7^1/_4$ Uhr früh: I 742. 8.
6 Uhr abends: I 743.6, II 734.2, Trock. 27.1, Feucht. 24.3, klar, windstill, Wasser 26.5.

Der Fluss ist 70 m breit. Drei Stromschnellen. Er hat viel sumpfiges Terrain und bildet kleine Lagunen. Zur Passage und für den Fischfang sind hohe Stangengerüste angebracht. Wenn die Lagune sich in der Regenzeit gefüllt hat, wird an den Stangen ein Mattengeflecht befestigt, durch welches das Wasser später zum Theil abläuft, die Fische aber zurückgehalten werden. — Vergeblich war eine Jagd auf zwei Tapire.

23. Aug. φ 12° 34'.5, λ 19'.2, km 32.70, Summe 274.94.
6 Uhr 35 Min. früh: I 744.0, II 736.2, Trock. 20.0, Feucht. 19.4, altoc. 8, Wind = 0, Wasser 25.3.
$5^3/_4$ Uhr nachmittags: I 744.4, II 735.4, Trock. 26.1, Feucht. 23.8, Wolken = 0, Wind = 0, Wasser 27.0.
10 Uhr 20 Min. nachts: I 744.0, Trock. 19.1.

In der Nacht 2—3 Uhr fiel leichter Regen. Wetterleuchten. Früh ist der Himmel trübe, um 9 Uhr bricht erst die Sonne durch. — Der Fluss macht mäandrische Windungen; zwei Bäche münden rechts, der eine ist 20 m breit. Oefters gibt es Sandstrand und badendes Weidengebüsch. Weiter kommt Campo. Wir sehen 6 Reiher. — Ein Hund taucht in der Verfolgung einer Capivara unter. Das Fleisch der letztern hat einen Geschmack von Maschinenöl.

24. Aug. φ 12° 32'.6, λ 19'.6. km 7.13, Summe 282.07.
$6^1/_2$ Uhr früh: I 743.2, II 735.2, Trock. 14.7, Feucht. 14.0, klar, windstill, Wasser 25.2.

Nachts lärmte der Frango de agua, Kröten führten ein Castagnetten-concert auf.

Um 9 Uhr ab. Geräuschlos mit Valentin voraus; zuweilen wird ein Vogel im Gebüsch aufgescheucht. Tauben gurren, sonst tiefe Stille. Dicht auf dem Wasser die letzten Morgennebel.

Vom Ufer in NW eine blaue Serra sichtbar.

Um 10 Uhr erreichten wir den Hafen der Aldea IV. Hier wurden wir bereits erwartet. Sie ist die einzige, die auf dem rechten Ufer liegt, ungefähr 3 km landeinwärts. — Ein halbes Dutzend älterer Leute empfing uns mit ihrem: „am(b)á“ und geleitete uns den Weg. Sie machten häufiger halt, um uns mit vielen Geberden der Genugthuung zu verdeutlichen, dass sie Bakaïrí und Herren des ganzen Gebiets seien. Meist durch Wiese und Campo entlang der Waldlisière. — Es war das grösste Dorf, 7 Hütten, inmitten ein freier Platz. Dort standen 24 Männer in mehrern Gruppen, zuvörderst ein stark geschwärztes Subject, das wild Bogen und Pfeile schwang, klirrend an dieselben anschlug und mit Stentorstimme: „Bakaïrí, Kχura Bakaïrí“ (wir, die Bakaïrí) brüllte. Und der Chor fiel ein: „Kχura Bakaïrí, — Kustenaú . . . Trumaí hu-hu“, . . . andere Stammesnamen, unverständliche Worte, triumphirende Geberden; schliesslich lud uns der Herold mit einer Handbewegung ein zu passiren. Augenscheinlich bemühte man sich, einen möglichst gewaltigen Eindruck auf uns zu machen.

Nur das Haar einzelner war roth gefärbt, im übrigen hatte man sich Gesicht, Brust und Beine geschwärzt. Durch besondern Putz zeichnete sich keiner aus; sie trugen ihre Gürtelschnüre, Arm- und Fussbinden von Baumwolle oder Buritíbast.

Die Hautfarbe erschien mir ein wenig dunkler, als bei den übrigen Bakaïrí, doch mag ich durch die Schwarzfärbung getäuscht sein, die nirgendwo besondere Muster zeigte, sondern sich in einfachem Bestreichen des Körpers kundgab. Die Wirbelsäule blieb frei, desgleichen die Theile, die beim Sitzen abfärben könnten. Membrum virile parvum, praeputium longum.

Die Epidermis mehrerer Individuen war ichthyosisartig verdickt und mit spröden, trockenen Schuppen am ganzen Körper bedeckt. Viele hatten lockig gewelltes Haar.

Wir zählten 27 Männer, 18 Weiber, 8 Kinder, doch soll, wie einige von der Mannschaft, die länger als wir verweilten, berichteten, später noch ein ganzer Zug von Frauen und Kindern aus dem Walde gekommen sein.

Das grösste Haus mass ich genauer aus. Es war 40 Schritt lang, 24 Schritt breit. In der Mittellinie standen 4 Stützbalken, 8—8.5 m hoch (!) bei 30 cm Durchmesser, die mittlern 5 Schritt voneinander, die äussern von diesen je 6 Schritt entfernt; dieselben hatten einige mit geometrischen Mustern bemalte Bänder.

Die Entfernung der beiden äussern Stützbalken untereinander, nach

obigem 17 Schritt, ergab auch die Länge des Dachgebälks. Ringsum dienten zur Stütze des elliptischen Dachkorbes 72 Pfosten, bis 25 cm dick, 1 m 72 hoch. Dieselbe Höhe hatten auch die beiden 77 cm breiten Eingänge, welche auf den Längsseiten gegenüberlagen und durch das von aussen niederhängende Stroh etwas niedriger wurden.

Der aus grossen horizontalen Bambusringen zusammengesetzte Dachkorb, gefestigt durch senkrecht auf dieselben gebogene Stangen, welche oben zusammenliefen und durch eine Oeffnung nach aussen ragten, war mit grosser Geschicklichkeit und Regelmässigkeit gearbeitet. Die Bedeckung war aus strohtrockenen Palmblättern gebildet. Die Blattrippen lagen horizontal, die freien Enden der von ihnen herabhängenden einzelnen Lanzenblätter waren jedoch sämmtlich um eine nackte Rippe nach innen umgeschlagen, sodass auf die einfachste Art solide Matten entstanden. Diese deckten sich dachziegelförmig.

Wir machen eine Runde durch alle Hütten. Der Ordnungssinn des friedlichen Professors fehlt. Sie sind voller Kehricht. Statt der schönen Proviantkörbe finden sich auf einfachen Gestellen 1 m lange, $^1/_2$ m dicke Ballen der Massa in Blättern verpackt. Wenig Mais. Viele Fischernetze aus Tucumfaser: ein weitmaschiger Beutel hängt von einem 80 cm langen, 35 cm breiten Ring, der auf einer langen Stange sitzt. Wahrscheinlich holen sie mit diesen Netzen von ihrem Gerüst herab die Fische aus der abgesperrten Lagune.

Es ist klar, der Feldbau tritt hier gegen Jagd und Fischfang zurück; Aldea IV ist kriegerischer gesinnt und bildet die Grenzwehr gegen die fremden Stämme.

In einer Hütte lag ein uraltes, paralytisches und zum Skelet abgemagertes Weibchen, dessen Seele „åla Bakaïrí“ (es ist genug Bákaïrí) zu sagen schien und ungeduldig davonzuflattern bemüht war. Die Hängematte ruhte halb auf dem Boden; zwei Frauen hockten daneben und setzten uns als redselige Gevatterinnen das Leid des sterbenden Mütterchens auseinander.

Von zahmen Thieren fanden wir einen Reiher, kleine Papagaien, einen Eisvogel und die Socó-morena.

Die Festhütte war 18 m lang, 9 m breit. Dort hingen ungeschickt geschnittene Holzfische, sowie einige flossenlose Exemplare, gewundene Bänder, die vielleicht den Zitteraal darstellten.

Auffallend waren zwei viereckige, roth und weiss bemalte Holzstücke, mit plastischer Nase und zwei Augenlöchern; sie werden vor das Gesicht gehalten und stellen Tauben vor, deren Stimme der Künstler besser nachzuahmen weiss als den Kopf.[1]

[1] Vgl. die zweite ethnologische Tafel.

Vier Menis und eine Anzahl Rasseln staken in der Seitenwandung.

Der Herold legte nur in der Festhütte Bogen und Pfeile nieder, trennte sich aber während unsers ganzen Aufenthalts nicht von ihnen, selbst als er uns einige Bündel Taback überreichte. Dieser war übrigens besser als bei den frühern Bakaïrí. Einige bescheidene Alte waren da, keiner mit grauem Haar; unter ihnen der Häuptling und, wenn ich recht verstand, ein Vicehäuptling, die Autorität für die Zeit, wenn jener abwesend ist.

Eine Schussvorstellung auf dem Platze jagte ihnen grossen Schrecken ein; sie fuhren ängstlich zusammen und wandten sich convulsivisch ab, zumeist der gewaltige Herold. Sein „åla, åla" war sehr demüthig und dringend.

Wir erkundigten uns eifrig nach andern Stämmen. Dass die Kustenaú und die Trumaí flussabwärts anzutreffen seien, wurde deutlich. Waurá war ein Name, über den wir uns nicht klar werden konnten. War es ein Stamm? Oder ein Flüsschen, wie „Tapacuya", das uns viele Mühe gemacht hatte und sich als der Name des nahebei befindlichen Bachs — zur Unterscheidung dieser Aldea häufig erwähnt — herausstellte.

Zehn Tage über Land im Osten wohnten die Kamayurá. Die erste Rolle in allen Schilderungen aber spielten die Schuyá[1], von denen man auch in Aldea III aufgeregt erzählt hatte. Sie seien grösser — man deutete stets auf mich zum Vergleich, — sehr muskulös, trügen langes Haar bis auf die Schultern und — offenbar Lippenpflöcke. Zur Veranschaulichung zog man die Unterlippe gewaltsam mit beiden Händen vor, sprang herum und stiess ein fürchterliches, stossweises Gebrüll aus; es war keine Frage, die „Schuyá" standen in ausserordentlichem Respect bei den Bakaïrí. Aber wir! Wir konnten es schon wagen — ein junger Bursche wies auf unsere Gewehre hin, und alle die Helden nickten sich lachend zu.

Man zeigte uns eine Anzahl Stücke, die von den Suyá herrührten: einen schönen Kopfputz aus orangerothen und grünen Federn, Armbänder aus solchen Federn, eine Flöte (einfacher Bambuscylinder mit Seitenloch und einer Oeffnung im Deckel), Pfeile mit Bambusmessern. Ein hübsch geschnitzter Schemel, der einen Vogel darstellte, sollte von den Kamayurá erlangt sein.

Eine Schnur mit durchbohrten Steinscheibchen, deren eins in der Mitte grösser war und als menschenähnlich gedeutet werden konnte, stammte von den ebenfalls im Osten wohnenden Nahuquá[2] her.

Zum Abschiede wollten wir in dem Haupthause gern noch süssen Mingau — Piseregu — trinken; er brodelte in einem grossen Topfe; ich war

[1] Suyá, von den Bakaïrí Schuyá ausgesprochen.

[2] Offenbar die Uanaquá des Suyá-Geographen.

so unvernünftig, ein Stück Beijú vorzeitig in den Schaum zu tauchen — da sprang die alte Köchin empor und alle schrien entsetzt durcheinander, — der Schaum war noch giftig. Dass ich das nicht wisse, war ihnen wahrscheinlich undenkbar; ich aber verzichtete doch lieber darauf, ihnen ein Wunder vorzumachen.

Es dauerte uns zu lange; Clauss hatte eine Bedeckung des Mars auszurechnen, die heute stattfand. Leider vollzog sich das Ereigniss, auf welches wir uns lange gefreut und das so nahe dem Schingú uns doppelt wichtig gewesen wäre, vor Eintritt der Dämmerung.

Unsere Bakaïrí-Besuche hatten ihr Ende erreicht.

Abends eine Hölle von Moskitos. Wilhelm und mir sind die Hände und Unterarme schon seit einiger Zeit mit flachen, schwer ausheilenden Geschwüren bedeckt. Sie beginnen mit einem stecknadelkopfgrossen, trüben Bläschen, das dünnen Eiter enthält, verbreitern sich und sondern ein dünnflüssiges, milchiges Sekret ab. Es scheint, dass sie von den Stichen kleiner Fliegen herrühren. Bei dem Substanzverlust bleiben auch nach der Heilung rothe Narben zurück.

25. Aug. φ 12° 26′.2, λ 21′.7, km 28.83, Summe 310.90.
6 Uhr 50 Min. früh: I 743.2, II 735. 2, Trock. 14.0, Feucht. 13.1, Windbäume 3°, Wind = 0, Wasser 25.1.
5 1/2 Uhr nachmittags: I 744.6, II 735.2, Trock. 25.4, Feucht. 23.3, klar.

Wann endlich der „Schingú“ erscheinen soll, weiss der liebe Himmel. Nach zwei Tagen kommt ein Fluss von links, das ist wol gewiss, und später ein grösserer Fluss — aber wann? Darüber existiren die verschiedenartigsten Auslegungen.

Bei 70—80 m Breite massen wir die Geschwindigkeit des Batovy zu 1416 m in der Stunde. Barranca 3 1/2 m. Wasser schmutzig gelb, wie immer. Campo, Tucum- und Carandá-Palmen. Niedriges Ufergebüsch und einzelne etwa 18 m hohe Gehölze. Araticú, blühende Paratudo.

26. Aug. φ 12° 8′.8, λ 27′.3, km 34.71, Summe 345.61.
6 1/2 Uhr früh: I 742.8, II 735.2, Trock. 15.1, Feucht. 14.8, strc. 2, Wind = 0, Wasser 25.2.
5 Uhr 50 Min. nachmittags: I 744.0, II 735.0, Trock. 25.3, Feucht. 23.4, strc. 8, Wind = 0, Wasser 26.9.

Sumpfvögel; Enten, Störche. Von letztern ist der Tujujú ein grosser weisser Vogel mit langem, dicken, schwarzen Schnabel und orangefarbigem Hals, er hat etwas zähes Fleisch und liefert eine gute Brühe. — Schmetternde Arancuans, Jaburú, Biguá, Mutúm, Jacú, Jacutinha, Poayero, Socó. Das beste Gericht ist die Ente.

Der Beijú verursacht uns allmählich Aufstossen und Sodbrennen.

Beim Baden werden wir vorsichtig. Es wurden Candirús gefunden,

ein hier 2 cm langes transparentes Fischchen mit gelber Iris, das gern in die ihm zugänglichen Körperhöhlen eindringt. Wenn dasselbe, wie häufig vorkommen soll, in die Urethra schlüpft, ist die Lage wegen der gleich Haken sich in die Schleimhaut einbohrenden Flossen sehr kritisch; gelingt es nicht, durch ein warmes Bad den Störenfried herauszuschaffen, bleibt nur die Operation übrig. Es soll sich der Sertanejo alsdann auch nicht besinnen, die Urethrotomie auszuführen und in vielen Fällen an diesem heroischen Verfahren zu Grunde gehen.

Gegen 4 Uhr nachmittags fiel ein anhaltender Regenschauer. Die Cicaden erzeugen einen dem Pfiff der Locomotive täuschend ähnlichen Ton; man hört den Zug in die Station einfahren.

27. Aug. φ 12° 17'.9, λ 27'.9, km 2.79, Summe 348.40.

6½ Uhr früh: I 743.4, II 735.0, Trock. 17.4, Feucht. 16.2, Wolken = 0, Wind = 0, Wasser 25.8.

2 Uhr nachmittags: I 744.0, II 734.4, Trock. 31.9, Feucht. 22.5, cum. 3, Wind = 0.

10 Uhr abends: I 743.6, Trock. 19.4, Feucht. 19.0, dunstig, windstill.

Um 9 Uhr früh fanden wir Kanus am rechten Ufer. Schon nach wenigen Schritten sahen wir eine Hütte und Menschen. Einige Weiber erschraken nicht wenig über unser Erscheinen; im Hintergrund sprangen auch etliche Männer umher, Pfeile aufraffend und verschwindend. Zwei Weiber blieben, alte Weiber natürlich, winkten uns zitternd in grösster Angst und riefen: „katú, katú, hekatú".[1] In nicht geringer Aufregung erschienen nun die Männer wieder, geführt von einem Indianer mittlerer Grösse mit angenehmem Gesicht, der verlegen lächelte, als er uns alle lachen sah, und ebenfalls „katú, katú, hekatú" zu rufen nicht müde wurde. Es stellte sich nach einer Reihe von Misverständnissen heraus, dass wir bei den Kustenaú waren.

Doch schien der Platz nur eine Roça zu sein; zwei elende Hütten und weiter zurück eine etwas bessere, das war alles. Nach den Verhandlungen nahmen wir an, dass wir ihre eigentliche Aldea gestern passirt haben.

In wilder Unordnung lagen Matten und Stampfer, standen Töpfe und Pfannen umher; man wälzte einige Stämme herbei und hiess uns niedersitzen. Die älteste von den drei Hekatú-Hexen buk in der Eile im Freien einige Beijús, dazu wurde ein dünn angerührtes Stärkewasser und guter Taback, der beste des Batovy, verabreicht.

Im ganzen zählten wir allmählich 7 Männer, 7 Weiber, 1 Jungen, 2 Mädchen, und ausserdem 2 Bakaïrí, von denen der eine ein bescheidener Alter, der andere ein idiotischer Jüngling war. Sie hatten nicht das geringste

[1] Tupi: Catu gut.

von unserer Ankunft bemerkt — doch interessirten sie sich sofort mit rascher Wahrnehmung der Situation ausschliesslich für Messer und Metallwaaren. Knöpfe, diese Knöpfe, mit denen man bei dem Bakaïrí, vorausgesetzt dass man ein schönes Sortiment anzubieten im Stande wäre, Haus, Acker, Weib und alles, was sein ist begehren dürfte — die praktischen Kustenaú verachteten sie gänzlich. Unsere Leute beschuldigten sie bald verschiedener Diebereien; ein Löffel, eine Schüssel — und deren Zahl ist bereits auf das Nothwendigste zusammengeschmolzen — verschwanden, ein Becher wurde mit Mühe gerettet.

Währenddessen erzählte uns der Wortführer in der bekannten, von lebendigen Gesticulationen begleiteten und durch Töne der ganzen Interjectionsskala belebten Weise von den Trumaí, die fremde Besucher etwas verrätherisch zu behandeln scheinen, und besonders wieder von dem A und O aller ihrer Berichte, den zähnefletschenden Suyá. Doch kam auch der Name der Karajá vor — zu unserer grössten Freude — denn die Karajá wandern in dem Gebiete zwischen Schingú und Araguay; es war unser erster sicherer Anhaltspunkt, dass wir uns auf richtigem Wege zum Schingú befanden. Einige behaupteten später, auch die Chavantes, welche ebenfalls in der Provinz Goyaz wohnen, seien erwähnt worden. Sie besassen eine Anzahl den Suyá entstammender Dinge. Körbe: „Suyá“, ein sehr kleiner, gelber Maiskolben: „Suyá“, zwei Pansflöten: „Suyá.“ Die letztern aus je drei Flöten von ungefähr 1, $^2/_3$, $^1/_2$ m Grösse roh zusammengebunden. Doch brachten sie diese Kostbarkeiten schnell vor uns in Sicherheit — der beste Beweis, dass sie stahlen.

Erste Hütte 7 m Durchmesser, 5 m hoch. Schlecht gebautes Dach, ein Hauptstützbalken. 3 Hängematten. Diese waren nicht aus Baumwolle, sondern aus Buritífasern, sehr eng und solide geflochten, wie dickes, festes Tuch. Eine Feuerstelle, Proviantballen, Bataten sind auch vorhanden; Netze zur Aufbewahrung von Knochen, Muscheln, Federn, Schminke, Baumwolle etc. Drei Gebisse von Peixe-cachorro. Eine mit Flechtwerk umgebene Flöte. Steinbeile, etwas grösser als bei den Bakaïrí. Schemel concav rechteckig, schnabelartig verlängert, am Rande zur Zier eine Rinne eingeritzt.

Zweite Hütte, erbärmlich, mehr liegend als stehend. Von uns beschaut, nicht bekrochen. Durch das Thürloch unterschieden wir einige Hängematten und wenige Utensilien.

Dritte Hütte; 200 Schritt entfernt. Unterwegs wuchs eine besondere Bohnenart mit kleinen Früchten. Wie die schlechtern Bakaïrí-Hütten; Puvaständer; der innere Bau ist derselbe: 7 Hängematten. Ich erwarb eine derselben, an der eine Muschel und ein Stückchen Jaguarfell hing, nach langem

Markten. Der Besitzer wollte durchaus ein Beil oder mein Seitenmesser haben; endlich erstand ich sie für zwei Küchenmesser durch Vermittelung des Wortführers, dem ich zur Belohnung goldene Eichenblätter in die Ohrläppchen steckte. Die Weiber haben hier mit zu reden; sie mischen sich, ohne gefragt zu sein, in die Verhandlungen und stimmen immer dafür, nichts herzugeben. Dem Besitzer der Hängematte, einem jungen Burschen, dessen verschmitzte und freche Physiognomie ungemein an die Ladendiebe des berliner Verbrecheralbums erinnerte, will ich nicht grollen; er war jung verheirathet und hatte eine etwa 25jährige Frau mit grossen, funkelnden

Kustenaúhütte.

Augen, die sich sitzend in der Wiege ihres jungen Glücks schaukelte und mich lebhaft anredete. Dass die Hängematten nicht aus Baumwolle, sondern aus Buritífasern verfertigt waren, bedeutet einen Unterschied von grosser ethnologischer Tragweite, da auf diese Weise die Kustenaú den Bakaïrí genau so gegenüberstehen, wie die Aruak den Kariben in den Guyanas.

An Pfeilen und Bogen liess sich kein Unterschied von den Waffen der Kustenaú und Bakaïrí entdecken. Ein muskulöser junger Mann verkaufte mir eine Gürtelschnur mit kleinen spitzen Zähnen. Zwei Spindeln mit Schildpattscheiben.

Die Kustenaú waren mittelgross; einer, der die andern alle überragte, mass 1 m 67 cm. Besonders die jungen Burschen waren von kräftiger Musku-

latur und ebenmässigem Bau; die Hautfarbe glich der der Bakaïrí. Die jungen Männer hatten eine blaue Tätowirung auf dem Rücken; 2 oder 3 Linien auf jeder Seite von der Form rechter Winkel, die schief auf das Schulterblatt gerichtet waren, den Innen- und Unterrand desselben umschreibend.

Zwei alte Frauen hatten an beiden Oberarmen drei tätowirte Linien von Halbkreisform auf der vordern Seite. Die Mitte des Gesichts und fast der ganze Vorderkörper war mit öligem Russ geschwärzt; auf dem Rücken unästhetische Fingerstriche derselben Farbe. Das Kopfhaar war tiefschwarz, mässig geschmeidig, bei dem Langen leicht gelockt, bei den alten Weibern grau melirt. Am Wirbel Tonsur. Bart-, Achsel- und Schamhaar rasirt. Frisur gleich der der Bakaïrí, bei einzelnen roth gefärbt.

Schädel hinten steil, Stirn des Langen gut gewölbt. Nase gerade, Flügel mässig dick, bei einzelnen etwas platt zwischen Stirn und Ansatz. Oberlippe leicht vorstehend, Zähne gut. Augenspalte bei den meisten ziemlich eng, Iris dunkelbraun. Ein Bursche fiel durch sein mongolisches Gesicht auf; quadratisch, starke Jochbreite, Augen ein geringes schief, Oberlid scharf markirt, im innern Augenwinkel straff an, doch nicht über das Unterlid gespannt. Eine Frau und zwei kleine Mädchen hatten grosse, offene und schöne Augen, ebenfalls quadratisches Gesicht und vortretenden Jochbogen.

Die alten struppigen Weiber waren klein und mager, das Becken wenig breiter als die Taille, Glutaealregion platt, unendlich verrunzelt; sie trugen dasselbe dreieckig gefaltete Bastblatt wie die Bakaïrí-Frauen.

Die Männer hatten um den Kopf Binden von Buritístreifen, und ebenso über den Knöcheln; um den Leib eine einfache Schnur oder einen Wollenstrick. Ohrläppchen bei den Männern durchbohrt; einer hatte sie mit rothen Blumen geschmückt.

Den Langen und den Wortführer, sowie die Stammhexe konnte ich messen; die jungen Burschen, welche ich auch herbeigeholt hatte, entflohen mir, als sie die Instrumente sahen, und liessen sich auch durch Geschenke nicht zu der Procedur bewegen.

Die Stammhexe selbst war nur durch die Aussicht auf einen heilkräftigen Erfolg für ihre an chronischer Bindehautentzündung leidenden Augen verführt worden. Um ganz sicher zu gehen, wandte sie sich auch an Clauss; dieser pustete und blies ihr nach Indianerart aus Leibeskräften in die triefenden Augen, während sie mit dem Ausdruck innigen Behagens das verkniffene Antlitz vorstreckte. Eins der beiden Mädchen litt an alter Hüftgelenkentzündung, die Mutter brachte es mir zum Reiben und Anblasen und gab mir einen Beijú. Da Clauss den letztern doch ass, überliess ich ihm auch die ärztliche Behandlung, welche er mit Heftigkeit ins Werk setzte.

Von ihrer Sprache nahm ich, so gut es ging, ein kleines Vocabular auf. Sie enthält einige Wörter der Lingoa geral, aber wahrscheinlich nur wenige der allgemein verbreitetsten. Paraná — Fluss, cunhá — Weib, petun — Taback; Castro behauptet auch „jucá“ (tödten) und einen Tupi-Ausdruck für „geh weg“ gehört zu haben.

Jedenfalls wurde Irineo nicht verstanden, auch nicht bei den einfachsten Fragen: was ist das? etc. Zudem war der Wortführer viel umhergekommen; er kannte Wörter der Bakaïrí, Trumaí und Suyá, und z. B. die Zahl 2 der Lingoa geral, während das Kustenaú-Wort anders lautet.

Die Sprache legt dem europäischen Munde nicht eine solche Zungengymnastik auf wie das Bakaïrí. Wir freuten uns über Vater: „papá“, Mutter: „mamá“, ferner Knabe = kleiner Mann: „enira pipi“ und Mädchen = kleine Frau: „cunhá pipi“.

Ich quälte mich mit den verschiedenartigsten Versuchen um die Zahlwörter ab; 1 und 2 habe ich wol richtig erhalten; aber ob 3 und darüber nicht etwa „Maiskorn, — Holzstückchen, — ganz richtig, — dasselbe, — jetzt mag ich nicht mehr“ — oder dergleichen bedeutete, war schwer zu entscheiden. Ich wurde ihnen mit den vielen Fragen lästig. Auch mit den Verwandtschaftsgraden kam ich bei der kurzen Zeit nicht weit. Papá, mamá, das war ja einfach, teté — Bruder ging auch noch; der Bruder wird durch Hindeutung auf den Nabel dessen, der der Bruder ist, und auf den eigenen Nabel versinnbildlicht; das Wort wurde sicher, weil der Kustenaú es sofort auf mich anwandte; „ich nenne dich Bruder“, rief er ganz begeistert und klopfte mir auf die Schulter, — „mepiama teté, zwei Brüder“ fügte er hinzu. Dass man jemand als Sohn bezeichnet, wird sowol seitens des Vaters wie der Mutter durch eine Geberde, welche den Gipfel der Naivetät darstellt, absolut klar, ob aber das gleichzeitig ausgesprochene Wort nicht den Rufnamen des Sohns etc. wiedergibt, ist erst aus mehrern Beispielen abzuleiten.

Auf die Frage, wohin wir morgen kommen, wiederholten die Kustenaú stets: „Waurá“. Ob das ein Stamm oder, wie Antonio sagt, ein Nebenfluss ist, vermögen wir nicht zu entscheiden.[1]

Die Zahl der Tage wird hübsch und einfach verdeutlicht. Man weist auf die Sonne, beschreibt einen Bogen durch die Luft, der ihren Tageslauf versinnbildlicht, neigt den Kopf und schliesst die Augen — 1 Tag; wieder beschreibt man einen Bogen u. s. w., jeden Tag in dieser Weise besonders ausmalend. Der Frager addirt.

[1] Aus den Angaben des Suyá-Geographen erhellt, dass die Waurá in der That ein Stamm am Batovy sind, den wir nicht gefunden haben.

Sehr drastisch ist auch, wie unsere Indianer — die Bakaïrí machen es genau so — die Frage nach einer Anzahl z. B. von Personen beantworten. Erst wird Finger für Finger der linken, dann der rechten Hand angefasst und beiseite gebogen; dann kommt der linke Fuss und, wenn es nicht reicht, der rechte Fuss, Zehe für Zehe, an die Reihe. Uebersteigt die Zahl auch noch die 20, greift sich der Indianer zum Schluss mit beiden Händen ins Haar, hebt einen vollen Büschel empor und zieht ihn nach allen Richtungen auseinander.

Im Fragen liegt die Kunst. Das Sprichwort erfährt eine Umkehrung. Hier können zehn Narren mehr beantworten, als ein Weiser zu fragen im Stande ist. Damit habe ich mich oft getröstet.

Batovylandschaft.

28. Aug. φ 12° 11'.0, λ 32'.6, km 33.35, Summe 381.75.
$6^1/_4$ Uhr früh: I 742.8, II 734.4, Trock. 15.8, Feucht. 15.2, klar, windstill, Wasser 26.1.
6 Uhr abends: I 740.4, II 734.4, Trock. 24.8, Feucht. 23.9, klar, windstill, Wasser 27.2.

Als wir im Begriff waren, in die Kanus einzusteigen — wir hatten auf dem gegenüberliegenden Ufer campirt, — erschienen drüben sämmtliche Kustenaú, die Weiber nicht ausgenommen, und stimmten noch einmal in feierlichem Abschiedschor ihr „Katú Kustenaú, hekatú Waurá, hekatú Kamayurá“ etc. an. Die jungen Burschen, in schwärzester Gala, brachten uns noch eine Ladung Beijús.

Fluss 70 m. Barranca stellenweise 6—7 m. Eine Carnaubapalme, erst die zweite, welche wir sehen. Viele Tucums und Carandás. Zwei

Buritís mit schönen rothen, fast reifen Früchten. Mehrfach Baunilha. Keine Jatobás mehr. Büsche von Sarão. Tacoara-Dickichte. Ein todter kleiner Alligator, 0,5 m lang, am Ufer. Jagd auf drei Fischottern. Sie stecken den Kopf wie eine Robbe über Wasser, zähnefletschend und fauchend. Mit unglaublicher Geschwindigkeit schwimmen sie, ab und zu auftauchend, flussabwärts — man würde am Lande kaum so rasch laufen können. Nachmittags werden die Drehungen des Batovy fast unerträglich. An einer Stelle bleiben nur 2—3 m Land zwischen zwei Windungen, sodass sie während der Regenzeit communiciren, und sich allmählich eine Lagune ausbilden kann.

Dunstige Abendluft. Der Urú ruft „urú"; später lassen sich die reinen Flötentöne des Urutau vernehmen; wo sie zahlreich im Walde sind, sollen sie dem Sertanejo oft ein liebliches Nachtconcert veranstalten. Der Cicadenlärm hört sich wie das Spulenschwirren in einer grossen Spinnerei an; gegen 7 Uhr wird es still; die Fabrik geht aus, pflegen wir zu sagen.

29. Aug. φ 12° 3'.8, λ 34'.9, km 33.02, Summe 414.77.

6 Uhr früh: I 743.0, II 735.6, Trock. 16.5, Feucht. 16.0, Windbäume 8°, Wind = 0, Wasser 26.1.

6 Uhr abends: I 744.2, II 735.6, Trock. 26.2, Feucht. 23.8, Windbäume 5°, Wind = 0, Wasser 27.2.

„Este rio safado", — immer zahlreicher und kräftiger erklingen die Verwünschungen des Flusses. 70 m Breite. — Drei Capivaras, abscheuliche Bestien, halb Ratte, halb Schwein. Eine Bande Macacos.

ZWÖLFTES KAPITEL.

MÜNDUNG DES BATOVY. — VEREINIGUNG DER DREI QUELLFLÜSSE ZUM SCHINGÚ DER KARTEN.

ENDLICH!

30. Aug. φ 11° 55′.5, λ 34′.8, km 33.92, Summe 448.69.
6 Uhr 25 Min. früh: I 744.4, II 736.4, Trock. 19.2, Feucht. 18.7, Wolkenschleier 9°, Wind = 0, Wasser 26.5.

Der Himmel ist trüb, selten dringt die Sonne durch, ein leichter, lauer Nordwind weht uns entgegen. Wechselnde Ufer, bald Busch oder höherer Wald, bald öde Campofläche. Die Windungen des Flusses sind heute weniger korkzieherartig; eine solidere Neigung zum Norden hin ist ihm nicht abzusprechen, allein mit Macht wehre ich mich gegen die trügerische Flüsterstimme der Hoffnung, die bei der stillen gleichmässigen Kahnfahrt sich wieder und wieder aufdrängt; wer immer verliert, ermüdet über dem sonst reizvollsten Spiel. Ein Tag entflieht zum andern, aber dieser elende Nebenfluss gibt uns nicht frei, und die Sorge, ob er uns dem Tapajoz oder

dem Schingú überliefern mag, spannt uns auf die Folter. Warum versetzen wir uns auch in einen unversöhnlichen Zwiespalt mit allem, was uns umgibt? Diesen Menschen, welche nur Sinn für die Gegenwart haben, dieser unerschöpflichen Blätterfülle, diesem Insektengewimmel, der ganzen endlos fortwuchernden Welt der Tropen, welch widersinnigern Begriff könnten wir ihr entgegenstellen, als die Forderung eines beschränkten Zeitabschnitts, in dem etwas erreicht werden soll? „Morgen, morgen, hab Geduld", bittet immer wieder mit sanfter Stimme der Brasilianer, und der Bakaïrí hat gar für gestern und morgen nur ein einziges Wort; man versteht uns einfach nicht, wie wir stets rechnen und calculiren, dass wir in

Mündung des Batovy in den Ronuro.

zwei Monaten, wenn nicht der Erfolg in Frage treten soll, an der Schingúmündung sein müssen. Fünf Wochen quälen wir uns schon auf diesem Quellfluss, auf dem wir drei Wochen kopfüber, kopfunter abwärts geturnt sind, mit dem wir jetzt zwei Wochen durch die Ebene schleichen, und seinen Launen preisgegeben, ungewiss wo wir enden, treiben wir daher wie eine in die See geworfene Flaschenpost.

Wieder wenden wir uns stark nach Westen; schon zeigt die Sonne, deren Stand wir jetzt genau abzulesen verstehen, 2½ Uhr nachmittags; also auch heute keine Aussicht. Doch, „que bahião" — „welch mächtige Bucht", ruft Pedro plötzlich, vorausspähend.

„Não, Señor, é o rio grande" — „es ist der grosse Fluss", schreie ich in heller Freude, „o rio grande", jubelt die ganze Avantgarde, alles rudert

aus Leibeskräften, und siehe da, wenige Minuten später dehnt sich ein prachtvolles Wasserbild vor unsern Augen aus, das die Herzen höher schlagen lässt: wir sind am Schingú.

Ungefähr 65 m breit, wie ein Bach, mündet unser Batovy neben einem Sumpfe breitblättriger Schwimmpflanzen ein, von linksher, wir glauben zu träumen, von linksher kommt der „Ronuro", den uns die Bakaïrí versprochen.

Nach beiden Seiten überblicken wir den Lauf auf etwa 3 km.

Das Gefühl der Erlösung wird mir immer unvergesslich bleiben, mit dem wir, aus dem dunkeln engen Waldflüsschen auftauchend, den breiten schönen Strom vorüberfluten sahen; wir konnten des lang erhofften und wohlverdienten Genusses nicht satt werden, endlich wieder Licht und Freiheit in vollem Maasse zu athmen.

Und fürwahr, nachdem wir alles Wollen und Denken auf dieses eine Ziel gerichtet hatten, war der Augenblick wol königlichem Lohne gleich, als wir endlich an dem ersehnten prächtigen Ufer standen. Lange, lange waren wir wie in einem Zaubergarten umhergeirrt; die dichten Büsche, die engen verschlungenen Pfade liessen uns nicht los: mit einem mal jedoch traten wir heraus auf die gerade breite Allee. Kein Schloss, leider, das ein verwunschenes Prinzesschen gefangen hält, erhebt sich an ihrem Ende; doch der Reiz des Geheimnisses umgibt die ehrwürdigen Bäume; manch unbekannte Gefahr lauert vielleicht auf dem Wege. Wer diese seltsame Lockung nicht zu würdigen vermag, dem weiss ich nichts auf die Frage zu erwidern, die man mir so oft entgegengehalten: „Was ist Ihnen der Schingú?"

In jenem Augenblick war er uns allen viel. Auf die Gefahr hin, den noch Zurückbefindlichen einigen Schrecken einzujagen, gaben wir eine lustig knatternde Salve aus Büchsen, Flinten und Revolvern; eiligst kamen, aufgeregt, dass wir mit Indianern handgemein seien, die Nachzügler herbeigefahren, und keiner versäumte, um den historischen Moment würdig begangen zu haben, nachträglich seinen Freudenschuss zu thun.

Flussabwärts bemerkten wir einen ausgedehnten gelben Strand, eine echte „Praia", dort wollten wir lagern und Messungen vornehmen. Doch wie war es nur möglich, dass der „Ronuro" von links kam? Wenn er nicht den Paranatinga, der ein Nebenfluss des Tapajoz sein sollte, in sich enthielt, müssten wir ja nach Passage des Paranatinga das Quellgebiet dieser ganzen Wassermasse in der Hochebene überschritten haben, wir hätten uns bereits viel früher einschiffen können, und wären eher in den grossen Fluss eingelaufen.

Und wie erstaunten wir erst, als wir vor dem Strand von rechts

noch einen zweiten, nur wenig schmälern Fluss herbeikommen sahen, der sich mit dem Ronuro zum Hauptstrom, dem eigentlichen Schingú, vereinigt. Nach Antonio's Aussage nennen die Bakaïrí diesen Fluss den Kuliseu. Die Messungen klärten das Verhältniss auf. Der Kuliseu, 380 m breit, zieht aus Südost heran, und ist, wenn auch schmäler als der ca. 450 m breite, südwestwärts entstammende Ronuro, weil er grössere Geschwindigkeit besitzt, der bedeutendere Zufluss. Vereinigt bilden sie den etwa 500 m breiten Schingú, dessen Geschwindigkeit mit Sicherheit über 40 m, etwa 45 m, beträgt. Kurz vor der Gabelung gesellt sich zum Ronuro unser bescheidener Tamitatoala-Batovy.

Auf der Praia, über die ein lustiger, luftiger Südwind weht, werden Pfosten eingerammt und unsere Hängematten angebunden; die Hälfte der Leute lagert im anstossenden Walde an einem Rastort der Indianer; sie finden die Roste, auf denen die Fische gebraten werden, schon fertig zur Stelle. Fussspuren machen wahrscheinlich, dass man heute bereits hier war, Schildkröteneier zu suchen. Glücklicherweise sind noch einige Nester vorhanden, auch bemerken wir zum ersten mal breite, platte Eindrücke, die von der Tartaruga, der grössern Flusschildkröte, herrühren sollen.

Die Scenerie hat sich ungemein verändert; man fragt sich, wo man nur sei; ringsum flache Waldufer und weites Wasser, eine pittoreske Bucht gegenüber täuscht eine dritte Flussmündung vor.

Keine Moskitos belästigen uns; in der Brise, welche die Hängematte wie ein Segel aufbläst, halten sie nicht Stand.

In rosigem Dunst taucht der goldrothe Sonnenball über die stille Baumlandschaft nieder, während sich durch die lila schimmernde, vom Winde bewegte Flut ein zitternder Lichtstreif quer zu uns herüberzieht. Die Leute, fischend, kochend, hochgefüllte Schalen mit Eiermingau ausschlürfend, beleben den Vordergrund. Selbst die Hunde freuen sich der Veränderung und jagen sich in tollen Sprüngen durch den Sand. Antonio, ein geflochtenes Diadem auf dem Kopfe, schaukelt sich halbliegend in der Hängematte und bläst die Bakaïrí-Flöte.

Die Kanus sind ausgepackt und emporgeschoben; ihre Fracht liegt am Gestade, ein ethnologisches Durcheinander; befiederte Pfeile stecken aufrecht im Boden.

Wenige Minuten nach Sonnenuntergang erblicken wir plötzlich ein mit vier Indianern nebst einem Kinde besetztes Kanu, das langsam um die Praia herum aus dem Kuliseu hervorkommt. Wir gehen in gerader Richtung auf sie zu und rufen, da uns jetzt zunächst dieser Stamm in Aussicht gestellt ist: „Trumaí, Trumaí". Deutlich erklang zweimal ihre Antwort zurück: „Trumaí". Unschlüssig näherten sie sich; drüben von der

Bucht kam der fischende Valentin, sobald er die Gevattern erblickte, mit rapiden Ruderschlägen herüber; sei es nun, dass sie fürchteten, er wolle ihnen flussabwärts den Weg abschneiden, sei es, dass sie sich vor den Hunden ängstigten, die wie verrückt über den Strand rannten und kläfften, auf einmal ruderten sie in grösster Eilfertigkeit wie bei einer Regatta los, weder durch Winke noch durch Rufe zurückzuhalten, und verschwanden bei der nächsten Biegung des Kulisëu.

Der ungünstige Vorfall konnte die allgemeine frohe Laune nicht beeinträchtigen. Es wurde eine Flasche Genever spendirt. Wilhelm zog ein blaues Päckchen bessern Taback hervor, den er für den heutigen Tag reservirt hatte, sodass zu unserm Glücke nichts mehr fehlte. Es schlief sich prächtig in der frischen Luft. Angeregt wie wir waren, hätte uns ein klarer Sternenhimmel vielleicht lange daran verhindert, aber das Firmament war durch diffusen Wolkendunst verhüllt. Abends kam deshalb die erwünschte Beobachtung nicht zu Stande, dagegen gelang es 3 Uhr früh, einiger Sterne habhaft zu werden. Wir befanden uns in 11° 55′ südl. Br. Also fast auf dem 12.° ist der Schingú, der nach der Ansicht Melgaço's erst auf dem 11.° entspringen sollte, schon mehr als anderthalbmal so breit wie der Rhein bei Düsseldorf — 450 km beträgt die Länge des Tamitatoala — er ist doppelt so lang, als seine Ausdehnung nach Breitengraden ergibt. Mögen noch viele Entbehrungen und Strapazen unserer harren; die schwerste Probe, die Geduldprobe ist überstanden. Vamos!

DREIZEHNTES KAPITEL.

ZUSAMMENTREFFEN MIT DEN TRUMAÍ.

Während der Nacht ist Castro's Kanu, das einzige, dessen Ladung nicht an das Ufer gebracht war, von dannen geschwommen; in zwei Stunden legt es eine Legoa zurück; Valentin und Satyr begeben sich auf die Verfolgung.

31. Aug. φ 11°46′.5, λ 31′.6, km 18.12, Summe 466.81.
4 Uhr 10 Min. früh: I 744.0, Trock. 19.2.
$6^3/_4$ Uhr früh: I 744.6, II 737.0, Trock. 19.4, Feucht. 19.0, strc. 9°, Wasser 25.8.
5 Uhr 40 Min. nachmittags: I 744.4, II 735.6, Trock. 24.8, Feucht. 21.9, Horizont dunstig 4, Wind = 0, Wasser 27.9.
$9^3/_4$ Uhr abends: I 745.0, Trock. 20.8.

„Vem os compadres! oh, quantas canoas!“ erschallte es plötzlich gegen 10 Uhr; „die Gevattern kommen; o, wie viele Kanus!“ Die Soldaten eilten von dem nahen Lagerplatz im Walde herbei, alles bewaffnete sich und schaute den in langer Reihe malerisch aufziehenden Kanus zu — und ein prachtvolles Bild war es, wie eins nach dem andern um die Ecke bog und langsam den Kulisëu abwärts trieb. Zwei Indianer standen aufrecht, in ruhiger Haltung, die Bogen fertig, ein dritter sass in der Mitte und bewegte kaum das Ruder. Wir zählten 14 Kanus und 43 Menschen. In der grössten Ordnung, als handle es sich um eine sorgfältig studirte Theatervorstellung,

die durch eine sehr glückliche Decoration unterstützt wurde, glitten die langen schmalen Fahrzeuge, in weitem Abstande von unserer Praia, dem gegenüberliegenden Waldufer näher, lautlos dahin; kein Commando ertönte. Fast die sämmtlichen nackten Insassen waren an Gesicht und Körper schwarz und grellroth bemalt, viele nur über und über schwarz berusst; auf dem Kopfe trugen sie weisse Federhauben, das Haar war wie bei den Bakaïrí rundum kurz geschnitten; die Stehenden wurden überragt von dem fast $2^1/_2$ m langen Bogen und hielten mit der Linken ein dickes Bündel bunt befiederter Pfeile umfasst.

Allmählich machten sie halt und der Stille folgte ein fürchterlicher Lärm, ein fanatisches Geheule und Gebrülle. Dass sie Trumaí waren, konnte keinem Zweifel unterliegen: denn sie schrien dies Wort unaufhörlich, als ob ihr Leben davon abhinge, schlugen sich mit der Faust auf die Brust und machten dabei mit dem Oberkörper um so leidenschaftlichere Verbeugungen, als den Beinen für lebhafte Gesticulation wenig Spielraum gegönnt war. Immerhin wäre sicherlich jeder von uns, der sich halbwegs so aufgeregt im Kanu benommen hätte, schon beim Beginn der Nachahmuug rettungslos ins Wasser gefallen. Aber wir befanden uns auf festem Boden, und das Beispiel steckt an. Auch wir heulten, auch wir brüllten, auch wir schlugen uns auf die Brust; jeder schrie was ihm aus einer Indianersprache einfiel: „Katú, hekatú Trumaí; Bakaïrí, Kustenaú“ untermischt mit kräftigen „diavo's“, „heiliges Donnerwetter“ zu deutsch, „nehmen diese Kerle denn keinen Verstand an?“

Aber weit entfernt! So herzlich einladend wir ihnen auch winkten, so vertraulich wir in die Hände klatschten, so verbindlich wir auf unsern Lagerplatz zeigten, als sprächen wir mit dem Spanier: „Mein Herr, dies Haus ist Ihr Haus“, es half nicht im geringsten. Es war klar, der Spectakel ist officiell am Schingú; wir würden den guten Ton verletzen, wenn wir von andern Dingen reden wollten, ehe wir uns gegenseitig eine halbe Stunde lang gründlich vorgestellt haben.

Einen andern Versuch galt es: da unser Indianisch offenbar nicht ausreichte, wurde Antonio veranlasst, eine Ansprache in Bakaïrí zu halten. Nach einigem schüchternen Sträuben ermannte er sich auch und schrie energisch hinüber, dass er ein Bakaïrí sei, und dass die Bakaïrí gut seien, und dass auch die Trumaí gut seien, und dass die Bakaïrí den Trumaí gut seien, dass also auch die Trumaí den Bakaïrí gut sein möchten. Wirklich verschaffte er sich einen Augenblick Gehör, allein die Trumaí merkten sofort, dass sie ihn nicht verstanden, und überschrien die arme Seele, deren Stimme verklang. Halt, da erinnere ich mich zweier Trumaíwörter, die mir der Kustenaú-Häuptling mitgetheilt hatte; „apirí“,

ZUSAMMENTREFFEN MIT DEN TRUMAÍ.

S. 192.

Freund, und „meijú“, unser beijú, das Mandiocabrot. Mit wahrer Stentorstimme rufe ich also: „Apirí Trumaí, meijú Trumaí, apirí.“ Wenn ich bezweckt haben würde, den Sturm anzufachen, hätte ich zufrieden sein dürfen. Die Wirkung war glänzend. Im lautesten Echo kamen meine Worte zurück; ich hatte entschieden gutes Trumaí gesprochen. Sie holten vom Boden des Kanus die Beijús, welche die Form grosser, in der Pfanne gebackener Eierkuchen haben, hervor und schwenkten dies Zeichen des Friedens durch die Luft. Besonders der Hauptschreier, ein von der Stirn bis zur Zehe ziegelroth überstrichener Bursche, redete in gar heftigem Eifer über einen solchen Kuchen, den er wie ein Professor im Colleg zu demonstriren und genau zu erläutern schien.

Ein gewisser Erfolg war übrigens bemerkbar: sie zankten sich untereinander. Der Ziegelrothe hatte offenbar nicht übel Lust, die Präliminarien abzubrechen und eine nähere Bekanntschaft anzuknüpfen, allein besonders ein Kanu mit drei langen unheimlich Kohlschwarzen weigerte sich entschieden und beschwor die übrigen Helden, den Worten jenes Demagogen kein Gehör zu schenken. Doch die Opposition unterlag. Drei unserer Leute setzten sich in ein Kanu und ruderten mitten unter die feindliche Flotille, freundlich lachend und schwatzend, das gewann ihre Herzen. Immer noch ein wenig parlamentirend, näherten sie sich dem Strande und landeten endlich. Die schwarzen oder rothen, ich weiss nicht ob mehr durch Kunst oder mehr von Natur hässlichen Gesichter grinsten uns vergnügt entgegen; jeder von uns nahm einen der Gesellen unter den Arm, worauf sich schleunigst ein Zweiter von jenen an den andern Arm einhängte; so schritten wir brüderlich vereint auf unsern Lagerplatz zu.

Die meisten überreichten ein Stück Beijú zum Angebinde und sagten dabei „má“. Mein Begleiter nahm mir meinen Hut, den ich aber respectvoll zurückverlangte. Es schien vortrefflich abzulaufen; ich war unter den letzten und vorn hatte man unsere Hängematten schon erreicht.

Da höre ich hinter mir einen Schuss; Vetter Wilhelm steht dort, ohne Hut, gesticulirend, sein indianischer Gastfreund sitzt im Sande und zappelt mit allen Vieren; schon springt er auf. Welche Panik! Fürchten sie, dass sich der Boden öffne, um sie zu verschlingen? Das ist elementarer Schrecken; keine Frage, wir verfügen über Blitz und Donner. Mit wenigen Sätzen sind alle in den Kanus, sie stossen ab, schreiend rudern sie aus Leibeskräften und kommen erst in der Mitte des Flusses einigermassen zur Ruhe. Kein Bitten, keine Friedensdemonstration — wir legen die Gewehre nieder und gehen unbewaffnet über den Strand — kann sie zur Rückkehr bewegen.

Ein Boot mit vier unserer Leute ist mitten unter ihnen; ich glaubte

zuerst, in der Absicht, die aufgeregten Gevattern zu besänftigen; doch zeigt es sich bald, dass sie einige Sachen wieder haben wollen; die Pistole Manoel's, die Hüte von Castro, Wilhelm und Antonio, das Gewehr Quintilian's, das für die Lothung bestimmte Beil — was weiss ich, es ist unbegreiflich, wie sie sich alles dessen in der kurzen Zeit bemächtigt haben.

Schon befindet sich die ganze Flotille auf der linken Seite des Kuliseu. Da schiesst ein Trumaí einen Pfeil nach unsern Kanus, und im Moment knattern die Gewehre der Soldaten. Wie sie versichern, haben sie nur in die Luft geschossen. Es folgt eine wilde Scene; die sämmtlichen Indianer springen Hals über Kopf aus den Kanus, lassen diese und ihre Waffen im Stich, schwimmen ans nahe Ufer und sind unter den Bäumen verschwunden. Die Soldaten, einmal von dem Furor der Schlacht besessen, schiessen noch eifrig weiter, so sehr sich Castro vom Strand aus bemüht, ihnen: Gewehr in Ruh! zu befehlen; endlich wird's still; sie kramen und suchen in allen Kanus und begeben sich auf den Heimweg. Nirgends ist im Walde ein Trumaí zu entdecken; gleich einer friedlichen Staffage liegen ihre Kanus am Ufer und hier und da nur treibt, wie ein todter Vogel, ein Federschmuck auf den Wellen.

Jetzt gelangten wir erst zur Besinnung und konnten uns über die Ursache der Begebenheiten klar werden. Offenbar waren die Trumaí von dem dringenden Wunsche beseelt gewesen, für ihre elenden Beijús, die grau aussahen wie von Buchweizenmehl, grobkörnig waren und säuerlich schmeckten, möglichst bald und mit möglichst geringem Ceremoniell einige unserer Kostbarkeiten einzutauschen. Ueberall waren sie in dem Sinne thätig gewesen. Von Wilhelm's Begleitern hatte sich der eine gleichzeitig mit dem Hirschfänger, der andere mit dem Gewehr beschäftigt, und der letztere, während sich mein Vetter ihrer freundschaftlichst zu erwehren suchte, unglücklicherweise den Hahn abgedrückt. Von dem Effect war der Uebelthäter jedenfalls am meisten überrascht; sonst hätte er nicht so erschreckt auf dem Boden gezappelt.

Trotz der zauberhaften Geschwindigkeit übrigens, mit der sie zu den Booten stürzten, hatten die Trumaí nicht alle Geistesgegenwart eingebüsst. Die beiden, welche Castro's und Antonio's Hüte gerade probirenshalber aufgesetzt hatten, vergassen nicht, im eilenden Lauf dieselben tief über den Kopf zu stülpen. Ein anderer Praktikus hatte auf seiner Flucht noch Zeit gefunden, schleunigst einen der grossen am Strande liegenden Fische aufzuraffen.

Charakteristisch war das Verhalten Antonio's, als ihm sein theurer Hut so unerwartet entführt wurde. Ohne weiteres schoss er seine Pistole auf den Räuber ab, fehlte aber glücklicherweise in seinem Zorn. Und als wir

TRUMAÍ.

S. 195.

ihn fragten, ob er jenen wirklich habe tödten wollen, nickte er in höchster Gemüthsruhe: „Ja, er hatte meinen Hut.“

Die zurückkehrenden Leute brachten eine wenigstens nach der Zahl der Gegenstände reiche ethnologische Sammlung mit. Die Bogen waren sehr schön und stark; einer, ein Beweis, dass man doch nicht so ganz ins Blaue gefeuert hatte, war zerschossen. Reichlich waren die mit zugespitzten Bambusstücken versehenen Pfeile vorhanden; diese Bambusmesser, die, wie sich leicht erkennen liess, frisch geschärft worden, sind mit ein wenig Harz nur lose in den Schaft eingefügt; nachdem der Pfeil sein Ziel erreicht, brechen sie ab und bleiben im Körper stecken. Eine einzige Keule fand sich, roh gearbeitet, flach, 86 cm lang. Ein Federschmuck war besonders hübsch; die grünen, orangefarbenen und weissen Federn sassen einem Kopfnetz auf, über dem sie sich allerseits abstehend emporrichteten und in das man sie nach dem Gebrauch zur Schonung einstülpen konnte. Ferner ein zierliches Töpfchen mit eingezacktem Rande, rothe Baumwollenschnüre, welche einige Trumaí um den Leib oder um die Unterschenkel gewickelt trugen. Etwas Taback in grüne Blätter eingehüllt; am Strande lagen auch noch eine Cuyen mit fadem pappigen Mingau, der ebenso schlecht war wie die Mandiocabrote.

Nichts sprach dafür, dass die Trumaí auf einer höhern Stufe stehen, als die Bakaïrí; betreffs ihrer Körperbildung ist mir bei dem kurzen Zusammensein nichts Besonderes aufgefallen; in der Grösse waren sie nicht von den Bakaïrí und Kustenaú unterschieden. Dass sie so hässlich von Gesicht schienen, mag an der Entstellung gelegen haben. In merkwürdigster und primitivster Weise schützen sie sich gegen eindringende Insekten, — praeputium filo gossypii rubro ante glandem farciminis instar constringunt. Auch dürfte diese Vorrichtung im Wasser gegen das vorwitzige Kandirúfischchen von Nutzen sein.

Was nun? Natürlich ist an ein genaueres Studium der Trumaí nicht zu denken. Der Krieg ist erklärt; wir haben keine andere Wahl, als so rasch wie möglich von dem Schauplatz zu verschwinden. Wir sind genöthigt, auf alle weitern Lothungen und Messungen zu verzichten und dem Kulisëu Lebewohl zu sagen. Aber einen Vortheil können wir aus der schiefen Situation noch ziehen. Sind wir einmal so weit vom Pfade der Tugend abgewichen, dürfen wir uns keine Skrupel machen, noch mehr zu sündigen. Unser schönes Beil haben wir ja auch nicht zurückbekommen (zwei Kanus schlugen um und sanken, als die Trumaí an Land flüchteten). Was zögern wir, die verbogensten und defectesten Kanus umzutauschen gegen die dort verlassenen, die wohlgebaut und vorzüglich ausgetrocknet sind?

Einige Leute werden ausgesandt und kehren mit drei Kanus und etlichen Rudern, die sich nicht von denen der Bakaïrí unterscheiden, zurück; eins wird für Valentin und mich bestimmt, ein zweites zur Reserve mitgeschleppt, das dritte erhält der Unteroffizier. Castro's Fahrzeug ist inzwischen auch wieder heimgebracht.

Das Ereigniss, das mich im Grunde sehr verstimmt, ist um so unangenehmer, als sich die Soldaten desselben sehr erfreuen; ihnen gilt es als eine Art leicht gewonnenen Sieges, mit dem sie renommiren möchten. Viele erachten auch den „Bravo", den Wilden, keiner bessern Behandlung werth, und am schlimmsten urtheilen diejenigen, die selbst Vollblutindianer sind. Antonio ist noch immer sehr unzufrieden, obwol der Federschmuck, den er sich zum Ersatz des Unglückshutes zugelegt hat, ihm viel besser steht.

Wir dürfen nicht daran zweifeln, dass keiner der Trumaí von einer Kugel getroffen sei; hierin stimmen die Leute alle überein. Sie sind von Natur sehr gutherzig; einen Jungen, der, wie sie sagen, nicht schwimmen konnte, haben sie aus dem Wasser gezogen.

Hin und wieder wird die Ansicht geäussert, dass die Trumaí eine planmässige Entwaffnung im Schilde geführt hätten. Freilich haben uns die Bakaïrí in dieser Beziehung gewarnt; die Trumaí, beschrieben dieselben ausführlich, empfingen die Fremden freundlich, schmeichelten ihnen die Waffen ab und stürzten dann über die Ahnungslosen her; sie renkten die Arme in den Schultern aus den Gelenken — „pok, pok, pok", veranschaulichten das die Erzähler — bänden die Hände zusammen und würfen die so verstümmelten Körper in den Fluss.

Dank den Göttern, wenn wir einem solchen Schicksal entgangen sein sollten. Vorläufig aber werde ich noch den heutigen Tag auf das tiefste bedauern. Der August ist im brasilianischen Volksglauben ein Unglücksmonat. Nun, wenigstens haben wir schon den 31.

Und die armen Trumaí sind schlimmer daran als wir. Wenn sie in ihrem jämmerlichen Aufzuge heimkommen, aller Waffen beraubt und doch keiner verwundet, was werden die geliebten Frauen sagen? Ist dergleichen am Schingú schon dagewesen? Schwer wird es für die Helden sein, ihre Thaten so zu berichten, dass ihnen Ruhm und Ehre gebührt; die beiden so muthig geretteten Trophäen werden eine grosse Rolle spielen. Wenn nicht zwei Köpfe, bringen sie doch zwei Hüte nach Hause. Der eine, aus Stroh geflochten, lässt sich verstehen, erklären, der andere aber, ein grauer Filz — wo gibt es Thiere des Waldes, deren Fell nicht nur nach aussen, sondern auch nach innen Haare trägt? O, Räthsel des Daseins!

VIERZEHNTES KAPITEL.

DIE SUYÁ UND MANITSAUÁ.

---

1. Sept.

Seit vorgestern sind Clauss und Clementino, seit gestern Rufino in die Fieberliste aufgenommen — mit Daniel und mir fünf, welche jeden Morgen Chinin schlucken müssen. Dass uns der Vorrath an letzterm ausgehe, ist kaum zu besorgen, solange das Mittel nur denjenigen täglich verabfolgt wird, welche mit einem Anfall das Bedürfniss nachweisen.

> φ 11° 32′.2, λ 36′.9, km 31.64, Summe 498.45.
> 6 Uhr 33 Min. früh: I 744.0, II 736.2, Trock. 18.4, Feucht. 17.8, cir. 6, Wind = 0, Wasser 25.2.
> $5^3/_4$ Uhr nachmittags: I 744.0, II 734.4, Trock. 25.3, Feucht. 22.7, schwere Wetterwolken 8^2, NO 3, Wasser 28.0.
> Bald darauf Gewitter; starker Regen bis $7^1/_2$ Uhr abends mit scharfem Nordwind.

Die Flussbreite ist sehr wechselnd, sie schwankt zwischen Minimum etwa 400 und Maximum 7—800 m. Einzelne Inseln und Nebenarme; ringsum alles Sumpf. Lange Praias mit zahlreichen Jaguarspuren; eine Möve, die Castro Talhamar, Valentin Saná nennt, ist in der Brutzeit; ich fand zwei graugrünliche, braungesprenkelte Eier, die delicat schmeckten. Die Nester sind Vertiefungen im Sande; ihrer 6—8 zusammen. Heute glückte es mir auch zum ersten mal, allein Schildkröteneier zu finden, achtzehn in einem Nest, deren acht ich zur Feier dieses Ereignisses zu verzehren fertig brachte. Es wurden neun Nester geleert. — Das Wasser spritzt oft in einem Strudel auf, die Ursache wird dem Piratinga zugeschrieben.

Ich habe den ganzen Tag fleissig gerudert und finde daran ein grösseres

Vergnügen als an dem Schreiben. Lästiger Nordwind. In der Mitte des Flusses gingen kleine Wellen, aber hoch genug, dass die niedrigen Kanus sich an die Uferseite flüchten mussten. Um 5 1/2—6 1/2 Uhr nachmittags kräftiges Gewitter. Die Sachen waren gut geborgen. Wir rauchten und plauderten im Zelt. Die Beleuchtung nach dem Regen war sonderbar; man hätte darauf schwören mögen, hoch im Norden, an der Meeresküste von Friesland zu sein: reiner Seewind und der helle Strand, von dessen Farbe sich diejenige der Zelte kaum unterschied. Der Boden war schon trocken. Als der Mond durchbrach, gewann das Bild sogar ein ganz polares Aussehen. Satyr fischte; wir nahmen unser Mahl nach 10 Uhr abends ein und schliefen, keinen Regen mehr befürchtend, draussen in den Hängematten.

Schingúlandschaft.

2. Sept. φ 11° 22′.6, λ 49′.6, km 29.70, Summe 528.15.
6 1/2 Uhr früh: I 744.4, II 736.2, Trock. 20.1, Feucht. 19.3, str. c. 9, Wind 0, Wasser 25.2.
6 Uhr abends: I 744.4, II 736.4, Trock. 23.0, Feucht. 20.8, Windbäume, cir. c. 5, Wind = 0, Wasser 26.4.
Bedeckter Himmel. Nordwind, Stärke 3.

Um 9 3/4 Uhr früh ab. Oede Strandpartie und gegenüber dicht bestandener Campo, der aber viele verdorrte Stämme und Aeste zeigt. Barranca 3—4 m, senkrecht, mit Wassermarken in kleinen Stufen, laubbedeckt, dazwischen Sandsteinblöcke. Die Farbe des Wassers in der Mitte des Flusses dunkelgrün, was die Leute „schwarz“ nennen. Heute fehlt die Sonne, es fehlen die Borrachudos und die gelben Schmetterlinge, welche wir gestern hier

wie am Batovy bemerkten. Der Fluss macht Biegungen nach rechts, bis er südliche Richtung erhält; bei einer grossen Bucht, welche wir für einen Nebenfluss halten könnten, die von den geübten Augen der Brasilianer aber sofort richtig beurtheilt wird, wendet er sich nach NNO. Buschwald, keine Palmen; im Campo Tucum.

Nachmittags kreisen vier Urubús in der Höhe. Wo sich die Adler sammeln ist das Aas; Indianer können nicht weit sein. Am Ufer entdecken wir eine Feuerstelle; ein Zweig, vom Strauche scharf getrennt, ist mit einem Messer abgeschnitten, erklären die Sachverständigen; die Suyá haben also Eisenwaaren, sie stehen im Handelsverkehr mit den Brasilianern — wir kommen in geordnete Verhältnisse, schon wieder geht die Phantasie lustig mit dem Verstande durch, und jener Zweig fegt baumstarke Unwahrscheinlichkeiten mit glatter Eleganz aus dem Wege. — Die Gevattern haben Schildkröteneier gesucht. Satyr, der nach Gewohnheit später am Lagerplatz eintrifft, will ein Kanu gesehen haben; es habe in der Mitte des Stromes gehalten und dann plötzlich kehrt gemacht.

Es wird 10 Uhr, bis das Essen auf dem Boden steht. Manoel servirt uns geröstete Maiskolben und heissen Eiermingau als ersten Gang; auf einer Bakaïrí-Schüssel erscheint eine grosse gebratene Piranha von lieblichem Geschmack. Zum Nachtisch aus feinstem Mehl, Fischfett und Schildkröteneiern bereitete berliner Pfannkuchen à la Chingou. Wir feiern ein Jubiläum: der hundertste Tag unserer Reise vollendet sich heute.

3. Sept. φ 11° 11′.4, λ 56′.0, km 26.20, Summe 554.35.
6 Uhr 25. Min. früh: I 745.2, II 738.0, Trock. 20.5, Feucht. 19.8, strc. 10, Wasser 25.3.
10 Uhr nachts: I 746.0, Trock. 204.

Früh $4^1/_2$ Uhr fielen einige dünne Tropfen. Alles sehr feucht.

Um $6^1/_2$ Uhr morgens fing es an zu regnen; die Zelte wurden aufgespannt, die Sachen untergebracht. Wir sassen bis 10 Uhr um einen brennenden Holzkloben, der in unserm Tabackscollegium von Hand zu Hand wanderte, plaudernd zusammen.

Um 10 Uhr bei regnerischem kühlen Wetter ab. Es liess sich trefflich rudern. Der Fluss behielt für eine lange Strecke dieselbe Richtung, ein Umstand, der den Schiffer ebenso ermüdet, wie den Wanderer die gerade Pappelchaussee. Am fernen Ende der Bahn setzte sich ein Stück gelben Sandstrandes vor den dunkeln Waldmassen ab, wie eine dort hingelagerte orientalische Stadt; Santarem an der Tapajoz-Mündung wurde es von Valentin verglichen.

Gegen 2 Uhr nachmittags bemerkte man einen Baum, der die frisch eingeschnittene Zeichnung einer Spirale trug. Eine Stunde später kamen

Häuser in Sicht; sie schauten, nahe am Fluss liegend, aus dem Grün hervor; wir konnten ihrer drei zählen.

Glücklicherweise hatten wir heute gut zusammengehalten; wir versammelten uns, alles lud Büchsen und Revolver, die Stimmung der Leute war eine unangenehm kriegerische. Auch drüben im feindlichen Lager war man aufmerksam geworden; ich unterschied mit dem Glase eine Anzahl Menschen, die sich in einer Reihe am Ufer aufstellten und uns beobachteten. Eine Art fröhlicher Aufregung, wie man sie vor einem öffentlichen Debut empfindet, wenn man seiner Sache gewiss ist, aber die Wichtigkeit des Augenblicks doch nicht unterschätzt, bemächtigte sich unser. Zumal da wir auf dem Flusse waren, konnte auch von leiser Regung wirklicher Furcht keine Rede sein. Mit Blitz und Donner in der Reserve mussten wir unser Spiel sicher gewinnen. Aber immerhin war ein Unfall nicht ausgeschlossen; zu oft hatte man uns die Wildheit der zähnefletschenden Suyá in dramatischer Nachahmung vorgeführt, als dass wir uns nicht auf ein ausserordentliches Erlebniss hätten gefasst machen müssen. Und eine drückende Besorgniss erfüllte mich: wird uns nicht wieder ein unheilvoller Zufall, welcher dem Soldaten als ein roher Scherz willkommen ist, der unsere Interessen aber tödlich schädigt, wie bei den Trumaí der Gelegenheit berauben, den neuen Stamm genauer kennen zu lernen? Sollen wir den Schingú hinunterfahren nicht als eine wissenschaftliche Expedition, sondern als unternehmungslustige Abenteurer, die zufrieden auf ihre Leistungen zurückblicken, wenn sie sich, gleichviel in welchem Zustande, glücklich zum Endpunkte durchgeschlagen haben?

Allmählich unterschieden wir eine grössere Zahl von Hütten; sie lagen etwas erhöht, ein kurzer Weg führte zum Fluss herab. Die schönere Hälfte der Dorfbewohner hielt sich offenbar zurück, nur eine Bande nackter Männer erwartete uns am Ufer. Da auf einmal kamen, etwas voraus, von rechts her vier oder fünf Kanus gerudert — lange Fahrzeuge, die hoch gehäufte Ladung sorgfältig mit grünen Blättern bedeckt, fast nur von Weibern und Kindern besetzt; zweifellos hatten dieselben Mandioca und Früchte auf der Pflanzung geholt.

Hier mündete ein Nebenfluss, dessen Breite wir — par distance — auf 250 m schätzten. Bestürzt gewahrten uns die braunen Weiber, trieben die Kanus mit raschen Schlägen ans Ufer und eilten, die Kinder an sich raffend, das kleinste rittlings auf der linken Hüfte, schreiend in die Waldung, um über Land die Hütten zu erreichen. Nur ein Kanu, das drei Männer und eine resolute, etwas corpulente Alte beherbergte, näherte sich uns auf Rufweite; einer hielt die Waffen fertig in der Hand, doch machte das Ganze keinen feindlichen Eindruck. Vergnügt erkannten wir an den Lippen-

EMPFANG BEI DEN SUYÁ.

S. 201.

scheiben, dass wir Suyá und nicht, wie wir im stillen gefürchtet, noch eine zweite Abtheilung Trumaí vor uns hatten. Doch war die Alte eine gefangene Trumaí, wie sich später herausstellte; was sie uns zuschrie, sollte nach der Lingoa geral, mit deren Kenntniss sich wenigstens gerade das eine Wort verstehen lasse, „kommt herbei“ bedeuten. Dem ängstlich-freundlichen Ausdruck ihres Gesichts nach sagte sie jedenfalls etwas Aehnliches. Wir rückten geschlossen vor, nur zu sehr geschlossen; als hätten die Leute vergessen, dass sie in Kanus sässen, drängten sie sich dicht aneinander, sodass die Flotille eine kleine schwimmende Brücke bildete und keiner dem andern den geringsten Spielraum zum Rudern übrigliess. Man schimpfte, lachte, und unter kräftigem „diavo“ hier „diavo“ da entwirrte sich der Knäuel zu einer regelmässigen Schlachtlinie, die erwartungsvoll, nur mühsam die Aufregung mässigend, an den Landungsplatz des Suyá-Dorfes heranfuhr.

Welche Confusion aber erst unter diesen Urmenschen. Einige vierzig Männer hatten sich dort zusammengefunden, alle nackt, den Körper kunstlos schwarz und roth bestrichen, zum Theil weisse oder orangefarbene Federhauben auf dem Kopfe, zum Theil das lose wirre Haar bis zu den Schultern niederhängend, — alle mit Bogen, Pfeilen und auch Keulen bewaffnet, — alle durch die horizontal wie ein Präsentirtellerchen vor den Zähnen stehende, oben rothlackirte Scheibe in der Unterlippe greulich entstellt. Bei keinem stand das Mundwerk nur einen Augenblick still — welch prächtiges Geschnatter, und welch wunderbare Mimik, wenn das Ding in der Erregung nach der Nase zu schnappen schien! „Suyá — Suyá — tahahá Suyá — tahahá“ — in diesen, in allen Tonarten wiederkehrenden Worten gipfelte das Gebrüll der tobsüchtigen Rotte; sie schwangen die Waffen und sprangen durcheinander, den Blick auf uns geheftet, wie die vor Gier und Hunger momentan fast verrückten Geier im Zoologischen Garten, wenn sich der Wärter mit der Fleischgabel dem Gitter nähert.

Ich fuhr mit Clauss voraus, um zu landen, wir beide aufrecht stehend und durch Geberden unsern Wunsch bekundend. Der Scandal nahm zu. Man war uneinig — zwei prügelten sich, so gut das in der Eile gehen wollte, sprangen dann auf ein paar im Wasser liegende Steine und gesticulirten heftig. Jede Bewegung mit ihrem „tahahá! tahahá!“ begleitend, deuteten sie auf die Bogen und drückten ostentativ in rascher Folge die Linke auf Brust, Arme, Beine, als wollten sie uns klar machen, dass ihnen unsere Waffen und Kleider verdächtig erschienen. Ich legte das Gewehr nieder — sofort folgte mein kluger Suyá, Bogen und Pfeile auf die Erde deponirend und in die Hände klatschend: „Tahahá! tahahá!“

Aber landen liess man uns nicht. Bei der leichtesten Bewegung in diesem Sinn schwoll die Brandung zur Sturmflut an, und in nicht mis-

zuverstehender Weise reckten sich alle Arme in der Richtung flussabwärts: „Dorthin, dorthin geht euer Weg.“ Mittlerweile kam auch Castro mit den übrigen näher. Blicke des höchsten Mistrauens wurden besonders den Hunden zugewendet, gegen deren ganze Natur es freilich gewesen wäre, wenn sie bei dem allgemeinen Lärm kalte Gelassenheit zur Schau getragen hätten; sie bellten aus Leibeskräften und waren in ihrer Erbitterung kaum davon zurückzuhalten, dass sie an Land stoben und heillose Verwirrung unter den rothen Beinen anstifteten. Castro langte einem Suyá ein kleines Geschenk hinüber, das angenommen wurde — die Menschen zitterten zum Theil bei allem Bramarbasiren vor Angst, aber die Situation blieb dieselbe.

Da es schon spät wurde, so beschlossen wir als die Gescheiteren nachzugeben und das Lager auf dem gegenüberliegenden Ufer aufzuschlagen. Als wir im Anfang ein Streckchen flussabwärts fuhren, tanzte die nackte Bande vor Vergnügen und heulte, aber ach, welche Enttäuschung gab sich in dem Chorus kund, sobald der neue Curs die Absicht erkennen liess und man begriff, dass man uns dennoch nicht losgeworden war.

Vorsichtig unser Verhalten beobachtend, folgte uns bald ein mit drei Männern besetztes Kanu; sie näherten sich dem Strande; die Waffen lagen auf dem Boden. Ich ging ihnen abseits entgegen, ihnen ein altes Flanellhemd von Clauss zu dediciren, musste aber bis zum Knie ins Wasser waten, ehe sie sich entschlossen, die Gabe anzunehmen. Ihrerseits spendeten sie mir einige Hutvoll süsse Kartoffeln; bald trafen andere ein, es wurde viel nach drüben geschrien und alles verlief gut. Sie landeten; es dauerte nur kurze Zeit, so war ein lebhafter Verkehr im Gange. Die Soldaten tauschten sich Federhauben ein, ich erhandelte für Angeln, die sie neugierig untersuchten und, als wagten sie ihre Unkenntniss nicht einzugestehen, mit freundlichen Gesichtern annahmen, Halsschnüre von aneinander gereihten durchbohrten Steinplättchen. Doch konnte ich keinen bewegen, mir seinen Lippenpflock abzutreten; sie lachten, aber behielten ihn.

Ein intelligenter Bursche setzte hübsch auseinander, dass der Fluss (paraná) weiter nach Norden gehe — immer Norden Norden — und dass nach neun Tagen ein Wasserfall komme; hoffentlich log er oder übertrieb in dem Wunsche, sich recht deutlich auszudrücken — fast senkrecht wies er erst gen Himmel, dann auf den Strom: — „tuck, tuck, tuck, wūbú“, declamirte er mit schauderndem Behagen, rüttelte an einem Kanu und lachte sehr befriedigt — „Hei“, hiess das auf gut Deutsch, „werdet ihr dort hinuntersausen! Meine Herren, ich gratulire.“ Anscheinend folgten keine Suyá und auch keine andern Stämme mehr bis zum Salto.

Die neuen Freunde waren sehr begierig, von unsern Sachen zu erhalten

und verweilten bis zum Einbruch der Nacht, während wir vergnügt über die Abwechselung Bataten in der Asche brieten. Sie wollten durchaus, dass einzelne von uns sie in das Dorf zurückbegleiteten. Eine kräftige, thätige Gesellschaft, welche den guten Bakaïrí an Energie weit überlegen ist.

Wir liegen im Zelt, der Himmel hat sich bezogen; Moskitos umschwirren mich. Die Suyá drüben wollen nicht zu Bett gehen, scheint es; bisjetzt, nahe Mitternacht, schwatzen sie unaufhörlich. Ein gedämpftes verworrenes Getöse klingt vom andern Ufer herüber; Feuerschein ist nicht sichtbar.

Wol habt ihr Ursache, die Schlafensstunde zu verplaudern, ihr Leutchen aus der Steinzeit. Lasst euere Grossmütter nicht zu Worte kommen, denn was sind ihre kindlichen Legenden gegen die soeben erlebte erste Botschaft aus einer andern Welt, die tausend Wunderdinge in greifbarer Wirklichkeit besitzt und achtlos als Alltägliches handhabt. Ja, welch bizarre Spielerei sich die ernste Klio heute mit euch gestattet hat, ihr vermöchtet es nicht zu fassen und zu würdigen.

Können wir uns doch kaum in der Phantasie auf euere Stufe zurückversetzen, und, wenn wir euch noch so wohlwollend betrachten, uns kaum überzeugend vorstellen, dass euch entstammende Nachkommen die Locomotive und das Mikroskop, geschweige die Hegel'sche Philosophie erfinden würden.

Der Besitz unserer Errungenschaften ist uns so geläufig geworden, dass sie uns fast wie Körpertheile anzugehören scheinen. Selbst in dieser traurigen Wildniss führen wir Compass, Pulver, Flinte, Messer, Bücher mit uns und würden ohne sie uns elend, ja hülflos wissen — wir, die wir ein paar Jahrtausende klüger sind als ihr.

Wer weiss, ihr schnatternden Suyá, ob euere Generation, nachdem wir euch in wenigen Tagen verlassen haben, ähnliche Menschen noch einmal sehen wird. So habt ihr von der Zukunft geträumt, eine Vision hat euch Unbegreifliches gezeigt und doch haltet ihr die Messer, die Spiegel in Händen; ihr weist sie euern Kindern, ohne ihnen erklären zu können, wie diese Seltsamkeiten zu Stande gekommen sind, zu denen weder Thier noch Pflanze noch Fels, weder Wald noch Fluss, nichts also in der sinnlich fassbaren Natur die Stoffe geliefert hat.

Wie alt euere Stammesgeschichte auch sei, ob euere Ahnen in den Pampas unter den Panzerschalen der Riesengürtelthiere Schutz vor Wind und Wetter suchten, ob sie am Meeresstrand hausten und Berge von Muscheln häuften, — aus euerm tiefsten Urzustande herauf hat sich euere Entwickelung immer Schritt für Schritt vollzogen, heute aber übersprang euer Blick einige Jahrtausende nach vorwärts wie der unsere nach rückwärts. Unzweifelhaft dürften

wir beanspruchen, allmählich ehrenvoll in den Kreis euerer mythologischen Vorstellungen aufgenommen zu werden.

4. Sept. 7 Uhr 10 Min. früh: I 745.8, II 738.4, Trock. 18.9, Feucht. 18.5, Wind = 0, tiefer, dichter Nebel.
8 Uhr früh: I 746.8, Trock. 20.8.
2 Uhr nachmittags: I 745.6, Trock. 32.8, Feucht. 21.9, cum. 2, SW 1—3, Sand 49.4.
9 Uhr abends: I 746.8, II 738.6, Trock. 21.0, Feucht. 20.0, Bewölkung = 0, Wind = 0.

Wir wollten unsern Gegenbesuch machen. Gewehre mitzunehmen schien nicht räthlich, weil sie die Aufmerksamkeit zu sehr erregt haben würden; um aber das principielle Mistrauen bei dem ersten Verkehr mit unbekannten Indianern nicht ausser Acht zu lassen, vergewisserten wir uns des im Ledergürtel wohlverborgenen Revolvers. Ich richtete mich darauf ein, womöglich die Nacht im Dorfe zu verbringen; in die Hängematte wurden die Messinstrumente und Geschenke verpackt, vielleicht bot sich schon im Laufe des Tages Gelegenheit, den Suyá anthropologisch zu Leibe zu rücken. „Es irrt der Mensch, so lang er strebt.“

Der Morgen liess sich sehr gemüthlich an. Gerade als wir das Lager verlassen wollten, erschien ein Kanu mit zwei Männern und drei Weibern. Die letztern kamen in paradiesischer Einfachheit, und nicht minder in paradiesischer Unschuld. Ihr Wunsch, intime Beziehungen anzuknüpfen, der sich mit der in unserer ernsthaften Lage gebotenen Disciplin nicht vereinigen liess, wurde von ihren Begleitern durch die allen Zeiten und Völkern verständliche Geberdensprache auseinandergesetzt, und dadurch die Einladung von gestern Abend, der bereits ähnliche Andeutungen beigemischt erschienen, in ein neues Licht gerückt. Die beiden gänzlich unbekleideten Frauen waren weder jung noch schön, aber in keiner Weise frech und zudringlich. Ihre Natürlichkeit freilich war verblüffend; dem Kanu entsteigend, wuschen sie sich in der unbefangensten Weise und zeigten dabei, dass sie die naive Selbstvergessenheit noch besassen, welche die Kritik der mediceischen Venus abspricht.

In Begleitung von zwei Soldaten fuhren wir drei nach dem Suyá-Dorf. Man empfing uns in grossem Schwarm, die Waffen auf den Boden legend und „tahahá“ rufend. Tahahá heisst gut, Freund u. drgl. Jeder von uns wurde vorsichtig bei der Hand gefasst und den Weg hinauf geleitet. Seitwärts viele Frauen, zum Theil mit Säuglingen, welche an der linken Hüfte der Mutter in einer über deren rechte Schulter verlaufenden braunrothen Wollenbinde sassen. Sie blickten uns neugierig an, entfernten sich aber, wenn wir ihnen zunickten. Alle in Evacostüm, sämmtliches Körperhaar rasirt, das Haupthaar in einen losen Knäuel am Hinterkopf aufgerafft oder

SUYÁ.

S. 204.

frei bis auf die Schultern; in den Ohren trugen auch sie den aufgerollten Palmblattstreifen; ihre Lippen waren nicht entstellt. Eine fiel mir auf wegen ihres schönen weissen Gebisses; sie hatte drei Ketten mit dicken durchbohrten Steinen um den Hals.

Unsere liebenswürdigen Führer hegten die klare Absicht, uns in verschiedene Hütten zu vertheilen; wir schienen das aber nicht zu bemerken und traten zusammen in die letzte und grösste ein. Wir zählten neun ganz wie bei den Bakaïrí gebaute bienenkorbartige Häuser und einen offenen Schuppen in der Mitte des freien Platzes. Ringsumher wuchs Baumwolle und wildes Zuckerrohr, das die Pfeilschäfte liefert.

In dem Hause wurden wir auf eine Weise umlagert und bedrängt, dass wir uns kaum rühren konnten. Wilhelm sass auf einem Schemel und wurde bei jedem Versuch, sich zu erheben, freundlichst niedergedrückt. Ich schrieb einige Worte auf; mistrauisch beobachtete man jede Bewegung der Hand.

Reibholz (Mandiocaschaber).

Wir erhandelten einige Gegenstände. Man gab uns gute Cigarretten von bekanntem Riesenformat, man bewirthete uns mit einer dünnen Stärkelösung.

Es war eine Reihe baumwollener Hängematten vorhanden; doch sagten die Suyá stets „Bakaïrí“ — in einer Hütte war einer beim Weben beschäftigt, — es unterliegt keinem Zweifel, dass sie diese Kunst erst von den Bakaïrí erlernt haben. Ihr eigentliches Nachtlager ist eine grob geflochtene Matte und ein Stück Holz zum Kopfkissen. Und doch ist es nicht weniger gewiss, dass diese Suyá den Bakaïrí an Kunstfertigkeit und Energie überlegen sind. Die Töpfe waren vorzüglich gearbeitet und hübsch schwarz bemalt: zwei concentrische Kreise, auf der äussern Bodenfläche von dem grössern Seitenstreifen zum obern Rande verlaufend, bildeten ein Muster, das mir besonders auffiel.

Die Bemalung der Calabassen wies dieselben geometrischen Zeichnungen wie bei den Bakaïrí. Geschickt waren sie im Flechten niedlicher Körbe, in denen Früchte aufbewahrt wurden, während der Vorrath an Mehl in kunstlosen Ballen verpackt war.

Mehrere Schemel stellten einen Vogel dar, Kopf und Augen waren, wenn man das elende Werkzeug bedenkt, vortrefflich gearbeitet. An den Reibhölzern oder Mandiocaschabern waren die Buriti-Stifte zu einem hübschen Muster angeordnet. Auch die Beijúwender zeigten Bemalung.

Das Gedränge liess nicht nach; ein schielender Alter, vielleicht der Zauberer des Stammes, blies jedem von uns zwei mächtige Rauchwolken in jedes Ohr und fügte pünktlich sein „tahahá, tahahá Suyá“ hinzu. Ausserordentlich früh drückten unsere Gastfreunde den Wunsch aus, dass wir uns nun wieder entfernen möchten, und als wir sie nicht verstanden, fassten sie uns an der Hand, deuteten auf das andere Ufer und suchten uns vorausschreitend zu der Rückkehr nach den Kanus zu verlocken. Wir verstanden sie aber immer noch nicht; wir gingen auf den Schuppen zu und setzten uns dort nieder. Derselbe diente wol als Berathungsort; es lag dort eine Matte in der Mitte, an jeder Seite befand sich eine Feuerstelle, und eine Menge verstreuter Strohfidibusse deutete an, dass man hier in der vorigen Nacht die Volksreden gehalten hatte. Ein Blinder kam herbei, auf einen Stock gestützt; ein uralter Greis, desgleichen am Stabe, dem die Unterlippe mit mächtigem Klotz heftig wackelte, betastete uns mit zitternden Händen.

Auch die resolute Trumaí von gestern erschien; sie hatte unbedingt Einfluss bei den Männern, und erhielt deshalb ein prachtvolles Armband mit blauen Perlen, welches sie zufrieden lächelnd entgegennahm.

Der Zauberer, dessen Ungeduld von Minute zu Minute wuchs, sass neben uns; er verzweifelte schier über die Schwerfälligkeit unsers Begriffsvermögens und beklagte sich bitter bei dem Kreis der Bewunderer, der uns umgab. Fürchtete der Biedermann, an seinem eigenen Ansehen zu verlieren, weil die fremden Zauberer ihm überlegen waren? Ich zog einen Spiegel hervor, deren sie noch keinen gesehen hatten, und hielt ihn mit einem schmeichelnden „tahahá, tahahá“ den schielenden Nachbar vors Antlitz. Wie er die Augen verdrehte! Nur einen flüchtigen Blick hatte er hineingeworfen, und der Schreck malte sich in seinen Zügen; aufgeregt warnte er die andern, den Gegenstand zu betrachten. Da plagte mich der Uebermuth, dass ich das Sonnenbildchen mit der blanken Fläche auffing und es rasch zwei, drei mal über die Körper der Umstehenden zucken liess. Schreiend stürzten sie auseinander, drohend kamen sie mit den Waffen zurück und winkten uns heftig, den Platz zu räumen. Jetzt war es Zeit, dass wir verstanden. Möglichst gehalten und ruhig, ohne uns zu beeilen, traten wir den Rückzug an; doch erst, als das Kanu vom Ufer abstiess, glättete sich die kahle Stirn des Zauberers.

Spät nachmittags einiger Besuch. Die Zahl der Suyá anzugeben, wäre nach unsern Erfahrungen kaum möglich; jedenfalls ist es das bevölkertste

Dorf von denen, welche wir gesehen haben. 150 Seelen, Männer, Weiber, Kinder, dürfte reichlich gerechnet sein.

Sie sind etwas grösser im Durchschnitt als die Stämme, denen wir bisher begegnet, keiner erreicht jedoch 1.70 m; schlank, von kräftiger Muskulatur; ihrer Hautfarbe ist ein wenig mehr gelb beigemischt. Eine hohe, aber etwas zurückweichende Stirn, schmale, meist gerade Nasen, ziemlich enge Augenspalten, verständige Züge — ohne die Entstellung würden diese Gesichter nichts Ungewöhnliches darbieten. Bei einigen ist die Vorderhälfte des Kopfes rasirt; hinten wird das mehr straffe als wellige Haar geknotet oder hängt wirr bis auf die Schulter herab. Wir bemerkten zwei, welche gelbe Baumwollensträhne wie eine Perrücke trugen. Bei vielen stärkere

Ohrrolle.

Ansätze von Bartwuchs; bei einem war ein dünner Schnurrbart vorhanden. Nur wenige haben das übrige Körperhaar entfernt. Die Augenwimpern sind meistens ausgerissen. Viele Schnittnarben über den ganzen Körper.

Das „Lançó" ist eine Rolle wie ein Bandmaass (Durchmesser 7 cm, Breite des Bandes 1.5 cm), von den breiten Blattstreifen der Bacava-Palme; die Ohrläppchen, in denen es von beiden Geschlechtern getragen wird, erscheinen wie aufgeschlitzt und hängen, wenn die Rolle, welche sie allmählich weit ausgedehnt hat, herausgenommen wird, wie ein Zügel bis nahe an das Schlüsselbein herab; so entstände eine grosse Unbequemlichkeit, falls das Lançó, wie häufig geschieht, nicht angelegt wird; doch weiss man sich zu helfen: man schlingt den schlotternden Zügel über die Ohrmuschel.

Die Lippenscheibe heisst „Nigakoko" und ist ausschliesslich Schmuck der erwachsenen Männer. Sie ist sehr zierlich aus einem wie Kork leichten

Holz gearbeitet, bis 7 oder 8 cm im Durchmesser und 1.7 cm dick. Der Rand zeigt ringsum eine hohlkehlenartige Vertiefung, durch welche die Scheibe sichern Halt gewinnt. Die obere Fläche und der Rand sind roth bemalt, die untere Fläche ist weiss und durch einen schwarz aufgemalten concentrischen Kreis verziert. Das Loch, in welchem die Scheibe steckt, ist in der Mitte dicht unter dem Lippenroth gebohrt; durch ihr Gewicht fällt sie in eine horizontale Lage; an den Ecken geht das gemalte Roth unmittelbar in die Mundschleimhaut über. Im Profil ein merkwürdiger Anblick. Die untern Schneidezähne, des Drucks der Lippe entbehrend, stehen schief, brechen ab, fallen aus. Auch die Ansammlung des Mundspeichels ist beeinträchtigt, und so sind die Suyá fortwährend genöthigt, ihn herabzu-

Lippenscheibe.
a obere Seite. b untere Seite.

schlucken; ihre Rede wird infolge dessen in regelmässigen Intervallen durch ein schlürfendes Geräusch unterbrochen.

Es ist ihnen unmöglich, ein reines anlautendes p auszusprechen; was sie zu Stande bringen, ist ein Laut zwischen f und h.[1]

Sie lächelten anfangs verlegen, wenn ich ihnen den Pflock vom Munde weg verlangte — sie genirten sich; ein Alter endlich, dem es schon eher gelingen durfte, der widerstrebenden Eitelkeit und Scham Meister zu werden, entschloss sich zuerst, erhielt zur Belohnung ein Häufchen blauer Perlen, und das Eis war gebrochen. Sie drängten sich nun um die Wette zu dem Tauschgeschäfte. Aber mit der Lippenscheibe waren sie doch schöner; das Loch zeigte die am Innenrand unregelmässig höckerige Schleimhaut, die Zähne wurden durch dasselbe sichtbar, das Speichelschlürfen hörte auch nicht auf. Schwer kann man sich in die Seele eines Suyámädchens hinein-

[1] Vgl. Anhang: Suyá-Vocabular, Lautwandel IV.

denken, wenn sie ihrem Bräutigam gesteht: „Siehe, mein Freund, du bist schön und lieblich. Deine Lippen sind wie Rosen, die mit fliessenden Myrrhen triefen.“

Und sicherlich sagt das Suyámädchen dergleichen, wenn auch mit ein bischen andern Worten als der Herr Pfarrer.

Wir bewundern ein allerliebstes Oehrchen, in dessen Läppchen ein diamantener Stern funkelt — der Suyágeschmack geht naturgemäss mehr ins Grosse, da ihm nichts Zierliches zu Gebote steht, wodurch er auffallen könnte: die Grundneigung ist in beiden Fällen dieselbe. Warum sind wir so einseitig und tragen nicht auch ein Juwel in der Lippe? Es brauchte nicht gerade eine goldene Untertasse zu sein. Auch belästigte beim Essen und Rauchen ein solches Nigakoko nicht mehr als beim Sprechen, beim Trinken würde es hastige Naturen sogar vor Verlusten bewahren, und doch, nein, es geht ja nicht — die Frauen werden nicht begreifen, wie ich so etwas vergessen konnte.

In der Verfertigung des Federschmucks sind die Suyá den andern gleichfalls überlegen. Sie lieben die Zusammenstellung von roth und orange; sie tragen sowol die Diademe mit ragenden Ararafedern, als auch die mit einem weitmaschigen Baumwollengeflecht an dem Kopf anliegenden runden Hauben. Federbänder um den Oberarm.

Doch sind diese Kostbarkeiten nicht alltägliche Tracht.

Ihre schweren, schwarzbraunen, platten Keulen, 1 m 40 cm lang, aus dem Holz der Seribapalme, haben zwei augenartige Einsätze von Muschelschale. Bei einer war der Griff mit einem schwarzgelben Geflecht überzogen.

Sie gaben uns eine Schiessvorstellung mit Pfeilen, deren Spitze eine Harzkugel aufsitzt und deren Mitte von einem durchbohrten und ausserdem seitlich offenen Tucumkern umgeben ist; durch den letztern wird beim Fliegen des Pfeils ein eigenthümliches helles Klingen und Pfeifen erzeugt. Unsere Leute waren auf diese Pfeile wie versessen und riefen mit ihren Versuchen grosse Heiterkeit unter den Gevattern hervor.

Zu meiner Freude erwarb ich ein interessantes Stück, das einzige, welches wir sahen — eine Pfeilschleuder, die der Besitzer „kagolintane“ (ein Verbum?) nannte. Ein rundes mit einer hakenförmigen Umbiegung an einem Ende versehenes Stäbchen, 25 cm lang, geht an dem andern Ende in eine 6 cm breite, 14 cm lange Platte über, welche ein Loch besitzt. Durch letzteres wird der Zeigefinger gesteckt, das Stäbchen liegt auf dem Vorderarm und der Pfeil, nur leicht mit den Fingern dirigirt und durch den Haken, dem er hinten anliegt, losgeschleudert, entsaust mit grosser Kraft und grosser Bestimmtheit der Richtung, was mit der blossen Faust niemals zu erzielen ist, da durch die beim Griffe nicht zu vermeidende Reibung das leichte Ge-

schoss nicht ohne Hemmung abkommen und die Luft nicht scharf durchschneiden kann. (Vgl. die zweite ethnographische Tafel.)

Die mit Bambusmesser versehenen Pfeile habe ich bereits bei den Trumaí beschrieben.

Ruder und Kanu sind ohne Eigenthümlichkeiten.

Die Steinbeile zeichnen sich durch ihre Grösse und Schwere aus. — Ich erwarb eine Art Meissel, welcher aus einem Holzgriff und daran gebundenem Knochenstück bestand.

Die Suyá bemühten sich sehr, möglichst viele Piranhagebisse, welche für sie ausgeschnitten wurden, von der Mannschaft zu erhalten.

Sie brachten mir auch dichte Baumwollenbinden, welche unter dem Knie getragen werden sollen, mit einem Gehänge klirrender Muscheln, sowie Tragbänder für Säuglinge.

Um den Leib schmücken sie sich mit Schnüren kleiner Steinscheibchen. Sehr hübsch waren Halsketten aus quadratischen, leicht gewölbten Muschelplättchen.

Ihre Flöten, welche aus drei Rohren bestehen, sind sehr gross (das längste Rohr 50 cm), aber ohne jede Sorgfalt aneinander gebunden. Eine der Bakaïrímeni ähnliche Flöte stammte von den Kamayurá.

5. Sept. 7 Uhr früh: I 744.6, Trock. 18.8, Feucht. 18.0, klar, windstill, frische Nacht, gegen 3 Uhr früh scharfer Wind aus O.
2 Uhr nachmittags: I 745.8, II 736.4, Trock. 36.2, Feucht. 23.5, cum 4, SSW 2—3, Bodenbestrahlung Max. 47.0, Wind 11 Uhr ONO.
9 Uhr abends: I 745.6, II 737.0, Trock. 22.1, Feucht. 21.1, cir. c. 2, 7 Uhr abends NNO, Wetterleuchten.

Die Suyá kamen heute sehr spät. Wir fürchteten bereits, es sei etwas in Unordnung; wir sahen den Rauch von einem grössern Feuer emporsteigen, hörten fortwährend hohle Flötentöne, aber keine Seele liess sich am Ufer blicken. Und als sie endlich erschienen, fiel ihre grosse Zahl auf; es mussten ungefähr die sämmtlichen Männer sein, und nicht ohne Mistrauen gewahrten wir, dass sie alle mit Bogen, Pfeilen, Keulen oder Knüppeln bewaffnet waren. Doch verlief der Morgen ohne Störung; viele zogen sich bald zurück. Sie wünschten dringend, dass wir abfahren möchten. Sie zeigten auf die Sonne — wenn sie die Mittagshöhe passirt habe, sollten wir aufbrechen. Sie hätten nichts mehr zu essen; offenbar fürchteten sie, auf Jagd und Fischfang auszuziehen, solange unsere Anwesenheit ihr Dorf bedrohte.

Ein wenig Proviant überliessen sie uns auch nur mit grosser Zurückhaltung. Ausser der wilden Mandioca pflanzen sie einen schönen goldenen Mais, der durch die Kleinheit der Kolben ausgezeichnet ist, Inhame, süsse Bataten, Bohnen, Taback, Baumwolle. Wir fanden zudem Mandubí, Mangava, Kürbiskerne (Abobora) und dreikantige Paranüsse — die dem

brasilianischen wie nicht minder unserm Gaumen so sehr zusagende Frucht des Kastanienbaums, welche nach Aussage der Suyá aus einiger Entfernung herbeigeholt wurde.

In Gefangenschaft der Suyá befinden sich zehn Manitsauáindianer, deren Aldea stromabwärts an einem linken Nebenfluss des Schingú angeblich vier Tagereisen von hier gelegen ist. Der erste, der uns auffiel, war ein untersetzter Mensch semitischen Aussehens, mit ziemlich kräftigem, wenn auch kurzem Vollbart, der, wären die Augen nicht so verschleiert und leer gewesen, recht hübsch hätte genannt werden müssen. Wir lernten ausser ihm noch einen Alten mit zwei Söhnen kennen, leider waren sie schon nach kurzer Zeit nicht mehr zurückzuhalten, sodass ich froh war, eben einige Vocabeln aufschreiben können. Der Alte hatte eine nachgewachsene Tonsur, ziemlich spärlichen Bartwuchs. Diese drei mager, schwächlich; Haare, Hautfarbe wie die Bakaïrí; einer der Jungen mit bemerkenswerth feinen Händen und kleinen Ohren, 15—17 Jahre. Bei allen vieren gebogene Nase, enge Augenspalte. Sie trugen Waffen, doch keinerlei Schmuck. Die höflichen Suyá nannten sie „Brüder“. Ich belohnte den Alten reichlich, damit er morgen wiederkomme — bald darauf fand ich meine Geschenke in den Händen des anscheinend nächststehendsten „Bruders“, dem alles hatte abgeliefert werden müssen.

So bedeutete ich diesen Suyá, den Sonnenstand bezeichnend, dass er und der Bruder morgen früh mich wieder besuchen mögen.

Wie erstaunten wir aber, als abends zwischen 8 und 9 Uhr eine kleine Anzahl sich ohne Waffen vergnügt und unbefangen bei uns einstellte, auf den Mond deutete und klar anseinandersetzte, dass sie für diese Stunde bestellt seien.

Ich nahm sofort den Semiten mit einem Suyá zusammen ins Gebet, und setzte die linguistische Aufnahme fort. Zwei unserer Hunde liefen vorüber, und aus den Worten, die sie dem Manitsauá entlockten, liess sich erstens constatiren, dass sie auch ein Wort für Hunde, deshalb wahrscheinlich auch die Hunde selbst haben, wie sein freudiges „Manitsauá hayugú“ zu besagen schien, und gelang es zweitens, die Farbenadjective zu gewinnen, da der eine Hund schwarz, der andere gelb war. Das wurde sofort auf andere farbige Gegenstände ausgedehnt. Nun glaubte ich, den dabei sitzenden Suyá auch so weit zu haben. Er begriff mich aber nicht und sprach beharrlich nur die Namen der Gegenstände aus, obwol der Manitsauá, der mich vollkommen verstand, mir zu helfen bemüht war.

Die nöthigsten Wörter habe ich für die Suyá notirt; sobald ich jedoch an die Verba kam — du gütiger Himmel! Essen und trinken — als ich ihnen das vormachte, stellten sich die Wörter zu rasch und natürlich bei

ihnen ein, als dass ich sie nicht hätte festhalten können. Was ich aber ferner zur Verdeutlichung meiner Wünsche mimisch ausdrückte, schlafen, lachen, weinen, laufen, fand allseitige Anerkennung als schauspielerische Leistung, erzeugte viele Heiterkeit und weckte den Trieb der Nachahmung bei meinem Publikum — die Zauberworte jedoch, die erlösenden, sprach es nicht aus. Unsere Unterhaltung bewegt sich in flotter Gangart. Mit „ni" das, „tahahá" gut, „atá tahahá" nicht gut, „waikéle" ich verstehe nicht, lässt sich die ausgedehnteste Conversation über die meisten Dinge des Himmels und der Erden führen. „Waikéle" hatte mir schon einer der ersten gesagt, an den ich eine Frage richtete, und dabei auf seine Ohren gedeutet, als ob er schwerhörig sei; — als nun kurz darauf ein neugieriger Kreis von Suyá mich mit Fragen bedrängte, sagte ich mit derselben Geberde sehr ernsthaft: „Waikéle, Waikéle", aber mein Ernst hielt nicht vor: denn in ihren verdutzten Gesichtern prägte sich eine solche Mischung von Erstaunen, wie gut ich plötzlich Suyá sprach, und gleichzeitig von offenbarem Argwohn, dass ich dann auch noch viel mehr wissen möchte, so unverhohlen aus, dass ich hell auflachen musste. Ich merkte, dass dieses Schingúvölkchen nicht nur nicht unsere Erfindungen und Bedürfnisse im allgemeinen, sondern des besondern selbst unsere ältesten Witze noch nicht kennt.

Der schielende Zauberer hatte auch an der linguistischen Sitzung theilgenommen. Als ich sah, dass ich ihre Geduld erschöpft hatte, und mein Büchlein zuklappte, begehrte jener Bleistift und Papier. Er begann ein Cuyenmuster zu zeichnen, und malte für ein Küchenmesser zwei Seiten voll, den Bleistift trotz des ersten Versuchs regelrecht führend — freilich in der Zerstreutheit hielt er ihn etliche male in die Kerzenflamme, wie er es von seinen Studien in der Harzmalerei her gewöhnt war. Kam er mit den Rauten in die Brüche, füllte er den Platz durch Schraffirung aus. Er war sehr fleissig, und glich mit seinem kahlen Vorderschädel einem bei der Arbeit hockenden Japaner, wozu die rothlackirte Lippenschüssel nicht übel stimmte.

Wilhelm setzte einen andern Collegen in Thätigkeit, welcher mehrere Seiten des fremden Skizzenbuchs mit blauen und rothen Netzmaschen bedeckte.

Allmählich hatte sich eine grosse Versammlung vor unserm Zelte zusammengefunden. Eine schöne Vollmondnacht; der Fluss blinkte und drüben über der schwarzen Baumdecoration schwammen silberne Wölkchen. Ein verwetterter Alter, mit einem Charakterkopf, von dem das Haar unordentlich bis auf die Schulter hing, erzählte. Eine ruhige, helle Stimme, eine ausdrucksvolle Gesticulation. Die Trumaí sind ihre Feinde. „Trumaí atá tahahá". Sie haben einen Suyá, der sie besuchte, freundlich empfangen und,

ZEICHNENDE SUYÁ.

S. 212.

wie mit den traurigsten Mienen erklärt wurde, am nächsten Tage hinterlistig getödtet. Aber die Suyá werden sich an den Trumaí rächen. Nun aber kamen wir an die Reihe! Wir hatten Balsam, lieber Alter, für die Wunde deiner Seele. Mehrere unserer Helden sprangen gleichzeitig vor, den Siegesgesang anzustimmen: die elenden Trumaí hatten wir trotz ihres Hú-hú in die Flucht geschlagen und ihre sämmtlichen Waffen erbeutet. Hohe Freude erweckte diese Mär unter den Suyá; sie hatten natürlich längst gesehen, wie viele Bogen und Pfeile der Trumaí wir besassen und ihre Vermuthungen darüber aufgestellt.

Die Kustenaú und Bakaïrí kannte der Alte wohl; Antonio wurde vorgeführt, „unser“ Bakaïrí. „Sieh da“, meinte jener, wie aus seinen Geberden klar zu verstehen war, „den habt ihr euch wol als er noch klein war bei einem Raubzug aufgelesen und zum Bruder heranwachsen lassen?“

Handzeichnungen der Suyá.

Ein Wort gab das andere; der Alte begriff, was wir wissen wollten. Er zählte alle die Stämme auf, welche an dem obern Schingú sesshaft sind, er zeichnete, um recht deutlich zu sein, mit dem Finger den Flusslauf in den Sand. Miçú ist Fluss: Suyá-miçú, — Bakaïrí-, Kustenaú-, Waurá-miçú, — und zu unserer grössten Ueberraschung malte er den Batovy, den einzigen, den er so und zwar ganz aus eigener Initiative so darstellte, mit korkzieherartig gewundenem Lauf. Jeden Namen wiederholte er zwei, drei mal; wo ein Stamm, wie z. B. die Minakú, fünf Dörfer besitzt, sagte er fünf mal Minakú, machte fünf Striche in den Sand und bog Stück für Stück die fünf Finger einer Hand zur Seite. Umstehend ist das genaue Conterfei seiner Zeichnung mit den beigefügten Namen.

Ob der Zeichnung in der That so weit zu vertrauen ist, dass auch die Nebenflüsse des Kulisëu-Hauptarmes alle von links kommen, wage ich

nicht zu sagen; da jedoch der obere Schingú, wie wir jetzt voraussetzen müssen, so nahe an den weiter südlich entspringenden Araguay heranrückt, ist es wol denkbar, dass die Wasserscheide zwischen Schingú und Araguay dort näher dem erstern sich hinzieht. Das ist aber ziemlich gleichgültig vorläufig, wichtig ist, dass eine solche Menge von nicht weniger als 13 Stämmen die Ufer des Kulisëu bewohnt; die letzten Namen sind in der Schreibweise unsicherer, weil unser Geograph gegen das Ende sich mehr beeilte; er wiederholte jedoch die ganze Liste noch einmal und bestätigte sie, wie ich sie ihm vorlas.

Wie sind wir vom Glück begünstigt gewe-

Wie der Suyá-Häuptling das Quellgebiet des Schingú aufzeichnete.

sen! Gerade an der einzigen Stelle, wo wir an Bekanntes anknüpfen konnten, bei den Bakaïrí, sind wir eingedrungen; den einzigen Schlüssel, der auf die verschlossene Pforte passte, hat uns Fortuna in die Hand gedrückt.

[1] Die Bakaïrí. † Kuyaaú-missú; doch schien uns die Existenz eines Kuyaaústammes nicht vollkommen sicher. †† = Kayaχó? wie sich nach den Bakaïrí die Coroá nennen?

Und hätten wir uns auf dem Ronuro eingeschifft, der nach den Angaben der Bakaïrí die fürchterlichsten Cachoeiras besitzt — wer weiss, wie weit wir gekommen wären; wären wir weiter gen Osten bis zum Kuliseu gezogen, so hätte uns zwar eine grössere Fülle des Interessanten erwartet, allein diese Aufgabe wäre für unsere halb militärische Expedition zu gross gewesen: sie hätte sich nur in voller Unabhängigkeit lösen lassen, und es ist sehr zweifelhaft, ob wir die Cardinalfrage — die Niederfahrt auf dem Schingú — zur Erledigung gebracht haben könnten.

Wie liegen die Verhältnisse aber flussabwärts?

Ein „Salto“ kommt, das ist sicher. Noch eine Aldea der Suyá? Entgegengesetzt dem Ergebniss unserer Erkundigung am ersten Tage glauben wir jetzt, dass wir ein zweites Suyádorf treffen werden. Es ist mein einziger Trost; hier können wir nicht länger bleiben — man drängt uns derartig zur Abfahrt, dass wir wol nachgeben müssen, so sehr mich die Sorge um den Verlust der Körpermessungen bekümmert. Wollte ich aber jetzt mit neuen Zauberapparaten ins Feld rücken, so würde ich wenig Willfährigkeit finden, und auch die Mannschaft wird ungeduldig, da die Suyá, welche selbst nichts mehr zu essen zu haben behaupten, uns nur noch Kürbiskerne bringen.

An jenem „Salto“ ist unser vielgereister Suyágeograph gewesen; jenseit desselben hätten sie viele Feuer gesehen und seien aus Furcht umgekehrt. Kein Name ausser den an einem Nebenfluss wohnenden Manitsauá ist den Suyá bekannt — wenn sie die Wahrheit sagen. Und heute, wo wir ihnen eine solche Bereicherung unsers Wissens verdanken, möchte ich nicht schlecht von dem braven Alten denken. Wir hingen ihm zur Belohnung eine Nachtwächterpfeife um, deren gellender Ton ihm imponirte: er lobte uns auch sehr, wir hätten den Suyá so viele Messer gegeben. Unter vielen gegenseitigen Complimenten, wie tahahá der andere sei, trennten wir uns um Mitternacht.

Doch als wir noch plaudernd zusammensassen, kam $12^1/_2$ Uhr eine neue Gesellschaft von sieben Mann. Sie wollten auch zeichnen! Sie wollten sich auch Küchenmesser verdienen! Nein, meine Herren, man kann alles übertreiben, selbst die Liebe zur Kunst. Ebenso höflich wie entschieden schickten wir sie nach Hause; sie gingen aber nur widerstrebend von dannen und luden mich wie neulich freundlichst ein, sie zu begleiten. Auch das noch!

FUNFZEHNTES KAPITEL.

EINTRITT DES STROMES IN DAS GEBIRGE. — UNBEWOHNTE STRECKEN.

Wir kamen erst gegen 11 Uhr vormittags fort.

6. Sept. φ 10° 58′.0, λ 50′.5, km 28.67, Summe 583.02.
7 Uhr 10 Min. früh: I 746.4, II 736.4, Trock. 21.1, Feucht 20.1, cum. 2, Wind = 0.
6 $^1/_4$ Uhr abends: Trock. 22.2, Feucht. 21.6, cum. 8, Wasser 28.1.
5—5 $^1/_2$ Uhr nachmittags Gewitter mit scharfem Regen.

Die Suyá haben in grossem Masstabe gestohlen; sie hatten das schlaue System, während der unbefangensten Unterhaltung einen Gegenstand mit den Füssen im Sande zu vergraben. Es fehlten ein Messer, ein Becher, eine Schere, ein Thermometer, eine volle Pfefferflasche, zwei Ruder. Nachdem das Zelt abgebrochen war, durchwühlten wir den Sand, fanden aber nur ein Messer wieder. Aus der Ferne sahen wir jedoch noch, wie mehrere Kanus an unserm Lagerplatz landeten und alt und jung dieselbe wühlerische Thätigkeit im Sande entwickelte wie wir, wahrscheinlich mit besserm Erfolge. Vielleicht hängt unser Schleuderthermometer schon als kostbares Amulet am Halse eines Säuglings.

Nur wenige haben uns heute Morgen noch besucht, und die wenigen brachten trotz aller Aufforderungen unsererseits keine Beijús. Um unsern Proviant sieht es böse aus; die Bohnen, die angenehmste und nahrhafteste Abwechselung der einförmigen Kost, sind durch die wiederholte Benässung sämmtlich verdorben. Verhungern werden wir nicht auf einem fischreichen Flusse, allein es sind doch trübe Aussichten für die Speisekarte.

Castro hat sich zwei Mutums erworben und mir den einen zum Begleiter ins Kanu gegeben. Der eine, ein Mutum „cavallo", mit siegellackrothem renommistischen Schnabel, einem wippenden Federbüschel auf dem Kopfe, etwa gross wie ein Truthahn, ist von einer Zahmheit, die an die Unbefangenheit der südgeorgischen Pinguine erinnert. Der andere, ein Mutum „pinim", ist weniger hübsch gefiedert und hat einen gelben Schnabel mit schwarzer Spitze.

Vielfach Praia, besonders links. Eine sonderbare Figur, die wir für eine menschliche Darstellung hielten, erwies sich bei näherer Betrachtung als ein Hirsch, der auf zwei Pfählen gleich schreitenden Beinen, den Kopf emporgestemmt, ein Band um den Leib, aufgestellt war; die Füsse waren abgehackt. Er war durch einen Pfeilschuss erlegt und schon in Verwesung. Die Suyá, mit denen über Geschmack zu streiten wir längst aufgegeben haben, essen kein Hirsch- und kein Tapirfleisch und finden Capivara besser.

Von 4 Uhr ab Gewitter in Norden, unter Blitz und Donner fahren wir wettrudernd auf eine Praia los; gerade dort landend, trifft uns der erste Regen mit Macht; dreissig Schritt entfernt ist der schützende Wald; eilfertigst, als gälte es auf einer Bahnstation noch den Anschluss zu erreichen, stürzt jeder mit einigen Gepäckstücken den Bäumen zu. Es geht rasch vorüber. Wir lagern auf der Landzunge zwischen dem Hauptstrom und dem von links einmündenden Manitsauá-missú.

Ein Barbado, fast 1 m lang, ein Paar Bartfäden am Ober- und zwei Paar am Unterkiefer, erangelt. Die widerwärtigen Moskitos sitzen wie dicht gespickt der Zeltwand auf.

Wir schlafen draussen, bis nachts $2^1/_2$ Uhr ein neuer Regen mit stürmischem Wind, Stärke 5—7, die elende Behausung aufzusuchen zwingt.

7. Sept. φ 10° 50′.6, λ 1° 2′.6; km 27.13, Summe 610.15.
7 Uhr früh: I 745.2, II 737.8, Trock. 19.8, Feucht. 19.0, str. c. 10, Wind = 0, nachts 12 Uhr starker Gewitterregen.
$5^1/_2$ Uhr nachmittags: I 744.8, II 737.6, Trock. 24.6, Feucht. 22.5, cum 5, Wasser 27.8.

Unabhängigkeitstag — der grösste Festtag Brasiliens.

Die letzten Conserven liefern ein solennes Frühstück — eine Bohnenpulversuppe mit Fleischextract, Juliennegemüse. Castro hat eine Flasche Marasquino für diese Feier aufbewahrt; auch den Soldaten kommt eine Schmeckidee zu gute.

Der Manitsauá-Fluss, vor dessen Einmündung ein Inselchen liegt, fliesst schneller als der Hauptstrom und hat eine Breite von 150 m.

Himmel bedeckt, str. c. 10. Unangenehmer Nordwind; er erzeugt Wellen,

die unsere Fortbewegung schon wesentlich beeinträchtigen; Wilhelm's Boot schöpft viel Wasser.

Wir fahren dicht am linken Ufer. Ich nahm einige Cangastücke mit, die stellenweise dicht über dem Wasser zu einigen Reihen von Blöcken angehäuft sind. Unterhalb sah ich eine Platte von anstehendem rothen Sandstein durchblicken, Barranca 2 m. Ab und zu Campo; ein paar Inseln; häufig die Oauassú, doch der liebliche Contrast der Peuva fehlt. Ihre Wedel sind höher als der Wald umher.

Um 2 Uhr nachmittags glättet sich der Strom wieder, der heute viel nach Osten hält. Regnerisch; Borrachudos.

Um 4 Uhr wird ein schwimmendes Reh (veado catingeiro) bemerkt, und sofort über den halben Fluss weg eine Jagd auf dasselbe eröffnet. Man darf nicht schiessen, weil es auf den Grund sinken würde. Antonio erwischt es an einem Hinterbein. Ein zarter Braten.

Moskitos unsinnig zudringlich. — Satyr und Valentin sammeln nach 10 Uhr abends 8 Dutzend Schildkröteneier; doch werden sie während der Nacht fast sämmtlich von den Hunden gefressen. Wir haben wieder auf einer vor der Einmündung eines Nebenflusses angeschwemmten Praia geschlafen.

8. Sept. φ 10° 36′.1, λ 1° 6′.3, km 29.06, Summe 639.21.
$7^1/_2$ Uhr früh: I 746.0, II 738.8, Trock. 21.8, Feucht. 21.4, Nebel, Wind = 0, Wasser 26.3.
$5^3/_4$ Uhr nachmittags: I 745.6, II 737.2, Trock. 22.9, Feucht. 21.9, str. c. 6, Wasser 28.3, 4 Uhr 50 Min. Regen.

Von rechts kommt ein Nebenfluss, ca. 150 m breit, bald links gegenüber ein zweiter, schwer zu schätzen, ca. 100 m Minimum. Das Wasser des rechten Nebenflusses ist „agoa preta", schmutzig braun, das sich noch eine Zeit lang dem flaschengrünen Schingú-Wasser gegenüber behauptet.

Um 9 Uhr früh erschienen fünf Suyá in einem Kanu; drei ruderten, während unser Erzähler, mit einer Gavãofeder (breit, schwarz, mit weisser Spitze) im rechten Ohr, und ein junger Bursche, der mir wegen seines quadratischen Gesichts aufgefallen war, Umschau haltend aufrecht standen. Ein brennender Holzkloben am Bug; Lebensmittel, mit Blättern der sogenannten wilden Banane bedeckt. Sie bedeuteten uns, dass sie auf dem rechten Nebenfluss Jatobá für den Kanubau zu holen pflegen.

Weiter Blick nach Norden; wie Coulissen schieben sich die Waldstreifen der Biegungen hintereinander.

Unsere Freunde schiessen nach einem im Fluss auftauchenden Fischotter. Der Indianer richtet nicht etwa die Pfeilspitze zwischen Ziel und Auge; aufrecht stehend, hält er, eine ungemein malerische Stellung, Bogen und

aufgelegten Pfeil hoch über dem Kopfe; genau nur in der Lothrichtung des Zieles steigt, je nach der Entfernung unter anderm Winkel, der Pfeil empor, und im Bogen fährt er aus der Luft auf das Ziel hinab.

Sofort wenn der Fischotter wieder auftauchte, schwirrte ein neuer Pfeil von der Sehne; aber die Beute entging den Jägern, obwol sie das Thier durch die halbe Flussbreite verfolgten und die Schüsse niemals schlecht waren.

Ein sonniger, am Lande schon zu heisser Morgen; eine zarte Brise lüftet; herrlich sieht unsere entfaltete Flotille auf dem 800 m breiten Gewässer aus.

Mittags drückend schwül; 3 Uhr nachmittags Gewitter vor uns und hinter uns, es überschüttet uns im Vorbeigehen mit einem kräftigen Guss.

Am Ufer entlang rudernd, bemerke ich plötzlich, durch einen unterdrückten Laut Valentin's aufmerksam gemacht, eine schwarze Unze, die halb verborgen unter einem Baume liegt und uns mit feurigen Katzenaugen anglotzt. Valentin hat schon die Umhüllung von seiner Flinte gerissen — die Bewegung veranlasst das Thier sich zu erheben, es dreht sich um, eine Schrotladung platzt hinter ihm drein, und es ist verschwunden. Wie Valentin flucht! Der schwarze Chico, funfzig Schritt voraus, ist achtlos an der edeln Beute vorbeigefahren.

„Hast du denn nichts gesehen, du blinder Affe?“ schreit ihm Valentin zu. „Nicht wahr, eine schwarze Unze hat da gesessen?“ fragt Chico verwundert zurück, „ich hatte noch niemals eine gesehen, aber ich dachte mir selbst, es wäre eine.“

Die Gevattern stimmen alle 5—10 Minuten eine sonderbare Melodie an, als wollten sie Freunde im Walde von ihrer Ankunft benachrichtigen: „Su . . . . . yá, wău, mău, wău, ū . . . . ú“.

Wir lagern rechts an einem hier einmündenden Bächlein. Der Fluss ist schmal. Per Schuss gemessen 400 m, dazu 180 m Praia.

Der Salto soll noch drei Tage entfernt sein; es scheint, dass sich dort die zweite Aldea befindet, weiter unterhalb, verstehen wir, komme noch ein grösserer Salto. Die Suyá schlafen in Hängematten, nackt im Freien, das will geübt sein.

9. Sept. φ 10° 19′.3, λ 1° 9′.8, km 38.05, Summe 677.26.
7 Uhr 10 Min. früh: I 746.2, II 738.6, Trock. 21.3, Feucht. 20.9, alto c. 9, Wind = 0, Wasser 26.0.
5 3/4 Uhr abends: I 745.4, II 736.4, Trock. 25.8, Feucht. 22.7, cir. s. 6, Wind = 0, Wasser 28.5, ringsum Gewitter.

Morgentoilette der Suyá. Sie malen sich gegenseitig den Rücken dick roth an, ein vortreffliches Mittel; die Borrachudos gehen in dem Oel zu

Grunde; bald sind die Rücken auch, wie unsere Leimstangen gegen die Fliegen, mit schwärzlichen Cadavern übersäet.

Die Geschwindigkeit des Stromes ist sehr gering; mehrere Inseln. Der Kastanienbaum (Bertholetia excelsa) überragt den Wald. Hier und da sind kleine Alligatoren bemerkt worden.

Von ca. 11 Uhr ab bilden sich Cumuli am Horizont. Luft und Wasser rühren sich nicht; es ist sehr heiss; der Schweiss belästigt ungemein die Augen; ein Schwarm Borrachudos ist der getreue Begleiter des Kanu.

Mittags zuweilen ein gelinder Luftzug aus Norden. Richtung dorthin sehr gut. Ein hoher Wald erscheint in der Ferne, schrumpft aber in der Nähe zu einem niedrigen Hügelrücken zusammen. Gegenüber einer hübschen Gruppe von Inajápalmen lagern wir. Piranhas sind rasch gefangen; die Suyá schenken uns einen mit dem Pfeil geschossenen Fisch, Rubafo oder Traída. Sie erlegten auch einen andern Fisch, Jacundá, der eine hängende Unterlippe hat. — Breitenbestimmung ergibt ein günstiges Resultat.

Der Suyá-Häuptling wird ganz zärtlich. Eindringlich räth er uns ab von dem Plane, flussabwärts zu fahren. Jenseit des Salto seien schlimme Leute, er habe sie bei den Feuern (von denen er uns früher ohne Erwähnung der Leute berichtet) gesehen; sie trügen lange Federn in den Ohren und hätten fusslange Pfeilspitzen.[1] Er selbst habe sich vor ihrer Bekanntschaft gefürchtet. „Ni atá tahahá kué“, das sind schlimme Leute, wiederholte er beharrlich. Wir sollten mit ihm gegen die Trumaí ziehen! In diesen Schlachtplan war er förmlich verliebt: wir gingen mit ihnen zusammen, wir versteckten uns im Walde, und wenn die Trumaí schliefen, schössen wir sie aus dem Hinterhalte nieder; alle Männer würden getödtet und die Frauen — der wackere Mann begriff nicht, dass wir ihm nicht begeistert zustimmten — die Frauen theilten wir, den Suyá die eine, uns die andere Hälfte; jeder von uns werde mehr als eine bekommen können; dann gingen wir, dann gingen sie nach Hause.

Die Civilisation hat doch auch ihre Schattenseite.

10. Sept. φ 10° 8′.2, λ 1° 7′.5, km 23.16, Summe 700.42.
6¼ Uhr früh: I 745.8, II 738.0, Trock. 21.0, Feucht. 20.6, Wolken = 0, Wind = 0, Wasser 27.7, klare Nacht. Bodenerkaltung Minimum 20.4.

Noch einmal Geographiestunde; die Flüsse werden in den Sand gezeichnet und die Stämme aufgezählt.

Um 8 Uhr früh ab. Die Gevattern bleiben zurück. O meine Ahnung! Wären wir nur einen Tag länger geblieben! Man soll immer der ersten, der besten Regung folgen.

[1] Offenbar eine Beschreibung der Karajá.

Pirararafische.

Abends 9 Uhr. Ein Lager von grossen grauen Steinblöcken längs des rechten Ufers, sie springen wie eine Barre bis 200 m weit in den Fluss vor; das dunkelgraugrüne Wasser ruhig wie in einer Lagune, links ein Garteninselchen.

Angicobäume, blätterlos, Bauva, zierlich elegante Inajápalmen, ab und zu — wir nähern uns den Cachoeiras, wo wir ihrer vielleicht bedürfen — eine Jatobá. Barranca steil 2 m.

Wir kamen ca. 1 Uhr nachmittags zu einer Gabelung des Flusses, der eine Arm verlief nach Westen, der andere nach Norden. Die ersten, welche überlegten, welchen sie wählen wollten, hörten sich plötzlich mit einem hellen, laut hallenden Ton angerufen; zwei Indianer stiessen von der Insel ab und ruderten sehr geschwind den Westarm hinunter. Am Nordufer sahen wir drei Kanus liegen. Wir sammelten uns und rückten vor. Unter den Bäumen stand eine nackte Frau mit vier Kindern, ein Mann sass gebückt im Kanu, als ob er, was sehr unwahrscheinlich war, in die Lectüre eines Buchs vertieft sei, und ignorirte unsere Annäherung, bis wir „tahahá“ riefen. Dann liefen Frau und Kinder in die Waldung, wir hörten sie schreien und weinen — fünf Indianer, Suyá, die sich versteckt gehalten, kamen hervor und zeigten sich freundschaftlich, erlaubten uns aber nicht zu landen. Wir wussten nicht recht wohin, ungewiss wo die Aldea sei. So fuhren wir im Nordarm weiter auf eine ziemlich entfernte Praia zu, welche einem Inselchen jenseit der Vereinigung der beiden Arme angehörte. Wilhelm's und mein Kanu fuhren in einer Steinbarre auf. Die drei Kanus begleiteten uns in respectvoller Entfernung, ihre aufgeregten Insassen schwatzten unaufhörlich.

Wir landeten und richteten uns häuslich ein; die Suyá hielten sich zurück, und wieder musste ich mich, bis an die Knie im Wasser, zu ihnen bemühen. Offenbar waren sie von unserer Ankunft unterrichtet; die Art und Weise, wie sie sofort Messer und Perlen verlangten, bewies das augenfällig. Wir bestellten Beijús, sie zogen sich zurück.

Starker Wind und Gewitterregen, hochgehende Wellen; wir waren froh, im Trocknen zu sitzen.

Um 5 Uhr nachmittags kamen die Suyá wieder und brachten sämmtlich sehr schlecht gebackene Beijús mit. Einige entschlossen sich zu landen; unter den Zurückbleibenden bemerkten wir einen Manitsauá, wieder mit struppigem Gesicht und blöden Augen. Wir handelten ein wenig; sie waren über alles Maass mistrauisch.

Wir hofften Besseres vom nächsten Morgen.

Clementino allein fing vier Bagadús, einen mächtigen Pintado und 16 Piranhas.

Braga und Chico hatten starkes Fieber; Irineo ist seit dem 7. September Theilnehmer der Chinincur: acht Kranke.

11. Sept. 7½ Uhr früh: I 747′.2, II 739′.4, Trock. 22.1, Feucht. 21.0, str. c. 9, W 2.
2 Uhr nachmittags: I 746.6, II 738.0, Trock. 32.4, Feucht. 24.8, str. c. 7, Wind = 0.
9 Uhr abends: I 747.0, II 739.6, Trock. 22.2, cir. 5, 8 Uhr abends Gewitter, starker Ostwind 3—4.

Vergebliche Erwartung der Gevattern. Um 9 Uhr abends hörte man noch Flöte blasen. Die Leute kochten den ganzen Tag, es war ein un-

Eintritt des Schingú in das Gebirge.

unterbrochenes Brodeln und Schmoren in den Töpfen und auf riesigen Rostgestellen bräunten sich die Piranhas.

Gegen 4 Uhr nachmittags fuhren wir drei mit vier Leuten und zwei Kanus ab, die Suyá zu besuchen. Nichts am Ufer, kein Mensch, kein Boot. Zwei offene, nur aus einem Blätterdach und einigen Pfosten bestehende Hütten, ein todter Mutum, Reste von Capivara — nun wurde alles klar. Eine „Aldea“ war nicht vorhanden, nur ein Jagdzug der Suyá hatte sich hierher erstreckt — der Alte hatte nicht gelogen, wir sollten noch Suyá treffen, aber jene Nachricht vom ersten Tage, dass es weiter unterhalb keine Suyá mehr gebe, war auch in dem Sinne, dass es keine Aldea mehr gebe, richtig gewesen. Wir kehrten, um ganz sicher zu sein, durch den Westarm zurück. Herrliche Waldufer, eine undurchdringliche Wand verwobenen Gesträuchs liess nur hier und da einen glatten Stamm durchblicken

Der Westarm ungefähr 550 m, der Nordarm 450 m breit. — Nachts 2 Uhr von einem Gewitter überrascht; durchnässt rafften wir die Hängematten zusammen und flüchteten in das Zelt.

12. Sept. φ 9°57'.5, λ 1°15'.9, km 26.35, Summe 726.77.

7 Uhr 10 Min. früh; I 748,0, II 739.6, Trock. 22.2, cir. 5, Wasser 28.3, nachts 2 Uhr scharfer Regen.

Abends: I 747.6, II 739.0, Trock. 26.1, Feucht. 23.9, Gewitterwolken in W 8, W 1—2, Wasser 28.9.

Früh $7^1/_2$ Uhr ab. Fluss 8—900 m breit. Wassertemperatur 28°. An Bäumen Marke des höchsten Standes 2.3 m. Sonnig und windig.

Voraus, anscheinend von NO nach SW ziehende, dicht mit Grün überzogene Serra.

Wir biegen rechts in einen von vielem Gestein durchsetzten Arm ein, der ziemlich flach ist und zahlreiche kleine Schnellen hat. Doch erweitert er sich bald und bildet mit dem Hauptarm ein breites Gewässer. Voraus Nebelstaub, sodass wir ein schlimmes Hemmniss befürchteten.

Links stürzt der Fluss, durch gras- und buschüberwachsene Steininselchen unterbrochen, als eine steile Cachoeira 3 m tief herab, und hat alsdann eine Breite von 1200 m. Die Serra links etwa 80 m hoch. Wir haben diesem wegen seiner Lage geographisch höchst charakteristischen und ethnologisch bedeutungsvollen Wasserfall keinen würdigern Namen zu geben gewusst als „Martiuskatarakt", zu Ehren des Landsmannes, der unter allen Brasilien-Forschern den ersten Rang einnimmt.

Die Kanus wurden entladen und durch das niedrige, felsige Bett geschoben; sie stiessen oft gegen die Steine an, aber alles verlief ohne Unfall. Merelles und Quintilian gingen mit ihrem Boot durch den Salto, wo sie einen Kanal gefunden hatten, und kamen etwas später, doch unversehrt an. Schwarze, grosse und dicke Moskitos.

Wir waren um 10 Uhr vormittags angekommen; um 12 Uhr mittags, als das letzte Kanu durchbugsirt war, setzten wir die Reise fort.

Viele Matrinchams.

Bald verschmälert sich der Fluss zu 800 m; der Rücken links verschwindet und macht Buschwald und Sumpfgebiet Platz, rechts dagegen wird es hügelig. Voraus erblicken wir eine dunkle Serra und hinter ihr eine zweite. An dieser Stelle biegt der Fluss nach Norden um und ist nur 4—500 m breit.

Wieder nach Osten, die heute vorwiegende Richtung. Bacavapalme mit hohem dünnen Stamm und grünen Früchten. Tucum, Burití.

Auf dem kleinen Strande, wo wir lagern, hat Antonio an hundert Eier gefunden. Schöner sonniger Abend; vor und hinter uns hatte es gedonnert und geregnet. — Chico hat ein starkes Fieber.

13. Sept. φ 9° 47′.5, λ 1° 26′.2, km 28.04, Summe 754.81.
$6^{3}/_{4}$ Uhr früh: I 749.0, II 740.4, Trock. 21.4, Feucht. 20.9, cir. c. 5°, Wasser 28.5, nachts wenig Regen..
6 Uhr abends: I 747.6, II 739.0, Trock. 24.3, Feucht. 22.3, str. c. 8, Wasser 29.9, 7 Uhr abends starkes Gewitter.

Heute früh 4 Uhr schon alles am Feuer; wir standen $4^{3}/_{4}$ Uhr auf, assen Eiermingau und stellten das freudige Ergebniss fest, dass wir den 10. Breitengrad hinter uns haben.

Nach 7 Uhr früh ab. Inseln. An der breitesten Stelle ist die Wassermasse kaum weniger als $1^{1}/_{2}$ km breit.

Eine sonderbare Uniformirung, welche die Leute jetzt haben. Hemden? Der eine oder andere ist noch mit diesem nicht unentbehrlichen

Schingúlandschaft.

Kleidungsstück versehen; die meisten aber haben sie in den Besitz der Indianer wandern lassen, welche nicht zu beurtheilen vermögen, wie viele Löcher zur Wesenheit eines Hemdes gehören.

Einige gehen mit nacktem Oberkörper und machen Versuche mit dem Oel der Suyá, um sich der Insekten zu erwehren, andere haben den grauen Militärmantel, dessen sämmtliche Knöpfe der Leidenschaft der Gevattern zum Opfer gefallen sind, lose umgehangen. Hüte? Mützen? Auch sie waren sehr begehrt. In unsern 10 Kanus unterscheide ich nach der Bedeckung des Hauptes mit Federhauben oder Strohdiademen 4 Trumaí, 1 Suyá und 4 Bakaïrí. Auch finden sich Tücher um den Kopf geschlagen. Hosen? Zum Theil und, wenn auch nur einseitig, bis über die Knie abgetreten; Lücken sind allenthalben vorhanden und zwar wegen der Moskitoplage

empfindliche Lücken. Wir sind auf dem besten Wege, die einfachen Sitten der Indianer anzunehmen.

Früh 9 Uhr. Eine lange Barre von Sandsteinblöcken durchsetzt den 1 km breiten Fluss, links Inselchen, aus deren Gesträuch wir Tauben aufscheuchen. Wir passiren schiebend, ohne die Kanus zu entladen. Theilweise gingen wir über Land. Ich fand eine Schildkröte, die von einer Piranha ins Bein gebissen war. Zwei Rayas wurden unter grossem Halloh mit den Säbeln durchstochen. Grösste Länge 75 cm, dorsal schwarzbraun, ventral weiss, am Rande braungelblich. Kein Stachel. Kleine Matrinchams knapsten in die Beine, welche man im Wasser stehend vor den Borrachudos schützte.

Unterhalb hat der Fluss wenigstens eine geringe Geschwindigkeit, während gestern keine Spur von Strömung merklich wurde. Breite 600 m. Auf beiden Ufern kleine Hügelzüge von 60 m Höhe. In der Regenzeit dürfte die Barre ganz unter Wasser sein.

Stärkere Schnelle; gute Passage. Ein Boot muss entladen werden.

Rechts Campo. 700 m breit. Bis fast Flussmitte wird die Stange gebraucht; grösste Tiefe 2,5 m. — Ein grosser Schwarm Jacús.

Immer erfrischender Südwind. Lager, wo der Fluss kaum mehr als 300 m breit ist, an einem kleinen Sandstrande voller Jatobáfrüchte. In weniger als einer halben Stunde fängt Clementino 24 Piranhas; die Fische werden nur einfach aus der Tiefe vorgezogen, sobald die Angel eingeworfen ist. Auch ein Jabutí (Landschildkröte) gefangen; rothe runde Flecken am Kopfe und gelbe Quadrate auf dem Panzer; der Panzer der Tracajá ist dunkel hornfarben, sie hat gelbe Streifchen am Kopfe und an den Füssen.

Ein Jaú, Fisch, 80 cm lang, Bartfäden, schwarz wie in ein Gummituch eingehüllt.

Abends 8 Uhr stürmisches Gewitter. Der Wind prallte mit äusserster Heftigkeit gegen die Zeltwand; Stärke bis 8. Es war ein grimmiges Toben, Tosen und Donnern in der Luft, die Wellen brandeten und schlugen bis zu uns hinauf. Als das grossartige Concert nach einem Stündchen vorbei war, fiel es uns dreien schwer auf die Seele, dass heute der 111. Tag der Reise sei und wir noch keinen Skat gespielt hatten. Spielkarten waren in Wilhelm's Tornister durch alle Unfälle glücklich gerettet worden. Wir setzten Spiritus und Wasser an und versuchten, einen auf 111 zu bringen. Es gelang. (Das war der erste und der letzte Schingú-Skat.)

14. Sept. φ 9°35′.8, λ 1°34′.5, km 29.15, Summe 783.96.
$8\frac{1}{2}$ Uhr früh: I 749.6, II 741.0, Trock. 25.8, Wolken = 0, Wind = 0.
$4\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags: I 748.0, II 739.2, Trock. 31.2, Hypsom. 99.135.
10 Uhr abends: I 750.0, Trock. 22.3.

Acht Lothungen quer durch den 300 m breiten Fluss, der nahe dem linken Ufer grössere Strömung hat, gemacht. 6—7 $^1/_2$ m Tiefe.

Früh 8 $^1/_2$ Uhr ab. Eine Magoarý (Ciconia).

Der Fluss verbreitert sich und theilt sich in drei Arme; wir wählen den mittlern, anfangs 80 m. Geröllboden, hübsche Geschwindigkeit.

Wegen der Inseln ist die Schätzung der Wasserbreite sehr ungenau, etwa 8—900 m. Nach der Vereinigung 500 m.

Die Richtung ist meist östlich. Grosse graue Blöcke treten im Flussbett auf und sind an dem Strande der Inseln aufgethürmt, von Weiden durchsetzt. Allmählich verbreiten sich die Steine über den ganzen Fluss und bilden eine Barre. Blöcke bis zur Grösse kleiner Häuschen. Sand findet sich zwischen ihnen angeschwemmt und dient dünnen Bäumen, Tucumpalmen und Saräes zur Nahrung. Ufer links: hoher Wald, rechts: buschartig, mehrfach Praia.

Schnelle mit kleinen Cascaden; nachdem sich der Fluss beruhigt, ist er knapp 300 m breit, erweitert sich aber bald. Mehrere Schnellen bei 700 m.

Ein kegelförmiger grüner Hügel erscheint links, an den sich allmählich eine Hügelkette von sechs flachern Kuppen anschliesst. Wir denken an den Pão de Assucar; in der Nähe schrumpfen sie bedeutend zusammen.

Zahlreiche gelbe Schmetterlinge; Enten und Marrecães werden geschossen. Sie lassen auf wenig Schritt herankommen: wir sind ohne Zweifel in einer von Menschen weit und breit nicht bewohnten Region. Was soll der Indianer in dieser hügeligen Gegend an dem unruhigen Strome, wo er anderes bequemeres Gebiet flussaufwärts findet? Die Praias sind selten; wir machen schon vor 4 Uhr nachmittags an einem grasüberwachsenen Sandstreifen mit lichtem Busch halt. Ich fühle mich den ganzen Tag über sehr abgeschlagen und habe starkes Kopfweh. Die ewige Piranha ist mir zuwider geworden — ich weiss nicht, ob der Fisch in der Gewitternacht verdorben ist, allein es schüttelt mich bei dem Gedanken, nicht nur, dass ich sie essen sollte, nein, dass man sie überhaupt isst.

15. Sept. φ 9° 38′.9, λ 1° 52′.3, km 33.21, Summe 817.17.

7 Uhr früh: I 749.4, II 741.8, Trock. 20.6, Feucht. 20.2, str. c. 10, Wind = 0, Wasser 27.0, nachts von 1 Uhr ab bis zum Morgen strömender Regen.

5 Uhr nachmittags: I 748.0, II 738.4, Trock. 27.2, Feucht. 25.0, cir. 2, Wind = 0.

Nachts 1—5 Uhr starker Regen, ferne Blitze; in schwächerm Maasse bis 7 Uhr anhaltend. Südwind.

Clauss hat den Fluss und die Berge gemessen: es stellt sich heraus, dass wir unterschätzen. Unsere Flussbreite von „700 m“ beträgt 900 m, — ein naher Waldhügel, den ich auf 80 m geschätzt, ist 112 m hoch. Eine Reihe von fünf Kuppen ist 5 Legoas entfernt und 170 m hoch.

Vormittags $9^1/_2$ Uhr ab, hohes Gebüsch, wenige Bäume von 16—18 m, Hügel rechts 70 m. Aus dem Wasser ragen bis 2 m hohe graugelbliche Steinlager auf, meist eckige, unregelmässige Oberfläche, voller Risse und Sprünge.

Viele kleine Schnellen, durch die Steinlager und Inselchen verursacht. Breite bis 1 km. Rechts und links Berge 160 m hoch.

Dann hören die Berge auf, die Steinlager verschwinden um 1 Uhr nachmittags. Keine Palmen den ganzen Tag.

In der Umgebung einer Insel wieder die runden Blöcke, Rücken, Buckel, Kuppen u. dgl. angehäuft; der Fels ist grau, die Bruchfläche glitzernd, enthält sehr gemischte Bestandtheile. Vgl. Anhang I.

Nach aussen treten die zernagten niedrigen Steinlager wie heute früh auf.

Breite 1100 m. Mitte des Flusses an zwei Stellen gelothet 3.5 und 3.75 m. Tendenz immer mehr östlich.

Das Kanu wird von einzelnen Libellen begleitet; Kopf und Brust grünlich, Hinterleib azurblau mit schwarzen Querstreifchen.

An einem 180 m hohen Hügelzug rechts vorbei, biegen wir endlich nach links. Hier die erste Seringueira (Kautschuk).

Mit unserer östlichen Richtung haben wir 4 Minuten verloren.

Valentin begann auch zu klagen, an seiner Respiration hörte ich, wie ihn das Rudern anstrengte. Nachmittags fing er an zu phantasiren — das schien mir wenigstens so, obgleich ich selbst Fieber hatte. Auf dem Lagerplatze wurde auch Clauss geschüttelt. Gestern Abend Satyr, heute früh Quintilian — die Liste zählt 11 Patienten. Auch mehren sich die mit der Piranha unzufriedenen Kostgänger; es ist schlimm, dass ebenso die nur mit der Fischbrühe angerührte Farinha widersteht.

16. Sept. φ 9°30′.1, λ 1°57′.0, km 20.61, Summe 837.78.
8 Uhr früh: I 750.0, II 741.4, Trock. 24.0, Feucht. 21.8, altoc. 10, Wind = 0, Nacht hell und ruhig.

Clauss behauptet heute Morgen, seinem Gefühle nach drei Wochen im Bett gelegen zu haben. Ich habe in der Nacht lange Reden in Portugiesisch gehalten. Mühsam zwinge ich mich zu einem Stückchen Piranha.

Früh $8^1/_2$ Uhr ab. Breite 1 km. Anderes Gestein: aussen glatte braune Schlacke oder in Blöcken, welche Platten abtrennende Risse zeigen, meist vier- oder mehreckige Formen haben und oben abgerundet sind; die Bruchfläche rosa und weiss, quarzig und kalkig.

Kurz nach der Abfahrt wieder Schüttelfröste, 39.6°. In dem Hitzestadium vermochte ich mich nicht anders zu rühren, als ab und zu die Stirn mit dem 30grädigen Flusswasser zu benetzen. Revolution im Unterleib.

Nachmittags 2 Uhr kräftiger Nordwind. Ich bin chinintaub und höre nur Valentin und die nächsten Wellen. Wir legten bereits um 3 Uhr nachmittags an wegen starken Windes und drohenden Gewitters.

Die Hunde fangen ein Reh im Flusse; abends Regen.

Temperatur noch 39° um 8 Uhr abends. Lustige Stimmung wie die Wirkung eines interessant verwickelten Lustspiels im Wallnertheater.

Clauss und Wilhelm auch appetitlos; allgemeines Schwitzen in der Nacht, das englische Leder unsers Anzugs ist aussen feucht.

17. Sept. φ 9° 17'.2, λ 2° 5'.5, km 30.48, Summe 868.26.
7 Uhr 20 Min. früh: I 751.2, II 742.2, Trock. 23.1, Feucht. 20.6, cir. c. 7.
6 1/4 Uhr abends: I 749.2, II 740.0, Trock. 28.1, Feucht. 23.9, cir. 2, Wind = 0, von 9 Uhr früh bis 2 Uhr nachmittags N—NO bis 4.

Früh 6 Uhr 35.8° Temp. Hoffentlich ist es vorbei. Kein Appetit, aber Pfeife mit Genuss geraucht.

Fluss 8—900 m. Voraus ein langer Hügelzug. Rechts flach, links ein Rücken. Die Oberlinie theilweise unregelmässig eingeschnitten, aber durch die Vegetation abgerundet. 130 m hoch.

Rosagelbliches Gestein, vielfach in parallelepipedischen Stücken, mit glasiger Oberfläche, von hellem Klang.

Nachdem wir seit vorgestern um 10 Legoas nach Osten gekommen sind, haben wir endlich bessere Nordrichtung.

Es ist immer ein breites Stück Wald vorgelagert, ehe sich die — jetzt mindestens 250 m hohen — Berge erheben.

Eine Capivarafamilie auf den Steinen; sie springt ins Wasser; Valentin schiesst ein Junges, welches quiekend dem Ufer zuflieht; er holt es ein und sichert es zu seinem Specialvergnügen mit einem Pfeilschuss.

Unsern Lagerplatz haben schon Gevattern benutzt, anscheinend aber schon vor langer Zeit. Wir finden eine Feuerstelle, drei Steine und dabei Topfscherben. Diese rühren nicht von den Suyá her; sie sind dünn, leicht und haben einen umgebogenen Rand, der bei jenen nicht vorkommt.

Den Fluss quer durchlothet, von rechts nach links:
bis 150 m: 1 m Tiefe, 200: 1 1/4 m, 300, 400: 1 1/2 m, 450: 2 m, 550: 3 1/2 m, 600: 4 m, 650: 5 m, 670: 4 m, 700: 5 1/4 m, 720: 5 m, 725: 3 m, 750: 2 1/2 m, 800: 2 m, 850: 3 1/2 m, 880, 900, 920: 3 m, 930: 1/2 m, 950: 2 m, bis ca. 1000 m: 2, 1, 2, 2, 1, 2, 1 m.

Die Wassermenge ist geringer als man denkt, selbst ein kleiner und nicht tiefgehender Dampfer würde viele Schwierigkeiten haben.

Ich habe eine längere Unterhaltung mit Castro, in der ich vom ärztlichen Standpunkte aus fordern muss, dass der Zustand der Campagne er-

klärt werde. Parole vorwärts, mit Ausnutzung aller Kräfte und aller Zeit. Ehe einzelne schwerer erkranken sollten, müssen wir gewonnenes Spiel in Händen haben. Castro verspricht täglichen Aufbruch um 6 Uhr früh.

18. Sept. φ 8° 58'.5, λ 2° 2'.1, km 41.56, Summe 909.82.
6 1/2 Uhr früh: I 750.0, Trock. 21.0, cir. Nacht klar, Wetterleuchten in O.
6 Uhr abends: I 749.2, II 740.4, Trock. 24.0, Feucht. 23.0, str. c. 10, Wind = 0, Wasser 29.1, gegen Mittag starker Regen von kurzer Dauer.

Früh 4 Uhr Alarm. Es ging manchen schwer an, aufzustehen.

Um 6 Uhr morgens ab. Ein Kanu ist in so schlechtem Zustande, dass es zurückbleiben muss.

Wir sind immer noch mitten im Gebirgslande; weder Flüsse noch Bäche münden in den Strom; es scheint, dass er seinen Zuwachs allein von den kleinen Rinnsalen erhält, deren Entstehung und Ablauf das Terrain so begünstigt.

Mehrere Biegungen; bei einer Breite von 500 m links ein 200 m hoher Berg, mit schönen Inajápalmen, die untere Waldung mit feinblätteriger Tacoara durchsetzt, es wäre ein schöner Schlosshügel. Oben zum Theil nacktes, kubisch zerklüftetes Gestein. Der Fluss stockt. Lothung 10 m.

Die Berge werden kahl, 120—150 m, im Walde viele entlaubte Bäume, lange Strassen von schleimigem Ueberzug in dem kaum schleichenden Gewässer, am Ufer massenhafte Lager des klingenden Gesteins, das sich entweder oberflächlich regelmässig zersprungen oder in Würfeln angehäuft zeigt. Eine lange Windung nach WSW.

Gegen Mittag Platzregen; alles flüchtete sich unter die überhängenden Bäume. „Agoa pesada“, schweres Wasser, ist die allgemeine Klage der Ruderer.

Die Gegend ist wildreich; Wilhelm und ich erlegten ein Reh, die andern lieferten drei Mutums und zwei Jacús. Eine Cutiá grande pintada (Dasyprocta), fett wie ein Milchschweinchen, entlief in den Wald.

Nordwind 3. Das Flusswasser, mit seinen constanten 30° ist eine schlechte Erquickung; während des Regens glaubte man in einen Spülnapf zu greifen. Die Wellen gehen für unsere Kanus zu hoch; einige der schlechtern sind genöthigt lange beizuliegen.

Gleichmässige Nordrichtung. Das Gestein ist verschwunden. Wir fahren auf ein Hügelthor zu; „O Amazonas“ schreit der thörichte Valentin. Die Berge, 300 m hoch, fallen ohne vorgelagerten Wald unmittelbar in den Fluss.

Bei leichten Regen erreichen wir ein trauriges Sandfleckchen, wo wir halt machen.

Castro war zurückgeblieben; der hübscheste Hund, Maroto, der während des Regens am Land spazieren gegangen und trotz allen Rufens nicht zurückgekehrt war, trotz allen Wartens auch nicht wiedergefunden wurde, ist leider verloren; Maroto konnte zwar nicht als nützlichster Begleiter gelten und hat uns, da er immer ins Wasser sprang, manche Stunde aufgehalten, aber er war ein hübscher Fant und der allgemeine Liebling wegen seiner angenehmen Flegeleien, die man ihm gern verzieh. Er wird, zu ungeschickt zum Jagen, bald umkommen, ein vorzüglicher Bissen für eine Unze, die er durch sein Bellen selbst herbeiruft.

Wir sind auf dem 8. Breitengrade, die Perspective in die Zukunft wird tröstlicher.

Abends, dem Himmel Dank, kein Fisch. Clauss röstet einen Rest Kaffee, den wir geizig aufgespart haben, obgleich der grössere Theil faulte und von Woche zu Woche mehr weggeworfen werden musste. Der Mannschaft wird eine Flasche Spiritus gespendet.

Nachts „brüllte der Jaguar“, d. h. vom jenseitigen Ufer erklang unausgesetzt ein ziemlich kläglicher Katzen-, fast Unkenton. Er rührt von der Onça parda, der grauröthlichen Unze her, die ganz andere Eigenschaften als die Pintada, die gewöhnliche, besitzen soll. Zwar kleiner, sei sie doch der Pintada überlegen, siege im Kampfe um die Weibchen und werde bevorzugt. Sie laufe scheu vor den Menschen und Hunden fort.

Israel, Nr. 13, und Rufino liegen im Fieber. Und doch habe ich jeden Morgen die grössten Mühen und Umständlichkeiten, bis sich die Mannschaften alle entschlossen haben, zum Chinin anzutreten.

19. Sept. φ 8° 45′.,0 λ 1° 49′.0, km 38.06, Summe 947.88.
6 Uhr früh: I 750.8, II 741.8, Trock. 22.8, Feucht. 22.0, str. c. 10, SSW 2—3, Wasser 29.0, gestern Abend von 8 Uhr ab Regen.

Früh $6^1/_2$ Uhr ab. Vom Kaffee scheinen wir entwöhnt zu sein, ich habe nicht schlafen können, Clauss schlief, sprach aber laut.

Seribapalmen, sehr dünner, grauer Stamm, gerade und schlank. Banana brava.

Auf einem Inselstrand werden anscheinend vom vorigen Jahre stammende Pfähle zur Befestigung von Hängematten gefunden — Pfähle, mit dem Messer geschnitten. Wir denken uns, dass zahme Indianer, ein Ladino im Dienst eines Händlers am untern Fluss, bis hierher vorgedrungen ist, Kautschuk zu suchen.

Links 200 m hohe, dicht bewaldete Berge; sie treten eine Zeit lang zurück. Fluss 1200 m breit.

Unangenehm. Ein Jaguar schwamm vorüber; leider war es sehr spät, als ich den schwimmenden Kopf bemerkte, und dem sonst alles sehen-

den Valentin war er auch entgangen; wir rissen die Gewehre vor; Valentin's Flinte versagte, meine Kugel schlug, nahe genug — doch was hilft's? — daneben ein. Das Thier verschwand im überhängenden Gesträuch.

Mittags versammelt sich alles am linken Ufer um eine verlassene blättergedeckte Hütte. Fischroste; die Pfosten sind mit dem Beile zugehauen.

Ich gestehe, dass ich diese Fischroste mit ebenso viel Misvergnügen betrachtete, wie ich dereinst diejenigen, welche uns die Bakaïrí ankündigten, mit Freude sah. Die Beilhiebe sind unzweifelhaft — auf dem 8. Grade durften wir aber doch von Rechts wegen noch nicht den Spuren der Civilisation zu begegnen hoffen.

Wieder Barren und Schnellen, abgerundete, domartig gewölbte Steine ragen durchschnittlich $1^1/_2$ m über das Niveau, die höchsten bis 3 m, der Fluss scheint sich ganz zu schliessen.

Links 120 m hohe Hügel. Breite mindestens 1200 m.

Wir werden mitten im Flusse von stürmischem Gewitter überrascht. Die Wellen schlagen allenthalben in das Kanu, das Wasser strömt auf dem Boden. Während Valentin wüthend dem Ufer zu rudert und bald glücklicherweise mit der Stange arbeiten kann, schöpfe ich ebenso wüthend. Es fehlte äusserst wenig, so wären wir gesunken — die ethnologische Last, verehrtester Herr Prof. Bastian, war mit Sicherheit verloren.

Zum Ufer zu entkommen, wäre nicht gelungen — eine Felspartie nimmt uns endlich schützend auf. Zwei andere Boote waren in gleicher Gefahr und retteten sich auf dieselbe Weise. Die übrigen lagen bei.

Doch stellt sich heraus, als wir uns zusammenfinden, dass einige bei der ersten Schnelle diesseit der Hütte grosse Schwierigkeiten gehabt haben; Rufino brach das Ruder.

Den ganzen Abend am Feuer mit Trocknen beschäftigt. Die Fische bissen schlecht an. Die Puvas, das einzige, was sich noch gehalten hatte, gehen zu Ende; wir sind auf Jagd und Fischfang angewiesen. Und nur ein wenig Salz ist noch vorhanden, mit dem sparsamst umgegangen werden muss. Der schwarze Manoel fiebert — Nr. 14. Ein erbarmungswürdiger Anblick; er ist matt zum Sterben, wie ein kranker Hund, und schielt unglaublich.

20. Sept. φ 8° 34'.0, λ 1° 37'.1, km 36.70, Summe 984.58.

6 Uhr 41 Min. früh: I 751.0, II 742.2, Trock. 22.9, Feucht. 21.8, alto c. 8, S 2, Wasser 27.8, gestern Abend Regen.

Abends: I 749.4, II 740.4, Trock. 25.4, Feucht. 23.3, cum. 8, Wind = 0, Wasser 29.4, nachmittags im Westen Gewitter. Von 3—4 Uhr nachmittags Wind; kein Regen.

Clauss misst 1200 m Flussbreite.

Schöner Tag. Auf den Bergen Wolken. Die Richtung immer nördlich oder nach West abweichend.

Ein Hügelzug fällt auf dem rechten Ufer unmittelbar in den Fluss, 20 m hoch, üppig bestanden, besonders mit vielen Inajás.

Links erblickt man eine ca. 500 m breite Oeffnung im Strome. Nebenfluss? Arm? Ueber dieselbe weg erschliesst sich weithin ein Blick über sonnenbeschienene Bergrücken, die wenig bewachsen sind, und einzelne noch entferntere blaue Gipfel. Hohe Massen rosagrauen Gesteins sind vorgelagert, wie sie auch auf dieser Seite den Fluss quer durchkreuzen. An der westlichen Landspitze ein mässig breiter Sandstrand.

Quintilian hat mit schönem Kugelschuss unter das rechte Auge einer Unze getroffen, die am Ufer stand. Es ist die Canguçu genannte Varietät, mit kleinen Ringen, grauer als die Pintada, nicht gross, aber hübsch. Sie wird abgehäutet und das Fleisch auf drei Kanus vertheilt. Pedro hat einen Jacamim (Psophia) geschossen, einen braunen Vogel mit sammtartig schwarzem Kopf- und Halsgefieder.

Wir finden ein Baumkanu am Ufer; auf das roheste gearbeitet, vielleicht mit einem Messer; es ist so gehackt und geschnitten, dass es nicht mit dem Beil gemacht zu sein scheint. Länge 4 m 25 cm; Höhlung 31 cm breit. Zwei Ruder lagen dabei, eins wie in der Eile nur für den augenblicklichen Gebrauch geschnitzt, das zweite ein Bret, in einen gespaltenen und überbundenen Stiel gesteckt. Die beiden Unbekannten haben wahrscheinlich nur den Fluss passirt. In dem schmutzigen Wasser, das es enthielt, schwamm ein todtes Fischchen.[1]

Die Berge links hören auf. Kleine Schnellen, niedriges offenes Buschwerk; Wassermarke 1 m 75 cm. Barranca 2.5 m. Der oben vermuthete Nebenfluss mündet noch einmal ein, es war ein Arm. — Eine Anzahl Seringueiras, junge mit kleinen Blättern.

Mittags allgemeiner Halt auf einer Felspartie im Flusse. Hier befinden sich Reste einer zerstörten grössern Hütte; das Dach hat gebrannt.

Nachmittags 2 Uhr 50 Min. Wieder zwei Häuser auf einer Insel; es stehen nur noch angebrannte Pfosten; augenscheinliche Verwüstung; zahlreiche Scherben von Töpfen und Flaschen. Es findet sich ein Stück Porzellantasse! Eine angebrannte Bambuspfeilspitze. Hat man sich betrunken und dann gegenseitig todtgeschlagen? Gegenüber erblickt man auf Felsen eigenthümliche Reste von gelben Strohdächern von der Sonne beschienen, bei gewitterschwerer Beleuchtung. Wind und Regen drohen — es bleibt bei ersterm.

[1] Nach Aussage der Yuruna rührte das Kanu wahrscheinlich von den Karajá her.

Wir durchkreuzen den Fluss — ca. 1200 m. An Valentin's Stange messe ich: die ersten 1000 m: 1 bis $1^1/_4$ m, die letzten 200 m: 3, $3^1/_4$, 2, 2, 3, 2, $1^1/_4$ m — das ist die ganze Tiefe.

Einige Leute berichten, dass sie eine verlassene kleine Anpflanzung gesehen haben, wo Mais und Bananen wuchsen.

Die Zeichen mehren sich — neue Ereignisse in Sicht.

Wilhelm meldet sich als Nr. 15. Er schwankt im Chininrausch, als ob ihm eine Operation an den Bogengängen des innern Ohrs gemacht worden wäre.

Das Unzenfleisch schmeckt fett wie Schweinebraten. Zu den Coteletten würde Rothkraut vorzüglich passen. Wenn wir nur Beijú hätten! Castro kann sich nicht entschliessen, an unserm Festessen theilzunehmen, worüber ich ihn in sehr prosaischer Uebersetzung mit dem Beispiel der Ceres zu trösten suche:

Aber schaudernd mit Entsetzen
Wendet sie sich weg und spricht:
„Blut'ge Tigermahle netzen
Eines Gottes Lippen nicht."

SECHZEHNTES KAPITEL.

DIE YURUNA.
FAHRT BIS PIRANHAQUARA.

Ein Kanu in Sicht! Frohe Aufregung bemächtigt sich aller. Bei solchen Gelegenheiten kann man erfahren, wie rasch sich rudern lässt. Ein zweites und drittes Kanu lösen sich vom Ufer ab; in jedem sitzen einige nackte Indianer.

Wir rufen ihnen ein lustiges „Bom dia“ zu; „Bom dia, camarada“, tönt es ebenso vergnügt zurück: „Yuruna, Yuruna“.

Bom dia, camarada! — Ihr guten Seelen im Theater, denen sich das Herz krampfhaft zusammenzog, als es euerm geliebten Helden mehrere Acte hindurch immer um so elender und erbärmlicher erging, je entsagungsfähiger und braver er war, ihr, denen die Finger nach dem Taschentuche zuckten, wenn sich ihm endlich die erlösende Liebe, um die ihr längst wusstet, die ihm aber nur ein seliger Traum erschien, alle Bande sprengend, rücksichtslos an den Hals warf, ach, ihr allein könnt begreifen, wie uns zu Muthe war; auch uns zuckten — nein, Taschentücher waren uns längst nur ein seliger Traum — aber es zuckte uns in den Fingern und Armen, sie begeistert zu umschlingen, diese biedern Söhne der Wildniss, deren „Bom dia, Camarada“ uns Berge vom Herzen wälzte.

José heisst der Häuptling; mit ihm entspinnt sich ein Wettkampf neugierigen Fragens und Antwortens. Sein Portugiesisch reicht vollkommen aus zur wesentlichsten Verständigung. „Ist dieser Fluss der Schingú?“ lautet die erste Erkundigung der Mannschaft, welche die Apparate der Astronomie bewundert, ihren Ergebnissen aber sehr wenig traut. Es ist schmerz-

lich, von dem Schingú hat José niemals etwas gehört. „Gibt es noch viele Cachoeiras?“ — José wirft einen lächelnden Blick auf unsere gebrechlichen Fahrzeuge, betastet sie prüfend mit der Hand und meint: „Não prêta, camarada“, die sind nichts werth, lieber Freund.

Er seinerseits ist von unserer Mittheilung, dass wir von Cuyabá kommen, durchaus befriedigt und sucht sich durch mehrfache Wiederholung das Wort einzuprägen. Ihm ist es wichtig zu erfahren, ob wir Karajá-Indianer getroffen hätten. Die Karajá, wird uns erzählt, sind die blutigen Feinde der Yuruna, von ihnen waren die Hütten zerstört und in Brand gesteckt, welche wir gesehen haben.

José möchte ferner wissen, was es denn oberhalb für Leute gebe. Ausser den Karajá, welche in den Landstrecken zwischen Schingú und Araguay wohnen, kannte er keine Stämme des obern Schingú. Die Suyá waren ihm vollständig fremd, Trumaí, Bakaïrí — keines dieser Wörter hatte jemals das Ohr der Yuruna erreicht. Diese Thatsache wurde über jeden Zweifel erhaben festgestellt. Ihre Reden sahen wir später noch bestätigt durch die Art, wie sie unsere mitgebrachten Trophäen untersuchten; sowol bei den Waffen, wie bei den Schmuckgegenständen der obern Schingú-Indianer erklärten die Yuruna, dass ihnen diese Dinge ganz neu seien und dass sie nicht wüssten, wer sie gemacht habe.

Mittlerweile hatten wir abwärts fahrend die Aldea erreicht. Sie lag inmitten des Flusses auf zwei kleinen Felslagern, von denen das eine 300, das andere 500 m von dem Strande entfernt war. Auf jenem befanden sich zwei grössere und eine kleine, auf diesem fünf kleine und zum Theil noch durch Wasser getrennte Hütten.

Sämmtlich elende Strohranchos. Ein Raum, von 4 zu 3 m; höckeriges Gestein bildet den Boden des Innern; unmittelbar über dem Wasserspiegel, oder höchstens einen Fuss darüber, erhebt sich die stallartige Behausung. Der Rest des Felsens ist von einer geräuschvollen Thiergesellschaft eingenommen. Der Coatá (Paniscus ateles), ein grosser schwarzer Affe, der wegen seiner dürren langen Gliedmaassen nicht mit Unrecht Spinnenaffe genannt wird, beobachtet mit wachsender Entrüstung den nahenden Fremdling; rasch wie der Gedanke hat er sich auf den Giebel des Hauses geschwungen, steht dort oben aufrecht, den Schwanz wie ein Fragezeichen bis zur Kopfhöhe emporgerichtet, einen mächtigen Knüppel am Halse, den er mit einer Hand festhält, und protestirt mit der andern heftig winkend unter Knurren, hastigem Zähnefletschen — keine Worte findet er, um unsere Frechheit nach Gebühr zu würdigen — ja unter drohendem Geheul und Geschnatter gegen den fremdartigen Besuch. Kleine Macacos tanzen erregt um den Pfosten, an dem sie angebunden sind und stranguliren sich beinahe an

der Leine, Araras kreischen, Papagaien räsonniren dazwischen und lachen, ein Waldschwein grunzt, braune Socós mit langen, breiten, schwarzen Schnäbeln wandeln schulmeisterlich ernsthaft umher, Hühner flattern, Hähne krähen, ein schauderhafter Hundeköter erklärt unter wüthendem Gekläff seinen Stammesgenossen, die uns begleiten, Feindschaft auf Tod und Leben — es ist eine wundervolle Jahrmarktsbude, das Heim des Yuruna.

Im übrigen, wir sehen nichts und hören nichts — wir essen. Wir haben oft auf dieser Reise einer dem andern vorgeworfen, welch eine ausserordentliche Wichtigkeit wir der leiblichen Nahrung zutheil werden lassen, aber wenn die Götter auf Reisen sich bei Philemon und Baucis

Lagerplatz gegenüber dem Yurunadorf.

reichlich mit Speise und Trank erquicken, wenn die Engel, die Abraham und Sarah besuchen, ein zartes Kalb und Kuchen von drei Maass Semmelmehl aufessen, so können wir armen Menschenkinder es schon verantworten, dass wir nach mehrmonatlicher Enthaltsamkeit mit wahrer Wonne Bananen verzehren.

Zudem ist diese edle Frucht das symbolische Wahrzeichen der Civilisation; mit dem Augenblick, wo wir wieder Bananen zu speisen Gelegenheit haben[1], sind wir aus der voreuropäischen Zeit in die moderne Periode der südamerikanischen Geschichte eingetreten.

Wir schlugen auf einem schönen, breiten Sandstrande die Zelte auf und

[1] Vgl. über die Einführung der Banane Kapitel XXIII.

begannen die gewohnten ernsten und heitern Geschäfte mit den Gevattern, die wir häufig auf ihren Felsennestern besuchten.

Die Zahl der Yuruna belief sich auf ungefähr 30 Personen: 12 Männer, 12 Weiber, etwa 6 Kinder.

(Ein Mann, eine Frau taubstumm.)

Das Dach der Hütten war gut und dicht gearbeitet, die Seitenwände liederlich. In der Regenzeit müssen die Bewohner auf höher gelegene Felsen oder an das Ufer ziehen.

Dabei scheinen sie nicht einmal ein hauptsächlich ichthyophages Völkchen zu sein; ihre Fehde mit den Karajá und flussabwärts früher mit den Tucunapéua, die vielleicht seit undenklichen Zeiten unterhalten worden, der Schutz, den sie inmitten des Flusses vor hinterlistigen Angriffen finden, ist ihr wichtigster Beweggrund für die sonderbare Auswahl des Wohnorts.

Es macht den Eindruck, als ob die Yuruna seit einigen Generationen, um sich ihre Freiheit zu erhalten, auf einer Wanderung flussaufwärts begriffen seien.

Im 17. und 18. Jahrhundert bildeten sie das Hauptobject der Bekehrung zum Christenthum in den untern Missionen. Prinz Adalbert fand sie auf dem 3. und am Beginn des 4. Grades concentrirt; dass wir sie jedoch bereits auf der Mitte des 8. Breitengrades antrafen, war sehr überraschend.

Da überdies die ganze verwahrloste Aldea nicht mit der Ordnungsliebe und Sauberkeit, welche Prinz Adalbert den Yuruna-Hütten besonders nachrühmt, in Uebereinstimmung zu bringen ist, die Indianer auch über den obern Lauf des Flusses nichts wissen, so ist kaum zu bezweifeln, dass die Yuruna im Begriff sind, sich nach Süden hin vor der Civilisation zu retten. Von dem südlichsten Punkte, den sie erreicht hatten, haben sie sich, wie wir gesehen haben, vor den Karajá wieder ein wenig zurückgezogen.

Die gebirgige Zone vom Martiuskatarakt bis zum 8. Breitengrade trennt die Bewohner des Mittellaufs von den Stämmen des Quellgebiets — sie mag von niedrig stehenden Horden durchzogen werden — sesshafte Indianer sind in derselben gegenwärtig nicht vorhanden.

Es gelang mir drei Männer und zwei Frauen zu messen. Sie waren von ziemlich niedriger Statur, die Frauen sämmtlich einen halben Kopf kleiner als die Männer, ihrer Hautfarbe war ein grauvioletter Ton beigemischt.

Die Frauen zeichneten sich durch zierliche Hände und Füsse aus; José's Lieblingsgattin hatte ein Füsschen von 198 mm Länge.

Die Nase ist gebogen, unten ziemlich breit, die Augenspalte mässig weit, das Oberlid greift über. Augenbrauen und Schläfenhaar sind rasirt; die Wimpern werden in brutaler Weise entfernt, indem sie über einen Tu-

cumfaden gelegt, gefasst und mit einem Ruck ausgerissen werden. Die Männer tragen das lange schwarze Haar bis fast auf die Taille, lassen es sich aber gewöhnlich von den Frauen sorgfältig scheiteln und hinten in einen Zopf legen, der dicht umwickelt wird. Auf der Stirn am Beginn des Scheitels sitzt ein rothes mosiges Fleckchen von der Grösse eines Fünfpfennigstücks auf; es soll Pollen der sogenannten Banana brava sein. Ebenso ist die Frisur der Frauen, doch tragen sie keinen Zopf, sondern schlingen das Haar, wenn es nicht herabhängt, in einen losen Schopf.

Schnurrbart und Kinnhaar sind sehr spärlich. Die Männer haben die Ohrläppchen durchbohrt.

Sie salbten sich zum Schutz gegen die kleinen Mücken (Carapaná) mit Oel; künstlerische Bemalung war bei den Männern nicht vorhanden. Einige Frauen hatten einen schwarzen senkrechten Streifen mitten über den Leib.

Der grösste Schmuck des Yuruna sind die „missangas“, die Glasperlen; Männer und Frauen haben dicke Schnüre um den Hals, die Säuglinge sind bereits schwer behangen, um die Taille aber trägt der Mann einen über handbreiten Gurt, der nicht abgelegt werden kann. Der Leib ist förmlich von einem Panzerring umschlossen, aus dem sich hinten und unten die natürliche Wölbung vorzudrängen scheint; mit richtigem Geschmack zieht der Indianer blaue Perlen, welche vortrefflich mit seiner Haut contrastiren, allen andersfarbigen vor — es ist eine knappe, aber elegante Tracht.[1] Um den Oberarm und über den Knöcheln häkelt die Frau, auf dem Boden hockend, ihrem Gatten eine 3—4 Finger breite Baumwollenbinde, während er in seiner geliebten Hängematte sitzt. Auch manche Frauen sind mit den Binden versehen.

Die Frauen haben um die Hüften ein graues, selbstgewebtes Tuch geschlungen, das bis fast auf die Füsse reicht und an einer Seite nachlässig bis obenhin offen bleibt, sodass man die etwa vorhandene Malerei des einen Beins frei betrachten kann. Bei einer Frau waren die Vorderarme und die Unterschenkel mit Genipapotinte schwarz gefärbt, unterhalb des Knies war jedoch an der Aussenseite der Wade eine runde Fläche ausgespart und dieselbe mit einem concentrischen Kreisring verziert. Ein seitlicher Streifen setzte sich auf den vorn mit einer Scheibe bemalten Oberschenkel fort.

[1] Yurunae peni imponunt „pileolum“ (eine Hülse von der Form eines oben wagerecht, unten schräg abgeschnittenen Kegels) aridis palmae foliis factum, qui altitudinem et diametrum duarum inferiorum phalangum digiti minimi fere aequat. Quo pileolo directe e scroto urgente corpora cavernosa in scrotum reprimuntur, ita ut tumoris instar infletur. Penis autem externi plane nihil extra pileolum apparet. Atque cum urethra prorsus conclusa sit, insecta intrare non possunt.

Ganz allerliebst ist das Verhältniss der Eheleute, wenigstens das Verhältniss des Gatten mit der jüngsten Gattin. Der Tuschaua (Tupi: tuxaua = Häuptling) José besass, wie er sagte, drei Weiber. Die jüngste, eine recht hübsche, ungemein zierliche und geschmeidige Gestalt mit einem sehr verliebten Gesichtchen, war unzertrennlich mit ihm zusammen. Ein Pärchen Periquitos. „Esta mulher está boa“, diese Frau ist gut, äusserte der Tyrann auch nicht ohne Genugthuung. Ueberall folgte die Frau dem Manne wie ein Hündchen auf Schritt und Tritt. Wir nannten einen ältern etwas corpulenten Yuruna mit graumelirtem Haar und einem äusserst friedfertigen breiten Gesicht nur den Pfarrer — nun, selbst seine schon betagte Pfarrerin wandelte, wie immer er auch die Kreuz und Quer an der Keule, die sich in seiner Hand gleich einem ehrsamen Spazierstock ausnahm, in unserm Lager einherschritt, getreulich hinter ihm drein; setzte sich der Herr Pfarrer, hockte die Frau Pfarrerin ein wenig zurück ebenfalls nieder, und niemals trank Ehrwürden unsern Spiritus, ohne seine Frau dabei anzusehen und sie ihrer lebhaften Grimassen nicht achtend zu nöthigen, den kostbaren Rest zu geniessen.

Diese in frühern Jahrhunderten als Menschenfresser verschrienen Yuruna fanden wir sehr gutmüthig; freilich waren sie zäh im Tauschhandel, weil wir Armen ihnen, die Flinten, Beile, Messer und kiloweise Perlen besassen, mit unsern Reichthümern nicht imponiren konnten; sie lachten gern, sie stahlen nicht, sie halfen sogar arbeiten.

In ihren engen und kleinen Hütten war es ungemüthlich. In allen war aus einem Lager Querbalken eine Art Boden hergerichtet, über den ich stehend wegschauen konnte, zur Aufbewahrung von Bogen, Pfeilen, Baumwolle, Vorräthen und Utensilien aller Art. Ausser der Mandioca, dem Mais, den Bananen, fanden wir Batatas, Carás, Mamonen, Oauassúnüsse und andere Palmfrüchte. Hier gab es nun auch wieder ein berauschendes Getränk, den Kaschirí (sonst in dieser Zubereitung z. B. in den Guyanas Pajaurú genannt), eine aus Farinha angerührte Brühe, welche durch Zusatz von den Weibern gekauten Mandiocateiges in Gärung versetzt wird.

„Und auf den Tisch kommt vorgegessen Brot“, klagt der Marschalk im Faust. Eine schauderhafte Suppe, die säuerlich, magensäuerlich schmeckt und magensäuerlich aussieht. Die Soldaten schwärmten für den Kaschirí, und wir, einander darob gegenseitig verachtend, tranken auch nicht wenig. Unser Kopf hätte es jedenfalls länger aushalten können als unser Magen; dieser jedoch protestirte bald mit lauten Zeichen der Unzufriedenheit gegen den Eingriff in sein altes Recht, selbst den Beginn der Verdauung übernehmen zu dürfen.

Die Aldea war arm; Hängematten, die aus demselben Gewebe bestehen

wie das Frauentuch, wurden nicht abgegeben; mit grösster Mühe erwarb ich ein Stück Tuch, das von den Erwachsenen der Reihe nach erst mit einem scharfen Hauch angeblasen wurde, ehe man es mir einhändigte.

Einige schöne Federhauben, aus hauptsächlich grünen Federn bestehend; rothe Ararasfedern für das Ohr, in einer Hülse, welche noch mit einigen Mutumfederchen verziert ist[1]; ein Federreif von den Karajá herrührend, in dem jede Feder zum grössten Theil mit einem Faden eng umwickelt war; eine kleine runde gelbe Oelcuye, verziert durch ein schwarz aufgemaltes griechisches Linienmuster.

Die Bogen sind vierkantig, schwarzbraun, ein wenig über 2 m lang, die Pfeile aus Cambaiuva, einem leichten, harten Schilfrohr, mit hübschen bunten Federn, spitzen Knochen oder langen Bambusmessern. Schwere schwarzbraune Keulen, 1 m 35 cm lang, von Stabform, hübsch cannelirt, entstammen den Karajá.[2]

Die Ruder haben eine ausgeschweifte Krücke, an welcher man mit der einen Hand hebelt, während die andere den Stiel umfasst, und ein breites Blatt, welches im Wasser kräftig fördert; ich fand eins mit einem einfachen Linienmuster bemalt. (Griff 62 cm, Blatt 83 cm lang.)

Die Ubá ist kein Rindenkanu, sondern ein aus einem mit Feuer und Beil gehöhltem Cedernstamm bestehendes Baumkanu. In den grössten konnten ohne raumbeengende Waaren leicht zehn Personen Platz nehmen.

Vorn und hinten ist ein horizontales Trittbret übriggelassen, an dem die Höhlung ansetzt.

Ich habe die Kanus, welche uns glücklich bis hierher gebracht haben, ausgemessen; die Flotille enthielt ausser einem einzigen der Kanus, die wir uns selbst am Batovy gemacht hatten, Proben der Schiffsbaukunst von den Bakaïrí, Trumaí und Suyá:

	Länge.	Breite i. d. Mitte.		Tiefe.	Breite d. Hintertheils.	Rindendicke.
		oben	unten			
Unseres v. Batovy	6.70 m	70 cm	56 cm	27.5 cm	67 cm	37 mm
Bakaïrí	8	64	56	24	63	11—21
Trumaí	7.70	53	39	27	57	16
Suyá	9	65	54	33	59	19

Yuruna-Ubá: Länge 10.60 m, grösste Breite 95 cm, Tiefe 39 cm, Dicke der Wand 25 mm. Vordertrittbret: 1 m lang, 90 cm breit. Hintertrittbret: 57 cm lang, 44 cm breit.

Alle Rindenkanus wurden zurückgelassen. Wir erwarben sechs Ubás für die Weiterreise. Zum Theil sind dieselben mit Japá, einer rohen Matte

[1] Vgl. die erste ethnographische Tafel.
[2] Vgl. die zweite ethnographische Tafel.

oder nur mehrern Decklagen aus Palmblättern, zum Schutz der Ladung überwölbt. Der Handel hat sehr viele Mühe gekostet; unsere Juwelen fanden keine Gnade in den Augen der Yuruna, sie wollten Flinten, Pulver, Schrot, Kleidungsstücke etc. und gaben uns (nicht die schönsten) Ubás, welche noch nach Möglichkeit ausgebessert werden mussten.

Farinha und Bananen wurden angekauft und eine ganze Collection Thiere eingetauscht. Die Soldaten hofften, die letztern mit Gewinn in Pará absetzen zu können.

Ich erstand einen grossen weiblichen Coatá, der „Yuruna" getauft wurde, ein höchst ungeberdiges Wesen, das mir mehrere mal zu entrinnen wusste und dann spornstreichs einigen Indianerinnen zueilte, um sich zufrieden an ihrer Seite niederzulassen. — Die Araras hatten gelbgrüne Flügel, Kopf, Brust- und Schwanzfedern roth. Unter den Papagaien befand sich eine durch ihren hellbraunen Sperberkopf merkwürdige taubengrosse Art, der Fächerpapagai (Psittacus s. Pionias accipitrinus), Anaká oder auch Anakú genannt, welcher eine Holle von blauen, karminroth gesäumten Federn besitzt und dieselbe in der Erregung zu einem Fächer emporsträubt. Brust und Bauch sind wie der Kragen gezeichnet, Flügel und Schwanz smaragdgrün, mit einigen bläulich schwarzen Federenden. Der Anakú ist ungemein zahm und spricht sein „Anakú" mit dem melodischen Schmeichelton eines jungen zärtlichen Mädchens. — Kleine Periquitos, Hühner, Kapuzineraffen, ein Nachtäffchen mit grossen gelben Laternenaugen — dabei die seltsame Costümirung der Soldaten, die dicken Pfeilbündel, welche aus dem Strohdache vorlugen — fürwahr, das wird ein grotesker Maskenzug auf dem Wasser.

Drei Tage verbrachten wir bei der Aldea José's. Der biedere Tuschaua war immer gleich heitern Sinnes. Trinken, sein Weibchen neben sich, und singen, war José's Ideal; der Gefahr, sein Leben lang ein Narr zu bleiben, sah er sich gewiss nicht ausgesetzt. Leider wollte er durchaus portugiesisch singen; den zweiten Abend besonders war er in der glückseligsten Kaschirístimmung; „canta, camarada", bat er ohne Aufhören. Er hatte des Guten ein wenig zu viel genossen, betrunken schwankte er, auf die holde Gattin gestützt, zur Ubá; noch bis in die tiefe Nacht hörte man ihn auf seiner Insel lärmen und portugiesisch sprechen.

Den letzten Abend versuchten wir, die noch erhaltenen Raketen anzuzünden — ein paar waren wirklich noch brauchbar und zischten sprühend über dem Flusse empor.

21. Sept. φ 8° 33'.3, λ 1° 31'.6, km 10.34, Summa 994.92.

6 1/4 Uhr früh: I 749.0, II 741.6, Trock. 20.0, Feucht. 19.5. In Ost Nebelwolken 1, Wind = 0. Viel Thau; Nacht völlig klar; in Süd

10 Uhr abends Wetterleuchten. Wasser 28.1.
3 Uhr nachmittags; Gewitter in N, heftiger Nordwind. Wir bleiben ohne Regen.

22. Sept. 7 Uhr früh: I 748.8, II 740.8, Trock. 22.1, Feucht. 21.6, tiefe Wolken a. d. Wasser 8, Wind = 0. Nacht klar, abends Gewitter in S. Wasser 28.8.
2 Uhr nachmittags: I 747.8, Trock. 33.7. Cum. rings Horiz. 2.
$4^1/_2$ Uhr nachmittags: II 738.0, Trock. 34.0, 5 Uhr nachmittags Nordwind.
9 Uhr abends: I 748.2, II 739.8, Trock. 25.4. Wolken = 0, Wind = 0.

23. Sept. 7 Uhr früh: I 749.0, II 740.2, Trock. 24.0, Windbäume 3°. Westwind 2. Nacht klar. Gegen Morgen altocum. 10.

24. Sept. φ 8° 15'.1, λ 1° 25'.5, km 40.55, Summa 1035.47.
$6^1/_4$ Uhr früh: I 749.6, II 740.8, Trock. 23.0, str. c. 10, Wind = 0, Nachts und gegen Morgen schwacher Regen.
Abends: I 748.2, II 739.6, Trock. 25.4, str. c. 10, O 1—2, Wasser 31.0. Bis Mittag klar; sehr heiss. 2—3 Uhr nachmittags strömender Regen.

Die Vertheilung der 20 Personen in die Ubás ist derart getroffen, dass I 2, II 3, III 4, IV 5, V 6 Insassen birgt.

Classisch ist der Anblick von V; wir nennen es das Boot der wilden Piraten. Vorn stehen hintereinander der gänzlich abgerissene Braga, der Unteroffizier Norberto, welcher von einer selbstverfertigten anliegenden Rehfellhose noch ein Beinetui halbwegs gerettet hat, und Chico, der Affenmensch, der sich fortwährend auf seine Aehnlichkeit mit meiner dünnbeinigen Yuruna aufmerksam machen lassen muss; es folgen drei neugierige Hunde, Leão eine Dogge, Tarugo, das schwarze Teufelsthier, der kleine gelbe Spitz Mata Grande („grosser Wald“), Braga's Schosshündchen; hierauf schliesst das gewölbte Strohdach an, auf dem ein Kapuzineräffchen wie ein Eichhörnchen umherläuft, Gesichter schneidet, die Stirn runzelt und flötet, auf dem ferner ein stumpfsinniger Papagai mit himmelblauen Kopffedern neben einem grellen, unruhig kletternden Arara balancirt; hinter der Japá steht wieder der ewig schwadronirende Neger Merelles und in der letzten Ecke sitzt das Opfer seiner Kritik, der steuernde Corneta, welcher ihm keine Antwort schuldig bleibt und zwischendurch singt, die schmutzige Federhaube auf dem krausen Haarwust.

Auch Castro's Ubá, mit sechs verwegenen Gestalten bemannt, ist nicht übel. Aus dem Dach gucken neben Periquitos mehrere weisse Hühner hervor.

Meine Yuruna ist durch mässige Einführung der Prügelstrafe etwas duldsamern Gemüths geworden. Sie steht angebunden neben mir auf dem Rande des Boots, den langen Greifschwanz um irgendeinen Halt angeklammert, weit vornüber liegend und — rudert. Ganze Viertelstunden wirbelt sie

mit beiden Armen gleichzeitig in grösster Geschäftigkeit durch die Luft, das imaginäre Ruder an die Brust anziehend und wieder entfernend; wenn ich sie störe, grinst sie mich mit dem alten weissen Gesicht verwundert an und ist mit einem Satz auf der andern Seite, wo sie ihre Thätigkeit eifrigst von neuem aufnimmt. Zuweilen stärkt sie sich mit einem Schluck Wasser, indem sie sich zum Fluss herabbeugt und die Flut mit den Händen schöpft. Dabei ist sie sittsam erzogen; sie weiss an dem Boot genau zwischen drinnen und draussen zu unterscheiden.

Mir ist es lieb, dass sie für mich rudert; Antonio sitzt vor mir und handhabt das Ruder mit solcher Kraft und Ausdauer, dass ich alle Freude daran verloren habe, meine im Vergleich zu seiner Leistung schwache Hülfe anzubieten.

Wir werden auf den Wunsch des Häuptlings von einem Yurunaboot geleitet. Denn als wir um Abschied zu nehmen heute früh bei José vorfuhren, rief dieser lachend: „Tem cachoeira, tudo morre là“ (es kommen noch Cachoeiras, in denen ihr alle zu Grunde gehen würdet), und bald holte uns der flinke Gevatter Pedro ein.

Dieser kann seine Verwandten besuchen gehen und erfreut sich unsers Schutzes gegen die bösen Karajá, wie er uns vor den bösen Schnellen bewahren soll.

Er fährt mit Weib und Kind und Schwiegervater. Pedro selbst rudert, Frau und Töchterchen sitzen unter der Wölbung der Japá, Schwiegerpapa steuert. Auf einer über den Kanurand vorstehenden Seitenstange sonnt sich ein Papagai, auf einer andern hocken als Passagiere drei ernsthafte Periquitos, ganz vorn turnt ein Coatí mundeo (Nasua solitaria), ein seltenes, ungemein bewegliches Thierchen; es ist durch eine rüsselförmige Schnauze ausgezeichnet, die es gern ins Wasser steckt und mit der es alles beschnüffelt, ergreift und aufwühlt.

Berge ca. 200 m hoch, Fluss 1 km breit, in der Mitte 3 m tief. Das Bett ist Sandstein, der hier und da in grossen Massen aufgethürmt erscheint, durchsetzt, grauschwarz auf der Oberfläche, rosa im Bruch. Mehrere kleine Schnellen.

Wegen der Hitze durch die directe Strahlung der jetzt nur 7° vom Zenith passirenden Sonne Mittagspause von $12^1/_2$ bis $1^1/_2$ Uhr.

Grosse Inseln und viele Barren, die zu Schnellen Anlass geben, nöthigen oft, von der geraden Richtung abzuweichen.

Tucums, Inajas und die ersten Assaípalmen (Euterpe).

Links soll ein kleines Nebenflüsschen von der Grösse ungefähr des Batovy eingemündet sein. Vielleicht ist es dasjenige, von dem José erzählte, dass dort besonders viele Seringueiras wüchsen.

Uferlandschaft.

Wir lagern auf einem Sandinselchen, den Stangen und Holzgabeln nach zu urtheilen einem ständigem Absteigequartier der Yuruna. Nur wenige vermögen noch von den Piranhas, die gefangen werden, zu essen. Die Yuruna verschmähen überhaupt Piranha, Bagadú und Pintado.

25. Sept. φ 8° 1'.1, λ 1° 21'.2, km 30.35, Summa 1065.82.
6 Uhr früh: 749.2, II 741.0, Trock. 20.9, str. c. 8. Wind = 0, Wasser 30.0. Nachts Regen.
6 Uhr früh: I 749.8, II 741.6, Trock. 22.8, str. c. 10. Schwacher Regen.

Die Hähne krähen, die Morgensonne bricht durch, das Chinin ist schon vertheilt; ich sitze im Sande und schreibe, neben mir auf der einen Seite eine Schale heissen Kaffee, auf der andern die heute sehr wohlwollende Yuruna, ich rauche ein Pfeifchen und bin der Ansicht, dass es ganz allerliebst ist am Schingú.

6¼ Uhr früh ab. Fluss etwa 1200 m; durchsetzt von Blöcken und Rücken — bis 4 m hoch, 9 m lang — eines glimmerig quarzigen Gesteins, die Tiefe knapp 1 m. Viele kleine Schnellen.

Um 9½ Uhr früh Pause, die andern abzuwarten. Die Frau frisirt ihren Pedro und das Töchterchen. Das Coatí beisst eine kleine Möve todt, die Pedro gefangen hatte, und hält sie mit äusserster Zähigkeit fest, als man sie ihm wegnehmen will.

Wir passiren eine reissende Cachoeira; alle kommen gut hindurch, nur Irineo's Boot als letztes dreht sich bei dem Strudel und schlägt um. Die Insassen springen heraus und halten es, bis Hülfe zur Stelle ist, während einige Gepäckstücke bereits davontreiben. Wir müssen trocknen. Clauss hat ein Messer, Bogen, Pfeile, einen leeren Ledersack, ein Blechgefäss einer Beobachtungslaterne, und seine Aufzeichnungen vom Morgen, Wilhelm sein Ruder, Bogen und Pfeile eingebüsst. Es wäre schauderhaft, wenn ich jetzt noch die Ethnologica verlöre.

Ueberall niedriger und verbarrikadirter Fluss. Antonio hat mich verlassen, um den zu schwachen Irineo zu ersetzen; Manoel sitzt vor mir, sodass es mit der wohlthuenden Ruhe, welche ich an Valentin und Antonio gewöhnt war, vorbei sein wird. Schwatzen muss Manoel; wenn seine Gefährten schweigen, ergeht er sich in Monologen. — Nachmittags eine starke Cachoeira; Pedro leitet einige Boote hindurch, Irineo fällt ins Wasser.

Der Corneta und unser Pedro erweitern die Fieberliste zu Nr. 17 und 18. — Viele Moskitos. Das Yurunapärchen schläft in einer sehr geräumigen Ehehängematte; die Kleine besitzt ihr Extramättchen. Der Alte hat während der Fahrt einen hübschen Korb geflochten.

26. Sept. φ 7° 46'.7, λ 1° 23'.6, km 30.52, Summe 1096.34.
6½ Uhr früh: I 750.6, II 742.2, Trock. 22.1, str. c. 9, Wind = 0.

SCHIFFBRUCH.

S. 246.

Berge in Wolken, Nacht trüb, kein Regen.
4 Uhr nachmittags: I 749.8, Trock. 31.1.
Abends: I 749.8, Trock. 26.7, cir. c. 6, W. 1. Die cir. c. überziehen bald den ganzen Himmel.

Früh 7 Uhr ab. Die erste Schnelle gut genommen. Diavo, es ist schön; immer mit frischem Ansatz in den glatten Ausschnitt zwischen zwei strudelnden, schäumenden Zungen hinein: die Arme arbeiten aus allen Kräften, die Augen richten sich fest auf die wogende Masse, das Herz schlägt etwas schneller, der Affe kräht, die Papagaien schreien und die Cachoeira tost — Halloh, schon sind wir hindurch.

Die Gegend erinnert mich etwas an die des Trollhätta: stille, todte Natur, nebelumflorte, sanft gebogene Bergrücken, steinwallumgürtete Inselchen und der Uferzug des Waldes.

Wir fahren links in einen Arm; das ganze Bett ist durch ausgedehnte Felsenlager eingeengt.

Eine böse Cachoeira; durch einen 10 m breiten Bach, der unterwegs eine gefährliche Biegung machte, ging die Passage. Wir hätten uns die Fahrt ohne die Yurunas niemals zugetraut. Vier der Ubás werden von ihnen geleitet. Irineo's, des Pechvogels, Boot füllte sich mit Wasser, er sprang hinaus und schrie, ans Ufer schwimmend: „Ich kann ja nicht schwimmen.“ Auf die Strecke von 60 Schritt fiel das Niveau um ungefähr 1 m. Mit rasender Geschwindigkeit sausten die Boote hinab, die Yuruna ruderten nicht, sondern stemmten nur die Ruder ein.

Ankunft 9 Uhr, ab 11 Uhr, nachdem alles getrocknet. Endloses Gewirr von Steinen; zwei Schnellen zur Nachlese.

Endlich sehen wir uns wieder in einem Flusse. Unausgesetzt begleiten ihn Bergkuppen von ca. 200 m Höhe.

Aus dem Walde ertönt das klagende Geheul der Guaribaaffen (Mycetes); es hallt eigenthümlich sonor, wie aus einem Gewölbe heraus und hat etwas Feierliches. Sehr viele Inajápalmen.

Schon $3^1/_2$ Uhr nachmittags halt gemacht. Die Yuruna wünschen es, weil das Töchterchen Hunger habe. So liegen wir hier beim schönsten ruhigen Wetter, nehmen ein Bad, fischen, blasen die Flöte, necken Affen und Papagaien, zeichnen, putzen die Gewehre, und über dem flackernden Feuer brodelt der Kessel, dessen Inhalt des Töchterleins Hunger stillen wird.

27. Sept. φ 7° 25′.6, λ 1° 27′.3, km 45.11, Summe 1141.45.
Morgens: I 750.8, II 742.6, Trock. 23.0, altocum. 9, W 1, Wasser 29.9, nachts 2 Uhr etwas Regen.
8 Uhr abends: I 752.0, Trock. 25.0.

Ein Barbado schmeckte auch herzlich wenig; es ist nicht nur die Piranha, sondern Fisch überhaupt, was uns jetzt widersteht.

Um 7 Uhr früh ab. Die Luft ist ziemlich schwül. Vereinzelte Seringueiras. Nach 11 Uhr vormittags passiren wir eine 1.5—2 km lange Schnelle, vielleicht die gefährlichste bisher, nicht so sehr wegen der Gewalt der Wellen, sondern weil es genaue Kenntniss erfordert, den Weg hindurchzufinden. 1—2 m überragende Steine füllen das Strombett; den Seeräubern, deren Ubá hart anschlug, fehlte wenig zum Schiffbruch. Die Geschicklichkeit des Yuruna ist über alles Lob erhaben; wenn er sich getraut, den Rheinfall hinabzufahren, kann man sich ruhig mit ihm zusammensetzen.

Wir gehen einer verriegelten Bergpforte entgegen; noch auf zwei Kilometer Entfernung ist schwer ersichtlich, wie der Fluss Raum in den Schluchten finden soll. Nach dem Eintritt hat er jedoch eine Breite von 800 m; eine Reihe von Inseln theilen ihn in zwei Arme — wir wählen den linken, schmälern.

Die Bergwände 200 m hoch, fallen steil ab; sodass nur einiges weidenbewachsene Gestein Platz findet. Dieses Gesträuch nennt Valentin Jaboticaba (Myrciaria).

Der Fluss verbreitert und verflacht sich; Rast von 12½—1 Uhr. Hier haben die Karajá, erzählt uns Pedro, zwei Brüder von ihm und andere getödtet.

Eine schlimme Ecke: Pedro gibt selbst einen Versuch an einer Stelle rechts, wo wir festfahren, auf und jagt dann links auf einer reissenden Schnelle abwärts; er führt auch mich, während Valentin und Manoel über Land gehen; mit einem Satze springt er flott bis an die Hüften ins Wasser. Alles geht gut. Nur die Seeräuber haben ihren schlimmen Tag. Chico schimpft fürchterlich über den Corneta, der nicht zu steuern wisse; er selbst zwar könne es auch nicht, sonst — fügte er stolz hinzu — sässe der Corneta nicht an seinem Platze.

Unser Kanal hat eine Breite von 30 m, beiderseits Steintrümmer und graue, kleine Weiden. Wir fahren einen zweiten, dritten, vierten Strudel hinab — ich sitze immer sprungfertig, Messer, Opernglas, Brieftasche umgehängt und diese theuern Blätter im Busen geborgen. — Moskitos schwärmen, Südwind setzt ein.

Das Töchterchen rudert auch schon und ruft zuweilen, was sie von den Soldaten gelernt hat, mit ihrem dünnen Stimmchen: „Tahahá, tahahá Suyá“.

Verbreiterung zu 100 m. Pedro ist ein Weilchen unschlüssig, dann aber schwingt er das Ruder um den Kopf und mit lachendem Gesicht geht es in die Wellen. Die wackere Frau pilotirt ruhig den Alten und das Kind. Unser Boot nach — wie die zackigen Steine den Boden zu fassen suchen, einen Moment nur schweben wir auf einer nadelspitzen Klippe und — wir sind glücklich durch. Auf den Blöcken liegt ein altes zerbrochenes

Kanu. Mag sein, dass wir trotz José's Prophezeiung auch allein lebendig durchgekommen wären, aber mit welchem Verlust an Zeit und Gegenständen, ist nicht abzusehen.

Längere gewöhnliche Schnelle, zwei Ubás fahren auf und sitzen einige Augenblicke fest.

Und wieder eine reissende Cachoeira. Fliesst das Wasser bergab oder bergauf? Sitzt man still oder wird man in toller Geschwindigkeit weggeführt — das lässt sich nach dem Augenschein nicht entscheiden. Daniel verliert ein paar Thierfelle. Die Seeräuber rennen Quintilian's Ubá an, sodass der arme Corneta wieder kräftige Tadelworte einzuheimsen hat.

Eine Weile bleibt es ruhig. Mehrfach Seringueiras. Doch senken sich die Hügel nach rechts unheimlich; der Arm ist 200 m breit; wir sausen durch einige Schnellen. In der Ferne strudelt es in weissem Schaum. Die Yuruna stehen auf und schauen zweifelnd aus. Nahe dem Ufer müssen wir gründlich daran glauben; wir fliegen durch die Wogen.

Des Corneta und Merelles Zanklust erreichen den Höhepunkt, ersterer wirft das Ruder hin, letzterer schlägt wüthend mit der Stange nach einem erschreckt auffliegenden Papagai, Braga vorn, der sich umschaut, verliert das Gleichgewicht und fällt über die heulenden Hunde — beinahe hätten sich diese Seeräuber mitten in der Cachoeira geprügelt. Immer aber erscheinen sie wieder heil und unversehrt mit der ganzen Menagerie — fünf Köpfe mit mindestens fünf verschiedenen Ansichten, die sie alle zu gleicher Zeit schimpfend und gesticulirend der Welt zur Beurtheilung laut vortragen.

Wir haben jetzt einen 7—800 m breiten Fluss, rechts Inseln und Nebenarme. Wieder Felsenchaos. Die kleinen Boote finden einen Kanal, doch muss unsere Ubá fast ganz geschoben werden, da sie immer auf die Steine geräth. Links sieht man die Wellen im Hauptstrome jagen. Das grosse Seeräuberboot wird von Pedro dorther geführt — in wenigen Augenblicken ist er einen Kilometer abwärts mit ihm hinter den Blöcken verschwunden. Bruchstücke eines Kanu. Die verrätherischen Steine pochen an den Boden des Fahrzeugs, dass ein unwillkürliches Zucken das Rückenmark hinaufläuft; doch wird mit grosser Langsamkeit vorgegangen, während die Stange tastet. Zwei weitere Kanuleichen unserer Vorgänger im Gesträuch. Mit häufigem Auffahren kommen wir endlich aus dem Kanale heraus; der führende Yuruna stösst eigenthümliche Laute aus, ächzend zugleich und anfeuernd; wir werden frei — elegant springt er in das Boot und bringt uns auf den Sammelplatz.

Wie die Indianer den Fluss aufwärts fahren, mag eine andere Expedition ausprobiren.

In grossen Bogentouren halten wir uns nahe dem Ufer. Rechts durch-

setzen viele Steinwälle den Fluss und verursachen Gestrudel — voraus ca. 300 m hohe Rücken.

Es folgen noch einige Schnellen, die wir kaum mehr beachten. Einen Kanal passirend, schiesst Castro auf einen Jaguar, fehlt — die Hunde und ein Theil der Mannschaft eilen ihm in den Wald nach. Man hört fünf Schüsse; Antonio hat ihn erlegt. Das Thier ist ein ziemlich kleines Canguçú.

Schon steht die Sonne sehr tief und der Fluss liegt im Schatten. Eine Schnelle noch und wir erreichen den moskitodurchschwärmten Lagerplatz.

Das Fleisch der Unze ist zäh, die Carás sind glasig, ungeniessbar. Ein Fläschchen Spiritus, der sich an seinem Aufenthaltsort schon genügend verdünnt zu haben scheint, kräftigt die ermüdeten Geister.

28. Sept. φ 7° 7'.0, λ 1° 36'.7, km 44.84, Summe 1186.29.

Morgens: I 752.0, II 744.2, Trock. 22.0, altocum. 8, Wind = 0, Wasser 29.0. Nachts von 11 Uhr ab scharfer Regen mit Ostwind vorher.

5 1/2 Uhr nachmittags: I 750.6, II 742.8, Trock. 25.7, cir., Windbäume 3, Wind = 0, Wasser 30.2.

8 1/2 Uhr abends: I 752.0, Trock. 22.8, tagsüber freundlich. Mittags kurzer Nordwind.

Erst 7 1/2 Uhr früh ab. Schläfrige, müde Stimmung über der Mehrzahl.

Nachdem wir eine Reihe schwächerer und stärkerer Schnellen passirt, hat der Fluss 1.5 km Breite und ist flach. Einige sandige Inseln. Viele Seringueiras.

Das Wasser ist sehr schwer, unser Kanu lahm. Manoel's Stimme erstirbt in sanften Klagelauten, der arme Valentin rudert aus Verzweiflung über seinen Gefährten in förmlichen Wuthanfällen.

Circa 3 Uhr nachmittags fängt der Fluss an aufzuhören! Wir kommen in enge Arme und sehen nicht, wo das Hauptgewässer bleibt.

Kanal von 30—40 m. Mit knapper Noth kommen wir über die Steine. Nach rechts münden wir wieder in das grosse Strombett und gelangen über viele Schnellen rasch abwärts. Steile Berge, an denen die Bäume wie schweizer Fichten emporklettern, reich an dürren Besenformen, senken sich weiter voraus; sie schieben sich hintereinander her, sodass wir, da man die Ufer wegen des Waldes nicht sieht, in tiefe Schluchten zu eilen scheinen.

Nachmittags 5 Uhr Halt auf einer Sandinsel, wie gewöhnlich. Moskitos fallen in Schwärmen über uns her. Trampelnd und tanzend wird eine Breitenbestimmung gemacht. Das Stechen ist nicht sehr schmerzhaft, allein das Gesumse, die Menge, die Zudringlichkeit sind unerträglich. Wir stehen, die Füsse im Sande vergraben und wedeln durch die Luft. Das letzte Salzkörnchen ist verbraucht; es gibt nur Fisch, fetten Bagadú,

IN DER CACHOEIRA.

S. 250.

der nach nichts schmeckt und doch anwidert. — Wir versuchen, in der Hängematte zu schlafen. Ein wenig Regen treibt uns um 2 Uhr früh hinaus. Fast alle Leute sind auf und sitzen plaudernd am Feuer. Clauss und ich flüchten uns in das Zelt; dort ist es fürchterlich. Erst um 4 Uhr, nachdem das Alarmsignal geblasen worden, wird es mäuschenstill und jeder schlummert noch ein Stündchen. An Lopez zu schreiben, ist nur im Depeschenstil möglich.

29. Sept. φ 6° 56'.6, λ 1° 52'.0, km 38.58, Summe 1224.87.
6 Uhr früh: I 752.0, II 744.8, Trock. 22.0, altocum. 8, NW 1, Wasser 30.3, Nacht wechselnd trüb und klar. Gewitter zieht vorbei; 2 Uhr nachts wenige Tropfen Regen.
Abends: I 751.6, II 744.4, Trock. 26.9, str. c. 8, Wind = 0, Wasser 31.2. Vormittag klar; 2 Uhr nachmittags Gewitter in O zieht bei uns vorüber.

Kurz nach 6½ Uhr früh ab; jeder froh, den Ort zu verlassen. Doch gehen die Moskitos als blinde Passagiere mit; unter dem Sitzschemel, dem Strohdach, in allen Ecken ist es gespickt voll.

Eine Zeit lang Kanal, immer grauröthlicher Stein. 120—150 m hohe Bergkuppen. Es ist ein ganz charakteristisches Bild, dieses todte steinige Cachoeiraterrain mit den dürren Bäumen im Walde. Manoel bezeichnet mir dieselben als Cunhão de porco, Oatambú, Peroba (Aspidosperma), einzelne Angico (Acacia). Sonst vorkommendes Holz: Aruera, Cedra, Jatobá, Uanandu, Ximbuva. Die Seringueiras werden zahlreich, ihr hellgrünes Laub und die grauen Stämme fallen weithin auf; die Leute behaupten, wie auch mir schon vorkam, dass auf dem linken Ufer mehr dieser Bäume stehen als rechts, doch halten wir uns meist links.

Zuweilen Bilder wie von einem schweizer See mit steilem Waldufer. Das Wasser ist flaschengrün.

Wir sind stark nach Osten gekommen. Schon 3½ Uhr nachmittags Lager; wir sollen morgen zeitig in einer zweiten Aldea eintreffen.

Das Gestein ist auf der Bruchfläche dunkelblau, feinkörnig, hart, doch verwittert es in drei äusserlich verschiedenen Formen, wie graugrüner Sandstein oder schwärzlich oder röthlich verglast. Viele Borrachudos und Moskitos.

30. Sept. φ 6° 54'.0, λ 1° 59'.0, km 14.31, Summe 1239.18.
Morgens: I 752.2, II 745.2, Trock. 22.3, Nebel 10, Wind = 0.
4 Uhr früh: klarer Sternhimmel, gestern Abend trüb.
5¾ Uhr nachmittags: I 75.10, II 742.6, Trock. 31.4, cum. 1, O 1, tagsüber schön und klar.
8 Uhr abends: I 752.8, Trock. 27.5.

Etwas Farinha; zu kochen nichts vorhanden.

Früh 6½ Uhr ab. Pedro macht immer noch auf neue Plätze aufmerk-

sam, wo sich die Yuruna und Karajá geschlagen haben. — Schwarzweisse Schwalben; ein einsamer Caracará (Polyborus) auf einem Felsen.

Um 8 Uhr erreichten wir zwei bewohnte Inseln. Pedro meldete sich einige Zeit vorher durch dumpfe — tuhuhú uú — Töne an, welche er einer Calabasse entlockte. Man antwortete mit Schüssen, die wir unsererseits auf Pedro's Aufforderung erwiderten.

Eine arme Niederlassung. Nach und nach stellten sich 8 Männer, 6 Weiber, 3 Knaben, 3 Mädchen ein.

Die Hütte auf der nördlichen Insel nahe dem rechten Ufer, auf der wir landeten, war klein, $5^1/_2$ Schritt breit, 6 Schritt lang. Zwei junge Schildkröten krochen in ihr umher. Hängematten hingen draussen unter den Bäumen. In einem Schuppen wurden Körbe mit Wolle, grossen rothen Bananen, Pfeile etc. aufbewahrt. Wir fanden eiserne Töpfe und einen blauen Porzellantiegel.

In der Hütte stand ein einfacher Webrahmen; um zwei querliegende Bambusstangen hing vertical die Baumwolle, die aus einem ewigen, immer wieder frisch angeknoteten Faden bestand. 2 m breit, 3 m hoch. Zwei Wollfäden, je an einem Stöckchen geleitet, wurden kreuzweise durchgezogen.

Die Weiber trugen jedoch importirtes blaues Schürzentuch. Pedro erzählte einem Bruder oder Vetter, der einen dünnen Schnurrbart, spärliche Brauen, aber langes, sorgfältig gescheiteltes Haupthaar hatte, die Neuigkeiten von der Aldea I. Die Sprecher blickten sich grundsätzlich nicht an; der eine auf einen Stock, der andere auf ein Ruder gestützt, schauten sie nebeneinanderstehend beide nach vorwärts. Aber der Vetter folgte aufmerksam und unterbrach Pedro's Bericht mit vielen höflichen „enäh, enäh — häheeäh — ähäh — ah — ă, wă.“

Eine von der Roça eintreffende Frau macht Pedro eine Mittheilung; beide fangen daraufhin an, die Hände vor das Gesicht haltend, laut zu weinen — seine Frau und die andern blieben gleichgültig.

Nach ungefähr einer Minute werden die Hände weggenommen — Thränen sind nicht geflossen, das Antlitz hat seinen gewöhnlichen Ausdruck. Darauf geht die Alte zu Pedro's Frau und führt mit ihr dieselbe Scene auf. Hiermit ist die Form offenbar erfüllt.

Wir erhielten von einer salzlosen Mutumsuppe zu essen, die besser schmeckte als sie aussah. Ich hatte vorher schon in den Topf geguckt und wenig Gefallen an der grauen Brühe gefunden, in der Bananenstücke und ein Vogelkopf umherschwammen. Alles beschäftigte sich eifrig mit dem Aufklopfen von Oauassúnüssen; am besten schlägt man sie auf der Beilschneide entzwei. Auch einige Paránüsse und, wichtiger als alles Essen, etliche Packete Taback wurden uns gegen kleine Geschenke gespendet. —

Der portugiesische Wortschatz der Männer war dürftig „tem muito — não tem“ (es gibt viel — nicht); „aquí“ (hier) und „não sabe“ (ich weiss nicht) war ihnen jedoch geläufig.

Yurunadorf.

„Farinha não tem; Karajá . . . .“ Die Karajá seien daran schuld, dass sie selbst keine Farinha hätten.

Von Pedro, der hier zurückblieb, nahmen wir herzlichsten Abschied. Keiner von uns wird ihn vergessen.

Um 1$^1/_4$ Uhr nachmittags ab. Schöne dicht bewaldete Bergufer (200 m), üppige Inseln mit lieblichen Durchblicken.

Wir kamen 2$^1/_2$ Uhr an der zweiten grössern Niederlassung an, bei der wir campirten. Auf einer Insel nahe dem rechten Ufer vier geräumige neue Häuser, nahebei zwei kleinere Hütten, die man durch das Wasser watend erreichte, und ungefähr in der Mitte des Flusses noch ein mit einem Hause besetztes Inselchen. 12 Männer, 18 Frauen, 4 Knaben, 6 Mädchen. Ein uralter Greis; ein einäugiger Junge; ein Mann mit Inguinaldrüsen.

Die grösste Hütte war 22 Schritt lang, 14 Schritt breit mit niedriger Thüre. Das gewölbte Palmstrohdach (Oauassú und Inajá) reichte bis auf den Boden. — Nicht viele Thiere; Hunde, zahme Magoarí (Ciconia).

Alles war neu; die Ubás, die Ruder, die Baumwollkörbe etc. Ich erwarb eine Flöte, an deren Ende eine Cuye aufsass.

Einzelne Männer hatten unterhalb des Halses um Nacken und Brust zwei schwarze Streifen gemalt und Unterschenkel und Vorderarm schwarz gefärbt. Einer prunkte mit einem fast faustdicken Perlenwulst um den Hals.

Die Leutchen wünschten von uns Farinha zu erhalten; es scheint, dass sie in Händeln mit den Karajá vieles verloren, einige Monate neues gearbeitet und darüber die Pflanzung vernachlässigt haben, oder dass sie sich überhaupt erst infolge jener Fehde seit kurzem veranlasst sahen, an diesem Orte Hütten zu bauen. Taback ist reichlich vorhanden.

Wir freuen uns, dass wir auf dem 6. Breitengrade sind. Auch auf ihm scheint die Moskitoplage eingebürgert.

1. Oct. φ 6°40'.3, λ 2°1'.5, km 30.64, Summe 1269.82
6 Uhr früh: I 752.6, II 744.8, Trock. 22.1, cir. c. 1, Wind = 0, Wasser 29.0 (seicht und stagnirend). Nacht völlig klar.
4 Uhr 50 Min. nachmittags: I 752.2, II 743.7, Trock. 31.5, Hypsometer 99.230, Windbäume 8°, Wind = 0.
8 Uhr abends: I 752.6, Trock. 26.0.

Früh 7$^1/_4$ Uhr ab. Fünf Yurunaboote mit 15 Personen (4 Männer, 5 Weiber, 3 Knaben, 3 Mädchen) begleiten uns. Berge 150—200 m. Fünf Schnellen. Allmählich Uebergang in nördliche Richtung. 1 m hohe Steinwälle; eine Zeit lang verengt sich der Fluss und zeigt, wo er sich erweitert, eine durchschnittliche Tiefe von 1$^1/_4$ m, wo wir passiren.

Eine Anzahl der prächtigen Kastanienbäume, die mit weitgewölbtem Laubdach über ihre Nachbarn emporragen, einige Jatobás und Genipapos.

Kurz nach der Abfahrt bemerkten wir am linken Ufer noch zwei Hütten: wenn die Yuruna nicht so sehr für individuelle Freiheit schwärm-

ten und sich in geschlossenen Dörfern vereinigten, würden sie wahrscheinlich besser mit den Karajá fertig werden. Es lässt sich gleichwol nicht leugnen, dass die von Katarakten umgebenen Inseln eine grosse natürliche Sicherheit bieten. Gegen Nachmittag wird der Strom herrlich; anmuthige Inseln, üppiger Wald auch auf den Bergkuppen; in der Ferne ein langgestreckter Höhenzug, der sich mit unzähligen Wipfelchen als eine bläuliche Wand gegen den Himmel absetzt.

Auf dem Lagerplatze, einer mittelgrossen Insel mit dichtem Baumwuchs jenseit des Sandstrandes, entwischte mir die Aeffin, die theure Yuruna. Sie verstand es leider vorzüglich, die Knoten des Strickes, an dem sie angebunden war, zu lösen. Alles Suchen war natürlich umsonst. Doch habe ich in Aldea II einen kaum zwei Monate alten Coatá erhandelt — ein greuliches schwarzes Teufelchen, das in seinem verrunzelten Greisenantlitz einen Majorsschnurrbart und die frechsten Affenaugen zur Schau trägt. Auch Suyá, wie es genannt worden ist, trinkt Wasser aus dem Flusse mit der Hand; an der Zeltstange klettert, springt, purzelt es in ruheloser Gymnastik, abends schreit es entsetzlich, wenn ich es nicht zu mir in die Hängematte nehme.

2. Oct. φ 6° 34′.0, λ 1° 45′.3, km 40.12, Summe 1309.94.
6 Uhr früh: I 752.8, Trock. 22.7, cum. 4, N 1. Nacht klar, niedrige Nebelwolken an den Bergen.
5 Uhr 55 Min. nachmittags: I 751.2, II 742.7, Trock. 30.3, Windbäume 5°, Wind = 0, Tag klar.

Die ruhige Nacht hat alle wieder erquickt.

Früh $6^1/_4$ Uhr ab; ohne Frühstück. Die Yuruna suchen Schildkröten. Ich habe meine Freude an einem allerliebsten Mädchen mit chinesischem, aber frischem zutraulichen Gesichtchen — Bonitinha (bonito = hübsch) nennt sie die Mannschaft. Bonitinha hat schmucke Waden, reizende Füsschen und Händchen, einen zierlichen, geschmeidigen Oberleib, trägt eine blaue Perlenschnur um den Hals, und läuft auf dem Vordertrittbret mit der Ruderstange lustig lachend und plappernd und die Ubá schiebend allzeit thätig hin und wieder. Sie erblickt die Tracajás immer zuerst, und der hinten sitzende Yuruna durchstösst sie aufspiessend mit der Stange. — Grosse Rochen, einen Zitteraal bemerkt.

Prozessionsartiges Vorwärtskommen. Ein Theil der Yuruna „zieht“, sie wollen sich flussabwärts häuslich einrichten und reisen gemächlich.

Von $12^1/_2$—$2^1/_2$ Uhr Mittagspause.

Die Gevattern kochen die fast ausgebrüteten Schildkröteneier und laden uns freundlich ein. Ich bin zu sehr in Unordnung mit den Functionen der Zunge und des Magens, als dass ich mich entschliessen könnte zu kosten. Clauss lobt den Dotter — die Embryonen zu probiren, bringt auch er

nicht fertig, obgleich die kleinen schwarzen Kröten blank und appetitlich aussehen.

Die Berge treten vom Ufer zurück. Viele Seringueiras. Wir übernachten auf einem Inselstrande, ein Theil der Yuruna auf einer andern Insel in der Nähe.

Mondhell. Das Gestirn ist von einem grossen Hofe und leichten Wolkenschleiern umgeben. Möven schreien; ihnen sind die beinahe flüggen Jungen geraubt worden. Die Menagerie sitzt stumm auf eingerammten Ruderstangen. Nur der Nachtaffe rennt geschäftig; seine Laternenaugen funkeln. Von der Insel grüsst das stille Licht des Lagerfeuers der Yuruna herüber; es ist zu schön zum Schlafen.

3. Oct. φ 6° 14'.0, λ 1° 30'.1, km 48.40, Summe 1358.34.
6 Uhr früh: I 751.8, II 744.2, Trock. 22.5, cum. s. 2, Wind = 0, Wasser 29.1, Nacht klar.
6 Uhr abends: I 751.0, II 743.0, Trock. 29.8, Windbäume 5°, Wind = 0, Wasser 32.0. Tagsüber hell und freundlich. Vormittags NW 2—3. 2 Uhr nachmittags Gewitter in SW.
8 Uhr abends: I 752.0, Trock. 28.5.

Vor 4 Uhr früh auf; an der Trompete „fehlt ein Stück“, sodass sie schauderhaft verstimmt ist; „Mata grande“, der Hund, heult mit und der grosse Wald selber im Echo nicht minder.

Früh 6 Uhr ab. Fluss 1.5 km zum wenigsten breit. Klippenreich und flach. Die Berge treten rechts als unbedeutende Hügelzüge auf; ein Rückblick zeigt die passirten Höhen wie eine ferne Serra. Gegenwind behindert uns sehr.

Nachmittags 1½ Uhr flach, sandig. Kanal und Cachoeira: Passage durch eine enge Steinspalte, die man kennen musste; ein Yuruna stand seitwärts auf dem Felsen und stiess das Kanu in die Richtung. Das Gestein grauröthlich, glatt mit stumpfen Formen. Alles kommt ohne Unfall durch. Merelles, der Seeräuber, nennt seine Ubá nicht mit Unrecht „canoa da republica“.

Hohe Tucumás (Astrocaryum Tucumá), zahlreiche Tucums und Inajás. — An den Seiten flach, zurück und voraus Höhenzüge oder Hügel.

Um 3 Uhr nachmittags. Weites Wasserbild, von zahllosen Waldinseln durchzogen. Rechts einige Hügel und viele Cachoeiras. Links mündet ein Fluss, dessen Breite bei der chaotischen allseitigen Verbarrikadirung nicht zu schätzen ist; die Yuruna erzählen, dass sie dort 2½ Tage aufwärts Cambaiuva, ihr Pfeilrohr, holten, ihre Ubás bauten, und dass dieser Fluss reich an Cachoeiras sei. Ein langer Sandstrand kennzeichnet die Mündung. Wir lassen sie weit links; wir verlieren uns in einem Gewirr von Felsen-

inseln, die mit dünnen Stauden bewachsen sind. In der Nähe hat wieder ein Kampf mit den Karajá stattgefunden.

Der Fluss entwickelt sich etwas einheitlicher zu einer Wasserstrasse von 1500 m, an deren Rande noch eine Menge flacher Steininseln eingelagert sind. Links und rechts Waldebene.

Zwei kräftige Cachoeiras; über die zweite macht das Boot fast einen Sprung abwärts. Es fehlte bei einigen herzlich wenig zu einem Schiffbruch; die Republik war in heftigem Aufruhr: „O diavo quer andar neste inferno (der Teufel möge in dieser Hölle fahren)", äusserte Merelles.

Beiderseits und voraus ebenes Waldgebiet; „Tucumisal und Inajal". Die Palmen spielen eine ganz neue Rolle; sie sind ungemein zahlreich und die Inajás werden nur von einzelnen schlanken Laubbäumen überragt; den Vordergrund bis zum Wasser füllt dichtes Strauchwerk.

4. Oct. φ 5°48'.7, λ 1°25'.5, km 54.03, Summe 1412.37.
6 Uhr früh: I 752.2, II 745.4, Trock. 22.9, cir. c. 5, Wind = 0. Nacht klar, Mondhof sehr gross; Windbäume.
6 1/4 Uhr abends: I 753.4, II 746.0, Trock. 28.0, str. in W 5°, Wind = 0. Tagsüber hell, regenlos.
7 Uhr 40 Min. abends: I 754.0, Trock. 27.7. Gewitter im Anzuge.

Früh 6 1/2 Uhr ab. Eine unbedeutende Stromschnelle. Grosse und kleine Inseln. Schmutzig röthliches Gestein in klumpige Blöcke zersprungen. — Eine schwierige Cachoeira — ein Schwall, der durch einen 10 m breiten Kanal stürzt. Dann fahren wir in einem 800 m breiten Arm. Oauassú. Inajá. Tucum.

Nachmittag schiessen wir wieder durch einen ähnlichen, etwas sanftern Kanal und gelangen zwischen zwei Inseln durch eine 70 m breite strudelnde Passage in den Hauptstrom.

Längere Strecke nach Norden. Endlich, nachdem die Yuruna bereits viel geblasen und wir sehnsüchtig umhergeschaut, kommen wir inmitten eines so inselreichen Gebiets, dass es überschwemmt erscheint, zu einer unbewohnten Hütte, welche für eine der uns begleitenden Familien gebaut und eingerichtet ist. Es sieht sauber darin aus. Auf drei Steinen steht eine grosse flache Schüssel; alles Palmstroh ist rein und neu. Von der Decke hängt ein mit gelben und schwarzen Federchen verziertes, baumwollgefüttertes Nestchen, in dem junge Vögelchen aufgezogen werden können.

Während der Breitenbestimmung wurde beobachtet, dass eine totale Mondfinsterniss im Ablauf begriffen war. Leider kam die Erkenntniss zu spät. — Heute haben wir die grösste Kilometerzahl zu verzeichnen — mehr als wir in den ersten 7 Tagen zusammen auf dem Batovy gemacht haben, 54 km.

5. Oct. φ 5° 36′.5, λ 1° 17′.7, km 28.39, Summe 1440.76.
5¾ Uhr früh: I 754.0, II 747.8, Trock. 23.3, cum. 1, Wind = 0. klar, 8 und 9 Uhr abends während der Mondfinsterniss starker Wind. Gewitter zieht vorüber, ohne Regen.
Tagsüber schönes Wetter; sehr heiss; abends Himmel bedeckt.

Früh 6 Uhr ab. Bald in einen Kanal, den unsere Ubá mit grosser Mühe passirt. Durch drei Schnellen erreichen wir ruhiges breites Fahrwasser, 1 km breiter Arm, hier und da eine runde Kuppe. Doch werden die Ufer bald wieder bergig, 100—120 m hoch.

Glatte Steinlager durchsetzen den Fluss mehr oder minder quer, eine Barre hat über 300 m Breite.

Durch Schnellen fahren wir bei den Aldeainseln vor. (Dorf Nr. III.)

Auf einzelnen Felsen mitten im Wasser stehen Gerüste für Hängematten und liegen steinbeschwerte Matten.

Wir finden drei Hütten, zwei sind unbewohnt. Die grösste hat 30 Schritt Länge und Breite, fast 6 m Höhe.

Bei einem Schuppen quartieren wir uns ein.

Es werden 12 Männer, 12 Weiber, 8 Mädchen, 7 Knaben gezählt; doch kommt im Laufe des Tages mancherlei Besuch; es sind noch einige Häuser in der Nähe. An 45 Seelen mögen hier zu rechnen sein.

Bemaltes Bein eines Yuruna.

Wenige zeigen Bemalung, einer drei Streifen ringsum zwischen Hals und Brust, ein zweiter ein sehr hübsches Wadenmuster. Dessen junges Frauchen hatte ebenfalls schwarze Unterschenkel, die Füsse waren nur knapp längs des Randes und hinter den Zehen bemalt. Ein Knabe trug zwei schwarze Streifen von Mund zu Ohr und schwarze Flecken sowie Seitenstreifen an den Beinen.

Im Vergleich zu den frühern Niederlassungen sind wir hier bei reichen Leuten; in der Fülle der Vorräthe, in der ganzen Haushaltung prägt sich ein höherer Grad des Wohlstandes aus. Mais ist in grosser Menge vorhanden; das eiergelbe Mandiocamehl wird in zierliche Körbe, unsern lieben Papierkörben sehr ähnlich, von den Frauen aufgefüllt; einige Webrahmen zeigen sich solid gearbeitet; die Hängematten sind wie grobes, aber starkes Tuch; Pfeile und Bogen gibt es verhältnissmässig wenig, sie weichen den modernen Waffen; mit grossem Vergnügen entdecken wir auf Messern die Namen von Remscheider und Elberfelder Firmen; auffallend viele Flöten

sind vorhanden — die lange Panétadada (1 m 75) mit dumpfem Trompetenton, kleine Fagotte, welche die Frauen spielen sollen, und kleine Pansflöten; einige Flöten mit schwarzer Bemalung und Federzierath; ferner Rasselcuyen, die mit zwei Ararasfedern geschmückt sind. Vieles Federvieh; zahlreiche Hühner, grosse Enten und Gänse (Marecão). Mehrere gefleckte Hunde. Ich erwarb einen Fächerpapagai für einen Spiegel und ein Armband — er sprach geläufig Yuruna, pfiff und war sehr zahm.

Offenbar wegen des reichlich vorhandenen Kaschirí stellten sich viele Gäste ein. Der Yuruna, von der Jagd heimkehrend, ist ein Anblick für Götter. Links hat der nackte Mensch ein geflochtenes Täschchen hängen, an einem breiten Bande trägt er das Pulverhorn, sein Haar läuft in einen grauumwickelten Zopf aus, den Leib umschliesst der blaue Perlengürtel; mit der Rechten auf ein Ruder, mit der Linken auf die alterthümliche Flinte gelehnt, steht er da, schaut in die weite Welt und unterhält sich mit dem Freunde, dessen Blickrichtung die seine in der Unendlichkeit schneidet.

Wir bewältigten viel Kaschirí brühe, die in einem Kanu aufgefüllt war; sie schmeckte feiner als in der frühern Aldea, aber den faulig fermentirenden Geschmack, der etwas an mexikanischen Pulke erinnert, verleugnete sie nicht. Auch ein mit Bananen gemischter Kaschirí wurde verabreicht. Ein Alter mit einem Rundbäuchelchen trank fast ununterbrochen; er schaukelte sich gelangweilt in der Hängematte und liess sich von seiner jungen Frau bedienen. Wir assen draussen vor der Hütte mit den Gevattern zusammen Acaráfisch (Cascudo); eine Schüssel zum allgemeinen Gebrauch stand inmitten des Kreises und daneben eine Cuye mit Farinha, in die ein jeder den stark gepfefferten Bissen einstippte. Währenddessen ging der Mond prachtvoll über den Riffen auf.

6. Oct. 6 Uhr 40 Min früh: I 756.0, II 749.4, Trock. 23.9, str. c. 10, Wind = 0, Wasser 30.0, nachts von 2 Uhr bis 6 Uhr früh Regen.
$2^1/_2$ Uhr nachmittags: I 754. 4, Trock. 32.0, cum. 5, Wind = 0.
$5^1/_4$ Uhr nachmittags: I 754.6, II 747.2, Trock. 29.0, Hyps. 99.300.
11 Uhr nachts: I 756.2, Trock. 25.8, altocum. 9, SW 1—2, 7 Uhr abends etwas Regen.

Schon zum Frühstück gibt es Kaschirí, dem sich der dem Bart noch anhaftende Chiningeschmack beimischt. Wir wollen den Leuten noch einen Ruhetag gönnen; Castro meint, sie seien doch von den Anstrengungen der letzten Zeit ermüdet und sicherlich geht aus ihren Gesprächen eine grosse Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Leben hervor.

Der Schingú ist immer nur noch als Paraná bekannt, doch begegnen wir dem Namen Schusel = Souzel, über dessen Entfernung sehr unklare Angaben gemacht werden.

Einer der Besucher war ein Medizinmann und behandelte eine kranke Frau. Ich verfolgte die Scene mit grossem Interesse und kam zu der Ansicht, dass die Cur als eine besondere Variation der Massage sich vielleicht mit Glück bei uns einführen liesse. Die Frau lag in der Hängematte; mit einem grünen Zweige rieb ihr der College Gesicht, Hals, Brust und Bauch, mit beiden Fäusten aus Leibeskräften zudrückend, und pustete, als wollte er sich bei der Anstrengung die Seele auspressen. Dann nahm er den Zweig in die hohlen Hände, vorsichtig, als ob er von einer Flüssigkeit zu verschütten fürchte und trabte hinaus, ihn fortzuwerfen, immer aus dem tiefsten Innern ächzend. Wiederkehrend unterwarf er den Rücken der Frau derselben Procedur; er wedelte den Zweig, auf dem sie gelegen, zuerst wie abstäubend und begann zu kneten; mit derselben wichtigen Aengstlichkeit brachte er die gefangene Materie ins Freie.

Auch fanden eine Reihe von Klageceremonien statt. Immer dasselbe thränenlose Weinen mit vorgehaltenen Händen, immer dieselbe Gleichgültigkeit der Unbetheiligten, bis sie selbst an die Reihe kamen. Ein Hündchen in der Hängematte heulte mit, dem Anschein nach am aufrichtigsten. Eine dicke Alte hatte Clementin's rothgefütterten Reitermantel umhängen und jammerte, die Hände ringend, in herzzerreissenden Tönen.

Dazwischen ein Kaschirígelage — es ging lebendig her. Die Männer wurden berauscht und nöthigten, volle Schalen aus dem Kanu schöpfend, mit einem freundlichen „Malitscha" zum Trinken. Ein paar Jungen waren in sehr erhöhter Stimmung; sie gingen, ihre kleinen Pfeile und Bogen über der Schulter, in der Hütte singend auf und nieder, jeder für sich; überhaupt griff das Monologisiren um sich. Keiner bekümmerte sich um den andern. Der einzige gleichmässig ruhige Punkt in dem wüsten Treiben war Rundbäuchelchen in der Hängematte, es trank und schwieg und schwieg und trank.

Ich hatte mit einer Menge Schrot und Pulver glücklich eine Panétadada erhandelt; sie wurde jedoch auf geheimnissvolle Weise, nachdem ich sie kaum im Zelte geborgen, wieder entführt. — Unter unsern Leuten spukte auch der Geist zu viel genossenen Kaschirí's. Manoel und Satyr balgten sich nach allen Regeln der Kunst; der Schwarze schielte plötzlich nicht mehr — das eine Auge war unter einer dicken Geschwulst verborgen.

7. Oct. φ 5° 24'.6, λ 1° 8'.9, km 34.77, Summe 1475.53.
$5\frac{1}{2}$ Uhr früh: I 756.0, Trock. 24.2, str. c. 10, W 3, Windstösse aus W, Nacht trüb, Mond schwach durch die Wolken scheinend.
$5\frac{3}{4}$ Uhr nachmittags: I 756.2, II 749.6, Trock. 25.4, str. c. 9, Wind=0.
4—5 Uhr nachmittags heftiger Regen.

$6\frac{1}{2}$ Uhr ab. Ein Theil der Yuruna nimmt herzlichen Abschied bis auf Wiedersehen. Sie glauben, dass wir später flussaufwarts zu unserer

Heimat zurückkehren werden. Das Oberhaupt unserer Geleitschaft heisst Caetano.

Viele Oauassús und Tucums, keine Berge. Wir fahren in einen felsigen schmalen Arm.

Um 10 Uhr früh Hütte (9 Männer, 7 Weiber, 3 Knaben, 4 Mädchen). „Lucio“ trägt ein rothes Kopftuch und einen blauen Kittel mit Hemden-

Yurunafrauen.

knöpfchen — voilà tout, ein anderer gestreifte Hosen. Die Anzeichen der Cultur nehmen rapid zu: ein kupferbeschlagener Koffer, Pulverbüchsen, eine Blechtrommel, wie aus der Conditorei genommen, Tabackspfeifchen, ein Topf mit einem aufgemalten Kreuz. Die Yuruna drehen die langen Cigarretten in eine zimmtfarbene geschmeidige Baumrinde (Tauarí) ein.

Souzel soll „fünf“ Tage entfernt sein.

Die beiden Ufer gleichzeitig bekommen wir heute nicht zu sehen; lange Inseln schieben sich aneinander vorbei. Links einige Hügelzüge bis 150 m.

Es wird heiss; die Thiere leiden viel von der Sonne. Ich habe heute Suyá eine Lebensgefährtin für die Zukunft erworben; sie ist etwas grösser als er und heisst wieder Yuruna.

Nachmittags 3 Uhr enger Kanal, felsiges Bett. Um 4 Uhr Regen. Die Gevattern in ihrem Katzenjammer wünschen halt zu machen.

Während es Stunden dauerte, bis Manoel die Hühner und Bananen zugerichtet hatte, ging die Zurichtung des Mahles bei den Yuruna so flott, dass ich innig wünschte, mich ihrer Wirthschaft anschliessen zu können. Die Form ihrer Töpfe (ähnlich den Kochschalen der Chemiker) erlaubt, dass dieselben ganz vom Feuer umspielt werden; der übergreifende Rand schützt gegen das Ueberschlagen der Flammen. Bis das Wasser gekocht war, röstete die Frau Bananen auf den brennenden Scheiten und zertheilte Schildkröten. Das Ragout der letztern hatte keinen ausgesprochenen Geschmack; besser waren die in der Schale gebratenen, dort haftenden Fleischreste. Unterdess hatte Bonitinha ein Schock Eier gefunden, und der Gatte vier Pacús, sowie einen Fisch, den sie Pariá nannten, geschossen. Er schlich dabei am Ufer so vorsichtig, als handle es sich um Wild am Lande. Die Fische kamen unaufgeschnitten in den Topf. Sie mundeten vortrefflich, da sie saftiger waren als unsere mehr zerkochten. Clauss gewann es über sich, einen Schildkrötenembryo zu verspeisen; er schmeckte einfach gallertartig. — Wir fühlten uns ausserordentlich wohl in dieser Gesellschaft unter den hohen Bäumen beim schwach leuchtenden Kochfeuer. Wie prächtig sah der eine aus, der nackt war, wie elegant in seinen Bewegungen; wie klein und zigeunerartig erschien der andere in Hemd und Hut.

Die Gevattern assen später auch mit uns Huhn, das sie sonst zurückweisen, und lobten das Gericht. Es ist gewiss ein zarter Zug in der Natur des rohen Indianers, dass er sich nicht entschliessen kann, Thiere, die er selbst mit Liebe aufgezogen hat, zu essen. Das sind die Yuruna, die man im vorigen Jahrhundert noch als Menschenfresser schilderte. Nehmen wir denn an, sie seien hin und wieder durch die Aufregung des Kampfes verführt, zur Anthropophagie ausgeschritten, nehmen wir auch an, dass dabei keine abergläubischen Vorstellungen mit im Spiele waren, dass sie wirklich dem rohesten Instinkt der Wildheit gehorchten — nach meinem Gefühl sollte dieser Excess bei einem barbarischen Volke weniger zu seinen Ungunsten als das Widerstreben gegen das Verzehren der Hausthiere zu seinen Gunsten ausgelegt werden. Selbst dass wir Hühnereier assen, war den Yuruna offenbar sehr unmoralisch vorgekommen. Man vergleiche damit die Dame, die von zwei verhätschelten Bologneserhündchen eins durch den Tod verliert, der alsdann der Kürschner bedauernd mittheilt, dass das Fell des

geliebten Thierchens zum Muff nicht hinreiche, und die schluchzend ausruft: „So nehmen Sie auch das andere.“

Hin und wieder haben die Gevattern vernünftige Grundsätze. Neulich war das vierjährige Töchterlein unsers Begleiters unartig gewesen; sie wurde an einem Sandstrand ausgesetzt und musste ein Viertelstündchen nebenherlaufen, wobei sie über Blöcke zu springen, durchs Wasser zu waten und Umwege zu machen hatte — währenddem arbeitete der Papa mit der Ruderstange weiter, trotz ihres lauten Jammerns unerbittlich und die Kleine nicht beachtend; als sie wieder einsteigen durfte, war sie gehorsam und nachgiebig.

Wie die Indianer auch von unserer Mannschaft für gute Menschen gehalten werden, geht aus einer der belehrenden Aeusserungen hervor, welche Merelles in dem republikanischen Kanu vom Stapel liess: „Diavo, estes Indios crem mais em Deus do que nos — são mais catholicos do que nos (Teufel, diese Indianer glauben mehr an Gott als wir, sie sind katholischer als wir)“.

8. Oct. φ 5° 8′.7, λ 1° 6′.2, km 34.36, Summe 1509.89.

5 $^3/_4$ Uhr früh: I 756.6, II 750.0, Trock. 22.0, altocum. 9, Wind = 0, Nacht trüb.

5 Uhr 20 Min. nachmittags: I 756.4, II 748.4, Trock. 30.4, cum. 5, Wasser 31.9. In NO Regen. Eben erhebt sich Südwind 2—3, darauf Regen bis 7 Uhr abends.

Wir fahren in einem ca. 2 km breiten Arme; es ist unmöglich, die Breite des ganzen Stroms zu schätzen, da von den langen Waldstreifen nicht zu sagen ist, ob sie Inseln oder Festland angehören. Sehr flach bis 1 m, der Boden ist Sand und Fels; viele Riffe, unregelmässig schwarzröthliche Blöcke und mehr graue Lager in gewölbten Formen.

Nachmittags 1 Uhr. Zwei Roças der Yuruna; wir erhalten Zuckerrohr und schöne S. Thomé-Bananen. Am Ufer lag ein mächtiger Block, 7 m hoch, 8 m breit, 12 m lang, anstehend, dasselbe röthlichgraue Gestein wie auch im Flusse.

Um 2 $^1/_2$ Uhr nachmittags bleiben wir in einer kleinen Niederlassung (Nr. IV der ansehnlichern), 3 Hütten und Schuppen; 8 Männer, 10 Weiber, 2 Knaben, 3 Mädchen. Eine Ubá bedurfte der Ausbesserung.

Ein gemüthlicher Abend unter Dach und Fach, während es draussen regnete. Gutweib kochte, ein anderes spann im Halbdunkel Fäden, mehrere Männer unterhielten sich beim Schein eines baumwollumwickelten, fettgetränkten Zweigleins. Ueberall Ordnung, Reinlichkeit und Friede. — Die Fahrt nach Souzel nimmt hier wieder mehr — 10 Tage — in Anspruch.

9. Oct. φ 4° 47′.9, λ 1° 9′.5, km 44.00, Summe 1553.89.

5 $^3/_4$ Uhr früh: I 757.4, II 750.0, Trock. 23.1, str., Dunstwolken 4,

Wind = 0, Wasser 30.2. Nacht klar und frisch.
7 Uhr 20 Min. abends: I 757.4, Trock. 28.0.

Hier und da ein Hügel sichtbar; wir fahren eigentlich durch eine Menge Flüsse und wissen nicht, ob wir je entlang dem Hauptufer halten. — Ein hoher, grauer Baum: Barrigudo.

Um $4^1/_2$ Uhr nachmittags. Breite des Armes 1.5 km. Rechts hinter einer Insel wird ein anscheinend etwa 120—150 m hoher Zug sichtbar. Gegen $5^1/_2$ Uhr wird campirt. Mit der Dunkelheit verziehen sich die anfangs zahlreichen Moskitos. — Wir sind auf dem 4. Breitengrade! Bald wird das Fischessen aufhören.

10. Oct. φ 4°34'.5, λ 1°14'.7, km 29.43, Summe 1583.32.
5 Uhr früh: I 756.2, II 750.4, Trock. 23.1, str. 1. Nacht klar.
$7^3/_4$ Uhr abends: I 757.6, II 750.4, Trock. 27.0, cum. 1, O 1—3. Tagsüber schön, 7 Uhr abends Gewitter.

Früh $5^1/_4$ Uhr ab. Ein 700 m breiter Arm. Um 7 Uhr früh erreichen wir die Niederlassung V.; zwei grosse, doch im Innern ziemlich bescheidene Hütten; 8 Männer, 6 Weiber, 2 Knaben, 2 Mädchen. Caetano bleibt hier. Eine Anzahl junger Burschen ist eifrig beschäftigt, Farinha in Körben zu verpacken von der Form einer Cylinderschachtel mit Rand. Wir haben die Ehre, einen höchst civilisirten Yuruna zu sehen, José, Sohn von Nunes, der etwas portugiesisch spricht, mit Matrosenhut, Hemd, Hose, Leibriemen.

Man beschenkt uns reichlich mit Paránüssen.

Bei leichter Nordbrise ab; einzelne Erhöhungen von 40—60 m, mittags kommen wir zu der Aldea des Nunes; man zieht sich eilfertigst drinnen die Hosen an.

Der alte Nunes empfing uns sehr zuvorkommend; er sah unglücklich genug aus in seinem Anzug, der so viel besser war als die unserigen.

Er sicherte uns ein Kanu zu, das uns flussabwärts geleiten werde. Aber den andern Morgen war es ganz unmöglich, die Leute in Bewegung zu bringen, alle Reden und Geschenke richteten nichts aus; erst musste der Kaschirí ausgetrunken werden. „Angora tem cachirí, — cachirí não tem mais, vamos embora.“ Und der Kaschirí füllte ein Kanu bis zum Rande.

Es befanden sich in den Hütten 14 Männer, 10 Weiber, 3 Knaben, 3 Mädchen. Unter ihnen war ein gefangener Arára-Indianer, dessen Stamm weiter flussabwärts auf dem linken Ufer des Schingú wohnt. Die Arára sind mit den Péua befreundet, während sie allen andern Stämmen Feind sein sollen. Man nimmt an, dass sie erst seit Anfang der 50ger Jahre aufgetreten seien.

Dieses Individuum schien schwachsinnig und krank zu sein; es hatte

stets denselben unverändert leeren Gesichtsausdruck, sprach nicht und lag in der Hängematte. Die Gesichtsfarbe war sehr hell und stark gelblich, ungefähr Nr. 33 Broca; von der Mitte des Unterlids bis zum Rande des Unterkiefers reichte je ein gemalter Streifen herab, wie zwei Thränenspuren, die aber lichtblau waren. Er hatte langes gewelltes Haar.

Ausser dem Arára sollen sich zwei Karajá, eine Frau und ein Mädchen, in Gefangenschaft der Yuruna befunden haben.

Uebrigens ist mir bei den Yuruna auch vielfach aufgefallen, dass das Haar nicht tiefschwarz war, sondern ins Braune spielte; das Haar einiger Kinder war dunkelbraun.

Anfahrt am 10. October.

Einige hatten schwarze Streifen über Brust und Leib, ein anderer machte sich durch die Bemalung seines Oberschenkels bemerklich: ein Seitenstreifen bis zu einem Bande unter dem Knie, nebenher in der Fläche eine Menge halber Ringe.

Drei alte Weiber hatten den ersten Abend noch reichlich Mandiocamasse gekaut und der Brühe zugesetzt. Ein Soldat erzählte mir, dass man in dem „Coim“ seiner Heimat Ceará, der auf dieselbe Weise hergestellt werde, zuweilen so glücklich sei, einen abgebrochenen Zahn zu finden. Nein, da gefiel mir die Zubereitung der Kawa auf den Samoainseln besser. Dort suchte man die hübschesten jungen Mädchen aus, deren weisse Zähne viel appetitlicher waren, als die Füsse unserer Winzer.

Das für die Ptyalinbowle bestimmte Kanu stand auf einem Holzgestell; es war mit grünen Bananenblättern zugedeckt — zum Umrühren bediente

man sich eines niedlichen kleinen Ruders. Cuyen lagen auf den Blättern. Es sah wirklich hübsch aus. Welches Studentengemüth würde sich auch nicht für die Poesie eines mit berauschendem Stoff gefüllten Kanu begeistern? Und zwei Schritt entfernt, mitten in der Hütte, wölbten sich zwei Gräber. Die Yuruna beerdigen ihre Todten in dem Hause; die Hängematte des nächsten Verwandten schaukelt bei dem Ruheort des Verstorbenen. Später sollen sie die Knochen ausgraben, trocknen und in Körben aufbewahren; wir haben deren keine bemerkt. Drei Weiber, Angehörige der Dahingeschiedenen, trugen kurzgeschorenes Haar.

Die Hauptfigur des Kaschirífestes war ein hübscher Bursche von sorgfältigster Toilette, der die lange Trompete führte. Das Haar in der Mitte gescheitelt, geölt, vorn das rothe moosige Fleckchen; an dem Zopf eine $^3/_4$ m lange blauweisse Perlenquaste; in jedem Ohr, von hinten und oben eingeführt, eine rothe Ararafeder; um den Hals ein Wulst von blauen Perlen, um den Oberarm rothe Baumwollbänder; unter dem Nabel ein 16 cm breiter Perlengurt, das gelbe Strohhütchen nicht zu vergessen; schmale Bändchen unter dem Knie, über den Knöcheln wieder ein 5 cm hohes Perlenband angenäht, endlich auf der Brust an einer Schnur ein eiserner Schlüssel. Die Panétadada, $8^1/_2$ Spannen lang und etwas grösser als er selbst, war mit einer Art Ried umflochten und enthielt als Zunge ein halbes Bambusscheibchen. Sie entsandte dumpf hallende mächtige Töne.

Der Festherold schritt unablässig, die Trompete querhaltend, mit monotonem Gesang zwischen den Gräbern und dem Kanu auf und nieder. Der einzelne Vers des endlosen Liedes dauerte eine gute Minute und wurde bald, meist mit demselben Wortlaute, wieder aufgenommen; dazwischen bot der Sänger andern zu trinken an und vergass auch die Musikantenkehle nicht. „Läva náim, läva náim, läva náim“, oder „hānaná, hānaná, hānaná“, klang es ohne Ermüden.

Während des Zechens rösteten die Frauen Farinha und spannen Garn. Alles trank sich gedunsene Gesichter an und bald konnte man kaum sein eigenes Wort noch verstehen. Allein umherzuwandeln, für sich zu singen oder zu sprechen, schien sehr beliebt zu sein.

Wieder fiel ein hoffnungsvoller Junge mit Pfeil, Bogen, Zöpfchen und keck am Kopfe abwärts geschlagenem Federdiadem durch seinen Kaschiríeifer auf.

Abends wurde vor der Hütte ein Tanz veranstaltet. Den Mittelpunkt bildeten zwei Flötenbläser, die sich dicht nebeneinander hielten; ihre Flöten waren durch einen Faden verbunden; sie entlockten denselben eigenthümliche Doppeltöne und hüpften mit gebeugten Knien und gleichen Füssen rythmisch auf der Stelle. In demselben Rythmus vorwärts springend machte

KASCHIRÍ-FEST.

S. 266.

ein Kreis von Männern die Runde, kehrte, wenn der erste von ihnen wieder zu seiner Ausgangsstelle gekommen war, plötzlich um, indem alle ein lautes kurzes Gelächter ausstiessen, und begann, ohne zu pausiren, das Spiel von neuem. So rannten sie stundenlang hin und wieder. Sie hielten Pfeile und Bogen in der Hand und wurden von einer vermummten Gestalt geführt, die im Halbdunkel wie ein beim Carneval als Frau verkleideter Mann aussah. Die Kleidung war weiblich, die abrupten Bewegungen männlich. Dieses Costüm bestand aus einer Baumwollenmütze mit rothgelbgrünem Federbesatz ringsum und einem langen weissen Mantel von locker geknoteten Baumwollenstricken, den unten ein Kranz von abwärts gerichteten schwarzen Mutumfedern abschloss. — Castro erzählte, er habe die Erklärung eines Yuruna so gedeutet, dass dieser Festtanz die Erinnerung an frühere Zeiten aufbewahre, wo ein grosser Häuptling mit vielem Pomp in den Dörfern, die er besuchte, empfangen worden sei. Jener Häuptling werde durch den Mann im Mantel und mit der Federkrone dargestellt.

11. Oct. 6 Uhr früh: I 758.4, II 751.8, Trock. 22.3, cum. s. in N 1, NO 1. Wasser 30.5, Nacht klar.
$2^1/_2$ Uhr nachmittags: I 758.0, Trock. 32.5, cum. 8, NO 1—2. Eben wenige Regentropfen.
4 Uhr 40 Min. nachmittags: I 758.0. II 749.2, Trock. 30.5.
10 Uhr abends: I 758.8, Trock. 25.0, str. c. in NW 1, Wind = 0.

12. Oct. φ 4° 22'.4, λ 1° 12'.3, km 26.70, Summe 1610.02.
$5^1/_2$ Uhr früh: I 758.0, II 751.5, Trock. 23.5, str. 1, Wind = 0.
$8^1/_2$ Uhr abends: I 758.0, II 751.2, Trock. 26.2, str. SW 1, Wind = 0, Tagsüber schön; $2^1/_2$ Uhr nachmittags kurzer Regen.

Nunes nimmt zierlichst den Hut ab und ruft „Adeus“ — es ist alles Mögliche. — Der Strom wird wiederholt durch Steine versperrt; eine kräftige Schnelle, bei der sich das Seeräuberkanu unheimlich dreht, weil alle umhergeschaut und gelacht, nur wenige aber gerudert haben, liefert Stoff für eine längere Debatte im republikanischen Parlament.

Gegen Mittag werden die Yuruna, wie leicht erklärlich, entsetzlich stumpfsinnig und schlafen zum Theil.

Nachmittags eine Reihe Barren und Schnellen; mit Dampfergeschwindigkeit sausen wir zwischen Scylla und Charybdis durch, links spritzende, schäumende Strudel, rechts ein flach gewölbter, anscheinend unbeweglicher Wasserschwall.

Das Gestein ist granitartig.

Ein 100—200 m breiter Kanal; die Flut stürzt uns, den Abwärtsfahrenden, über ein $^1/_2$ m tiefes Wehr entgegen; ehe wir es begreifen, sind wir weit von dannen.

Valentin entdeckt einen nahe dem Ufer schwimmenden Tapir, alles eilt zur Jagd herbei. Irineo gibt ihm zwei Kugelschüsse, den einen in die Weichen, den andern auf den Rüssel, Valentin spielt ihm mit Schrot um die Ohren — er entkommt in den Wald. Die Hunde verfolgen ihn und wir rudern aus Leibeskräften; neues Geknalle, neues Entwischen zurück in das Dickicht. Die Hunde blicken dumm in das Wasser und wissen sich nicht zu helfen, nur der kleine Spitz gewinnt die Fährte, verfolgt sie und die andern kommen zu Hülfe. Da, einen halben Kilometer entfernt, ist der Tapir schon wieder im Wasser; Regatta und unbeschreibliche Verwirrung; er taucht auf, er taucht unter; Pedro verfehlt ihn auf fünf Schritt mit dem Gewehr und sendet einen Pfeil, der abprallt; Merelles schiesst auch in dichter Nähe vorbei, ein anderer trifft wieder; die Boote fahren fast übereinander, man versucht ihn zu ergreifen, unseres schlägt beinahe um und füllt sich mit Wasser; er wird mit Messern gestochen; der Yuruna spickt ihn mit einem Pfeile; die Frau schreit aufgeregt gesticulirend, man solle ihn lassiren; Antonio's Messer entlockt einen Blutstrahl — wieder schwimmt das Thier unter Wasser, doch zwischen zwei Kanus auftauchend wird es bei einem Bein gefasst, getödtet und nach dem nahen Felsen bugsirt. Es ist ein grosses Exemplar, förmlich ein „burro“ (Maulthier), er wimmelt von mächtigen braunen Carrapatos. Hübsch ist die kurze, straffe Mähne gleich derjenigen der griechischen Götterpferde.

Schleunigst abgehäutet, ausgeweidet, den Kopf herunter, zerlegt, die Leber in einem Kessel geborgen, das Fleisch mit grünen Zweigen auf einige Ubás vertheilt, den Hunden ein paar Fetzen zugeworfen, und ab.

Bei einem breitgewölbten duftenden Baum, Cajú do mato, campiren wir. Der Braten ist vorzüglich, das gekochte Fleisch ungeniessbar zähe. Der letzte Brennspiritus wird an die Mannschaft vertheilt.

13. Oct. φ 4° 5′.1, λ 1° 17′.0, km 37.54, Summe 1647.56.

5 Uhr 40 Min. früh: I 757.8, II 751.2, Trock. 22.1, Bewölkung = 0, Wind = 0, Nacht klar und frisch.

6 Uhr abends: I 757.7, II 750.2, Trock. 28.9, Bewölkung = 0, N 1, Wasser 31.7. Bis Mittag Himmel völlig bedeckt, darauf klar und sehr heiss.

7 Uhr 20 Min. abends: I 758.0, Trock. 25.5.

Früh 6½ Uhr ab. Ziemlich breiter Arm. Viele Oauassú, Inajá, Tucum.

Der kleine Suyá betrachtet mich jetzt als seine Mutter; wie Saugnäpfe haften seine Füsse an, er schreit, als würde ihm der Hals abgeschnitten, sobald ich versuche die fünf Gliedmaassen loszulösen. Zum Ausdruck der Behaglichkeit und Zärtlichkeit verfügt er über einen eigenthümlichen Zungenschlag. Vergebens bemühte ich mich die letzten Nächte, mich seiner Ge-

sellschaft in der Hängematte zu entledigen und ihn auf die seiner künftigen Lebensgefährtin zu beschränken; er schrie so empört und zornig, dass ich als der Klügere nachgab. Diese Nacht jedoch — nein, Suyá, auch das freundlichste Bemuttern hat seine natürlichen Grenzen — wurde ich durch einen stechenden Schmerz in der Gegend des Herzens geweckt und mit einem fürchterlichen Fluch, der gewiss eines weiblichen Wesens nicht würdig war, schleuderte ich die perverse Bestie in den Sand; die elende Kratzbürste war nicht minder entrüstet als ich und alarmirte das halbe Lager, sodass die Hängematten unruhig krachten und viele unzufriedene „Diavo's" aus ihren Tiefen lautbar wurden. Ich schlief über der Gartenlaubenfrage: „Instinkt oder Ueberlegung?" allmählich wieder ein und träumte, ein berühmter Physiologe experimentire mit meiner Grosshirnrinde und gebe mir Mohrrübchen zu fressen.[1]

Dreiunddreissig Thiere führen wir mit uns; Braga hat für sein Aeffchen eine Hängematte aus blauem Hosentuch in dem Kanu angebracht. Es ist mir ganz räthselhaft, woher er den Stoff hat nehmen können.

Die grellen Farben der Araras sehen in diesem Sonnenschein prächtig aus und thun hier dem Auge nicht so weh wie in unsern Zoologischen Gärten. Wenn der Herrgott, wie die Legende will, den Stieglitz, nachdem die sämmtlichen andern Vögel bereits ihren Schmuck erhalten, mit den übriggebliebenen Farben bemalt hat, so hat er entschieden beim Arara angefangen und die Farben verschwenderisch probirt; neben jedes Hell setzte er sofort ein Dunkel, neben hellgelb dunkelgrün, neben ein helles Himmelblau ein sattes Purpurroth.

Nur selten gelingt es heute der Sonne durchzudringen. Wilhelm, das Pfeifchen im Munde, sitzt schon eine geraume Weile, wie der Astronom mit der Uhr, mit dem Brennglase in der Hand, um womöglich einen zündenden Strahl aufzufangen.

Nachdem wir in einem 20 m breiten Kanal die Boote eine Strecke zu schieben hatten, münden wir endlich in einem grössern Arm von 1 km Breite; seitlich springen einige Steinbänke vor; voraus erhebt sich eine Hügelkette; wir sind in Piranhaquara, dem Endpunkte der Reise des Prinzen Adalbert.

[1] Das jugendliche Coatápärchen habe ich glücklich heimgebracht und dem Zoologischen Garten in Düsseldorf verehrt, wo es sich prächtig entwickelt. Auch der Fächerpapagai befindet sich noch wohl und erobert sich mit seinem zarten „Anakú" alle Frauenherzen; von der Yurunasprache hat er vieles vergessen.

SIEBZEHNTES KAPITEL.

VON PIRANHAQUARA BIS ZUR MÜNDUNG IN DEN AMAZONAS.
ÜBER PARÁ NACH RIO DE JANEIRO.

Auch unsere Reise ist eigentlich in Piranhaquara zu Ende. Wir haben den Anschluss mit dem Bekannten erreicht.

Drei leere Häuser in geringer Entfernung. Hier hat der Kayumá gewohnt, von dem die Yuruna vieles erzählten; allem Anschein nach der oberste Häuptling, ist er vor kurzer Zeit auf einer Reise gestorben. Die Haupthütte enthält noch eine Menge Gegenstände unversehrt, wie sie der Kayumá zurückgelassen; zahlreiche, gut verpackte Körbe hängen an der Decke; wir bemerken Beile, eine Flinte, eine Lampe; draussen ein alter Flintenlauf in einem Holzstück hat gar zum Salutschiessen gedient.

Der Fluss läuft flott; rasch ziehen die Ufer an uns vorüber. Links 100—120 m hohe Hügel, ungemein anmuthig bewaldet. Eine dicke Laubkrone neben der andern; zwischendurch wie nickende Federn die Wedel der Oauassú oder ein Strauss von Páod'arco-Blüten, der die Farbe des Goldregens hat. Alles reich und friedlich. Rechts auf der Insel wird der Vordergrund von den schlanken und schwanken Tucums beherrscht, die dünnen silbergrauen Stämme meist schief oder gebogen, häufig ferner treten Bauva- und Bohnen-Bäume auf, welch letztere dicht mit 2 dm langen flachen gelben oder braunrothen Schoten behangen sind. Ein Filz von Tacoara füllt unten alle Lücken aus, während ein anderes Gebüsch nicht minder anspruchsvoll bis zur Höhe der Baumkronen in rundlichen Formen jeden Raum

überwuchert. Auch die Inajá, die wie mit einem Gehänge von Fasern bekleidet zu sein scheint, ist nicht selten.

14. Oct. φ 3°46′.2, λ 1°20′.0, km 41.66, Summe 1689.22.
5½ Uhr früh: I 756.8, II 750.8, Trock. 20.8, Bewölkung und Wind = 0. Nacht klar, sehr frisch.
6 Uhr abends: I 758.8, II 751.6, Trock. 31.4, str. 1, O 1—3. Tagsüber schön.
7 Uhr abends: I 759.2, Trock. 29.6.

Aus dem breiten Arm kommen wir in ein Gebiet niedriger Trümmerinseln; wir passiren eine schäumende Schnelle und sehen uns in einer

Piranhaquara.

ruhigen Bucht, wo ein 5 m breiter Kanal ausgeht. Er verengt sich an mehrern Stellen bis zu 2.5 m und durchschneidet in der Länge von etwa 1 km ein wüstes Felsenterrain; 4 m hoch sind an den Ufern zernagte, zertrümmerte und glänzend schlackige, blankgewaschene Blöcke angehäuft, zwischen denen sich hier und da ein Fleckchen Land befindet. Die Boote, die eine Strecke geschoben werden, gebrauchen ein halbes Stündchen. Wir treten zwischen zwei Inseln in einen breiten Arm heraus und sehen, dass wir auf diesem Schleichwege eine „Cachoeira grande“ umgangen haben.

Nach kurzer Strecke neue Schnelle, bei der wir festfahren und uns mit Mühe befreien. Links wieder eine aufgeregt tanzende Fläche, die wir durch einen Kanal vermeiden.

Dann fahren wir durch eine Cachoeira im Bogen um eine Felspartie, an der mit lautem Tosen weissgekrönte Wogen aufspritzen: man hat das

Gefühl, als bäumten sich die Kanus und setzten mit einem Luftsprung abwärts über eine Treppe. Meine Ubá ist zu schwer beladen. Die Yuruna-Frau und ich gehen ein Stück Weg über das zerfressene Gestein; kein Spass mit den nackten Füssen.

Durch ein Becken in einen 7 m breiten Kanal, mehr Steine als Wasser, so wechselt das noch einige male, wieder in einen Giessbach, der Arm wird 1 km breit; links 100—130 m hohe Hügel. Ueber den ganzen Strom sich eine Vorstellung zu bilden, ist unmöglich. Noch einige Schnellen, in denen sich unser Boot stark mit Wasser füllt, dann eine Ecke mit hohem Waldhügel, am Fuss ein wenig Praia — Coataquara.

Von jetzt ab rechts eine Hügelkette sichtbar. Links wird uns nach einer Weile die Mündung des Irirí gezeigt; wie breit er ist, lässt sich auf die Entfernung nicht schätzen. Einige Schnellen; Clementin's Ubá schlägt um. Längere ziemlich ruhige Fahrt; 4½ Uhr nachmittags eine Biegung nach Ost, gefüllt mit reissenden Cachoeiras; wir sausen in wildem Tempo glücklich hinunter, scharf geht es um die Ecken. Die grossen Blöcke sind schön horizontal in weissen Streifen liniirt; so beginnt die Auswaschung; schwarze Schlackenmassen entstehen, wüst anzuschauen, zuweilen glaubt man Mauern aus verglastem Thon vor sich zu haben.

Die Sonne steht schon sehr tief, als wir halt machen. Die Moskitos sind fürchterlich.

15. Oct. φ 3°41′.1, λ 1°32′.4, km 37.22, Summe 1726.44.
5¾ Uhr früh: I 760.8, II 753.8, Trock. 24.5, cum. 6, NO 2, Wasser 30.3. Bewölkung seit 4 Uhr früh besonders in O, Zug aus NO, Nacht klar. 11 Uhr nachts: I 763.4, II 756.2, Trock. 23.7, Bewölkung und Wind = 0, Morgen trüb, Mittag klar, Nachmittag 5 Uhr etwas Regen mit O-Wind.

Armselige Nacht; die Carapanás summten in Schwärmen und drangen in die kleinste Oeffnung der Decken oder der Kleidung.

Morgens 6¾ Uhr ab. Am linken Ufer wohnen jetzt die Araraindianer. Längere Zeit durch ein Chaos von Steinen; eine mässige Cachoeira. Wir pflücken süss-säuerliche Cajúfrüchte.

Wilhelm's Kanu ist sehr defect; zwei Springbrünnlein sind unablässig thätig, sodass er mit der einen Hand immer den Moskitos zu wehren und mit der andern Wasser zu schöpfen beschäftigt ist.

Der Fluss wird einigermassen übersichtlich; er besitzt mindestens eine Breite von 2,5 km und ist mit spärlich bewachsenen Felsen durchzogen. Nachdem wir eine Cachoeira passirt, fahren wir eine Zeit lang durch einen schattigen Waldbach; der Schingú ist unerschöpflich im Wechsel der Scenerie. Wir gehen 50 Schritt zu Fuss; die Boote werden zwischen

Felslücken durchgeschoben; Fall von 0.5 m. Eine Ruderstange zerbricht wie ein Rohrstengel.

Wieder Fluss und Hügelkuppen rechts bis zu 180 m.

Eine breite Cachoeira soll von uns genommen werden, während die kleinern Kanus eine andere, schmälere wählen. Castro überwindet sie gut; bei mir entsteht eine Confusion zwischen Manoel und Valentin; da kippen wir mitten in dem Strudel an einem Felsen um. Das Boot füllt sich im Nu, doch können wir es glücklicherweise halten, sodass die Ladung nicht wegschwimmt. Nur ein Hut, ein Ruder, ein paar Periquitos treiben von dannen, werden aber unten aufgefischt. Wir werfen die Sachen auf den Felsen, der die Grösse eines gewöhnlichen Tisches hat, der Papagai schlägt mit dem Flügel und pfeift begeistert prrr, prrr, die Affen schreien und setzen sich endlich ergebungsvoll auf meinen Tornister — lass rauschen, lass rauschen. Durch nichts gerührt, rennt das Coatí, der Rüsselbär, umher und bohrt sich mit der Schnauze in ein Bananenbündel ein. Es hätte ganz anders kommen können, tröstet sich der Deutsche.

Durch einige Kanäle, an Inseln vorüber, einige Cachoeiras, da erscheint ein Haus auf dem linken Ufer; wir rufen, ein Mann tritt hervor. Alles rudert wie besessen der Stelle zu. Jeder will zuerst den ersten Brasilianer wieder begrüssen. Der Mann und ein Kamerad, der hinzukommt, sind selbst Neulinge in dieser Gegend, Kautschuksammler; wir unterhalten uns nur wenige Minuten, doch unsere Freude ist gross.

Zum ersten mal tönt uns der Name „Schingú" entgegen.

Auch Manoel zweifelt nicht länger; „Ja wohl", sagt der thörichte Neger, „para que tem o homem mathematico!" (wofür gibt es die mathematischen Leute?!)

Nach einigen kleinen Schwierigkeiten kommen wir um $5^3/_4$ Uhr abends bei der Insel Itapaiuna an; die Dämmerung bricht herein; hier wohnt der Kaufmann Agrario, der abwesend ist. Doch seine hübsche Haushälterin Selma und ein junger Mann in seinen Diensten empfangen uns gastfreundlich. In einem behaglichen Häuschen bewundern wir Lampe, Tisch, Stühle, Kaffeemühle — was weiss ich. Alles ist neu und entzückend.

Selma, die anfangs von dem Anblick der wilden Gesellschaft ein wenig eingeschüchtert war, thaut allmählich auf. Sie kocht uns einen vorzüglichen Kaffee und setzt uns auch Fisch vor; mit Schrecken gewahren wir, dass es Piranha(!) sei, allein dieselbe ist mit Salz, Gewürzen und Zwiebeln schmackhaft zugerichtet. Selma — der Himmel möge ihr dafür viele Sünden vergeben — bewirthet uns auch mit Edamer Käse und Zucker, ja kredenzt uns ein Glas Portwein. Wir essen, es ist nicht zu leugnen, gierig; wir lassen von der Käserinde auch nicht die rothe Farbe übrig.

Wir machen einige Ankäufe; viel zu beschaffen geht weit über unsere Mittel. Die Transportschwierigkeiten haben oberhalb der Volta eine hohe Steigerung der Preise zur Folge.

Ein Kilo Speck kostet 4 Milreis (8 Mark), 1 Liter Salz 800 Reis (1.6 Mark). Die augenblicklichen Verhältnisse des Handels in der Provinz sind trübe. Ihr wichtigster Artikel, der Gummi (Borracha), stehe jetzt das Kilo 1.5—1.6 Milreis in Pará und habe voriges Jahr noch 4 Milreis eingebracht.

Selma versichert uns, dass wir den Dampfer bei Tucuruhý, das drei Tagereisen entfernt sei, noch gerade erreichen könnten. Den „Dampfer!“ — den „Dampfer!“ — wie gewaltig und doch wie süss klingt das Wörtchen an unser Ohr!

16. Oct. φ 3° 11′.7, λ 1°40′.1, km 51.05, Summe 1779.49.
5 Uhr 20 Min. früh: I 762.2, II 756.0, Trock. 22.0, Windbäume 5°, Wind = 0, Nacht klar.

17. Oct. 5 Uhr 20 Min. früh: I 761.4, II 755.6, Trock. 20.5, cir. 1, Wind = 0, Wasser 29.9, morgens sehr frisch, Nacht klar.
8 Uhr morgens: I 763.5, II 756.5, Trock. 25.2, Hypsom. 99.650.
3 Uhr 40 Min nachmittags: I 761.4, II 753.6, Trock. 32.3, cum. 4, Wind = 0.
9$^{1}/_{2}$ Uhr abends: I 762.8, II 755.2, Trock. 22.0, Bewölkung und Wind = 0.

Die Soldaten schleppten Hühner und Papagaien zu Selma, um sich Taback einzuhandeln, der ausserordentlich theuer ist; der Corneta blies ihr noch zum Abschiede eine seiner rührendsten Weisen vor, und schon fuhren wir auf eine Anzahl nicht weit entfernter Hütten zu, wo unsere Yuruna übernachtet hatten. Hier hatten zahme Arara gewohnt; sie waren gestorben. Sterben ist das dritte Wort am „Alto-Xingú“, wie die oberhalb der Volta gelegene Gegend im Gegensatz zu dem „Baixo-Xingú“, dem unterhalb befindlichen Theil des Flusses, genannt wird. Uns empfing dort Kapitän Ambros, der Häuptling der ein wenig stromabwärts ansässigen Péua. Dieser Gauner erzählte uns, er sei um Mitternacht herbeigekommen, weil ihm seine Leute die Nachricht gebracht hätten, wir kämen sie gefangen zu nehmen oder zu tödten. Man hielt uns also wirklich für das, was wir unserm Aussehen nach waren, für wilde Indianer vom obern Schingú. Ambros sprach geläufig Portugiesisch; „er war schon in Pará im Theater gewesen“; er vermittelte, durch seine Sprachkenntniss befähigt, den Verkehr mit vielen der noch zerstreut hier vorhandenen Reste zusammengeschmolzener Stämme, welche in den Dienst der Kautschukhändler treten. An ihm liegt es wahrscheinlich zum Theil, dass man so schlecht über die Yuruna informirt ist und sich bisher kaum bemüht hat, von diesem zahlreichen, flusskundigen und verhältnissmässig fleissigen Völkchen Nutzen zu ziehen.

Auch die Péua, deren nach Aussage von Ambros 30 Männer, 25 Frauen und 15 Kinder in der Aldea vorhanden sind, haben durch die Sumpffieber an Zahl verloren. Wir besuchten sie auf ihrem Inselchen, wo wir eine Anzahl Frauen und Kinder antrafen. Das „Dorf" war ein Haus nur im Yuruna-Stil. Die Frauen trugen blaues Schürzentuch umgeschlagen; welliges, bräunlich schwarzes Haar; Hautfarbe lehmig, ziemlich gelblich; Oberlid scharf abgesetzt, Augenspalte mässig eng, bei den Kindern offen, rundlich; Nasenlöcher nach vorn offen; Oberlippe vorspringend, kräftig; Körpergrösse untersetzt. Man hält die Péua für sehr intelligent; sie wohnten früher am obern Irirí und wanderten, von feindlichen Stämmen bedrängt, an 500 Individuen stark, in dieses Inselgebiet. Ihre Sprache ist ein Tupi-Dialekt, der von dem der Yuruna erheblich abweicht. Der Name ist eine Abkürzung von Tucunapéua (Taconhapéz bei Prinz Adalbert).

Ambros ist Kapitän und nimmt es übel, wenn man ihm seinen Titel vorenthält; „Ambros" allein könne man auch einen Hund rufen. Er bewirthet uns mit Branntwein und Bananen, die aus dem Sande, wo sie reifen sollen, ausgegraben werden. Für einen schlechten Kompass und den Rest unsers Pulvers will er uns zu dem Hause des Coronel Gaioso geleiten, dem Orte der am weitesten stromaufwärts gelegenen alten Mission, wo die „Volta", die mächtige, mit Wasserfällen gefüllte Biegung des untern Schingú, beginnt.

Wir fahren auf dem schönen, breiten Strome, zwischen bewaldeten Hügelufern, immer noch in nordöstlicher Richtung. Nach den brasilianischen Karten wären wir schon im Norden der Volta, deren südlichen Anfangspunkt wir heute erst erreichen.

Man hat offenbar nur nach Itinerarien calculirt, aber keine astronomischen Bestimmungen gemacht; sonst wäre die absolut irrige Darstellung der Karten unmöglich.

Wie wir uns freuen, als wir den ersten grossen Segelbooten begegnen! Sie führen den kleinen, umher zerstreuten Niederlassungen der Kautschukhändler Waaren zu. Die Boote, in Santarem am Tapajoz gebaut und dort 200 Milreis (400 Mark) werth, sollen hier an 300 Milreis (600 Mark) kosten.

Die Dunkelheit ist schon hereingebrochen, als wir endlich die prachtvoll gelegene Besitzung des reichsten Mannes am Alto-Xingú erreichen.

Hier breche ich mein Tagebuch ab; es könnte nichts Neues mehr bieten.

Interessant wäre es gewiss gewesen, auch die Volta kennen zu lernen. Doch ihre Cachoeiras sind fürchterlich und wir danken den Göttern, wenn uns der Rest derselben erspart bleibt. Sapienti sat.

Die Volta verlegt das Niveau des Schingú um 90 m tiefer bis fast zum Spiegel des Amazonas. Hier ist der nördlichste Vorschub des gewaltigen Hochlandes, welches die südlichen Nebenflüsse des Amazonas speist. Dass es gerade am Schingú so weit nach Norden reicht, liefert die natürliche Erklärung für seine Wildheit. Der Schingú und der Purús sind die Extreme in dieser Hinsicht; jener, ein Hohn auf alle Bestrebungen der Schiffahrt, dieser, im fernen Westen, wegen seines ruhigen Gefälles verheissungsvoll für den Handelsverkehr der Zukunft.

Die Volta lässt sich auf dem Wasserwege wie auf dem Landwege abschneiden. Castro und die Mannschaft wählten, um unsere Schätze transportiren zu können, den erstern; wir, um die neue Strasse des Coronel Gaioso kennen zu lernen, den letztern. Drei Nächte schliefen wir noch im Walde. Die sogenannte Strasse ist ohne alle technische Anleitung von Negern über Berg und Thal durch das Dickicht geschlagen, und nur für wenig beladene Thiere unter ansehnlichen Schwierigkeiten passirbar; sie hat Nordostrichtung und ist 47 km lang.

Am 21. October erreichten wir die „Fortaleza“ des Kaufmanns José Candido Saraiva de Carvalho, eines der liebenswürdigsten Menschen, mit denen uns die Reise zusammengeführt hat. Wir studirten die Zubereitung seines Gummi und tranken seinen Wein; es war ein entsetzlicher Essig, jedoch bot ihn unser Wirth so herzlich und gastfreundlich an, gedachte dabei unserer Erfolge in so gewinnenden Worten, dass wir mit Freude Gift genommen hätten.

Am folgenden Tage gelangten wir zu der sogenannten „Ilha do Major“, dem Besitzthum des bedeutendsten Händlers am Baixo-Xingú. Ihr geographischer Name ist Arandahý.

Von diesem Orte füge ich zur Vervollständigung noch die barometrische Aufzeichnung bei:

23. Oct. $8\frac{3}{4}$ Uhr morgens: I 772.4, II 765.4 (26.1), Trock. 29.1.
$3\frac{1}{4}$ Uhr nachmittags: I 770.0, II 762.6 (29.9), Trock. 33.3.
4 Uhr nachmittags: I 768.4, II 761.6 (30.7), Trock. 31.3, Hypsom. 99.770, Beobachtung im Zimmer 4 m über dem Wasser.

Die Wirkung von Ebbe und Flut erstreckt sich über den ganzen „Baixo-Xingú“.

Arandahý ist die letzte von angeblich 23 Inseln, die an der Mündung des Tucuruhý beginnen. Es sollen am Baixo-Xingú ausser den Dörfern Souzel, Pombal und Veiros 340 „Barracas“ (Häuser) vorhanden sein; unter ihnen 20 ansehnlichere, grössern Gummihändlern gehörige.

Der wichtigste Unterschied zwischen dem Alto- und Baixo-Xingú liegt in der Salubrität des letztern. Eine gute Strasse zwischen den beiden Ge-

bieten ist nur eine Frage des Geldes; allein der Fluch des schweren Sumpffiebers, welches alljährlich viele Opfer unter der ohnehin spärlichen Bevölkerung jenseit der Volta dahinrafft, macht den Kampf ums Dasein zu einem verzweifelten Ringen. Die üppig bewaldeten, dumpfen Inseln, welche dort in regellosem Gewirr angehäuft und nicht wie am untern Schingú inmitten einer breiten Wasserstrasse des Vortheils einer stetigen Ventilation geniessen, bringen die meisten Gummibäume, aber auch die meisten Fieber hervor.

Auf der Ilha do Major stiess Castro mit der Mannschaft wieder zu uns; mit einer krachenden Salve begrüssten sie das gastliche Gestade. Der freundliche Besitzer stellte uns Boote zur Verfügung, mit denen wir am 24. October die Reise nach Souzel fortsetzten.

Fortaleza de Saraiva.

Das Dorf dieses Namens, welches sich auf manchen Karten noch auf dem linken Ufer des Schingú verzeichnet findet, ist im Jahre 1849 auf das rechte Ufer verlegt worden. Es besitzt ein weiss angestrichenes Kirchlein und einige vierzig Häuser. Sehr viele derselben waren verschlossen. In der Zeit vom September bis Januar zieht alles hinaus, den Gummi zu gewinnen. Es waren auch nur wenige Boote vorhanden.

Auf den Schingú-Dampfer, der bis zum Tucuruhý fährt, hätten wir noch eine Reihe von Tagen warten müssen, und doch brannte uns in unserm abgerissenen, menschenunwürdigen Zustande der Boden unter den Füssen. In Porto de Moz, dem an der Mündung in den Amazonas gelegenen Städtchen, durften wir auf raschere Gelegenheit hoffen.

Es wurde uns freundlich ein Boot zur Verfügung gestellt, und so trennten

wir uns in Souzel von Castro und der Mannschaft, welche bis zur Ankunft des Dampfers bleiben wollten.

Hier, unter wohlgekleideten Menschen, wurde uns erst deutlich, wie schrecklich wir aussahen. Uns geschah wie unsern Vorältern im Paradiese, als sie die Frucht des lustigen Baumes verspeist hatten; unsere Augen wurden aufgethan und wurden gewahr, dass wir nackend waren.

Castro und die Mannschaft wussten wir inmitten ihrer Landsleute, denen sie einen so grossen Dienst geleistet, wohl aufgehoben, und wir hofften, noch in Pará mit ihnen zusammen zu sein. Das hat sich nicht erfüllt; so rufe ich ihnen denn hier ein herzliches Abschiedswort zu. Nicht häufig ist es in Brasilien vorgekommen, dass eine aus bürgerlichen und militärischen Elementen zusammengesetzte Expedition von so glücklichem Erfolge begleitet war; auch wir erlebten einen Anfang, der kein günstiges Ende prophezeien liess. Die Schattenseiten einer solchen Combination für beide Theile liegen auf der Hand; auf die Disciplin kann dieselbe nicht günstig einwirken und die wissenschaftliche Thätigkeit muss sie erheblich einschränken. Allein unter dem höhern Gesichtspunkt der grossen Aufgabe dürfen wir alle auf das gemeinsame Leben während jener fünf Monate mit Genugthuung zurückblicken. Möge das eigene Land, welches durch diese Expedition eine sehr erhebliche Summe gespart hat, den vollauf verdienten Dank, für den uns nur Worte zur Verfügung stehen, auf eine thatkräftigere Weise abzustatten nicht vergessen. Wir, die Fremden, gingen auf eigene Rechnung und Gefahr, der Erfolg war unser Lohn; was aber lag dem armen Soldaten an dem Schingú? Und doch musste er weit mehr thun als seine Pflicht, und doch hat er einen grossen Theil der Kosten getragen: es ist unmöglich, dass man ihm eine reichliche Anerkennung vorenthalte.

Die vier Kameraden: Valentin, Daniel, Pedro und Antonio, ruderten uns nach Porto de Moz; einen grossen Theil der Fahrt half ihnen eine flotte Brise, welche zu segeln erlaubte. Wir schwelgten im Anblick des stolzen Stromes. „Gleich einem Meeresarm mitten im Lande“, ruft Prinz Adalbert bei seiner Rückkehr an dieser Stelle aus, „fliesst er majestätisch dahingleitend dem riesigen Amazonas zu. Ja, der jugendliche Schingú ist, nachdem er siegreich sich durch alle Widerwärtigkeiten hindurchgearbeitet, zum Manne geworden!“

Welche Kinder sind unsere europäischen Ströme im Vergleich mit solchen Giganten. 8 km breit, ein Nebenfluss nur, vereinigt sich der Schingú dem so viel gewaltigern Genossen.

Ein paar Strassen rosa oder blau angestrichener einstöckiger Häuschen mit rothen Ziegeldächern, freundliche Palmenreihen, ein herrlicher Weg

längs des Flusses, das war Porto de Moz; auch dieses Städtchen lag ausgestorben.

Mitternacht des 28. October wurden wir geweckt, der Dampfer „Pará" sei da. Fürwahr, da funkelten seine Laternen durch die Finsterniss auf den Strom. Alles lag vorbereitet, wir fuhren an Bord des Schiffes, das unsern Indianeraugen wie ein fürchterliches Ungethüm erschien. An der Hängebrücke, ehe ich mich aufschwingen konnte, wäre das Boot beinahe noch umgeschlagen: unsere Kameraden hatten den Abend mehr getrunken, als ihre geschwächte Constitution vertragen konnte. Valentin, eine vorzügliche Erfrischung für ihn, tauchte unter, und ich nahm in der Schwebe, die

Porto de Moz.

Hände an die Ketten der Leiter geklammert, ein laues Halbbad — das letzte im Schingú.

Am 30. October kamen wir in Pará an. Trotz unsers unheimlich verwahrlosten Aeussern empfing uns der deutsche Consul auf das liebenswürdigste. Am nächsten Tage waren wir vom Hut bis zum Stiefel neu bekleidet. Nachdem wir dem Präsidenten der Provinz unsere Aufwartung gemacht hatten, und die ethnologische Sammlung geordnet und verpackt war, benutzten wir die erste Gelegenheit zur Reise nach Rio de Janeiro.

Leider stellten sich jetzt die bösen Nachwehen ein. Das Fieber nahm bei Wilhelm und mir, während Clauss verschont blieb, an Heftigkeit bedeutend zu und vereinigte sich mit grosser Mattigkeit und Anämie. Noch

ein Jahr ungefähr machten sich diese unangenehmen Reminiscenzen des Schingú geltend.

Bis Ende December verweilten wir in der schönst gelegenen Stadt der Welt.

Die beiden Geographischen Gesellschaften bereiteten uns den ehrenvollsten Empfang. S. Maj. der Kaiser liess sich ausführlich von seinen neuen Unterthanen erzählen und wohnte einer Festsitzung bei, welche die Geographische Gesellschaft von Rio veranstaltete.

Hafen von Pará.

Unsere lieben Landsleute im Club Germania überhäuften uns nicht nur mit unvergesslichen Freundschaftsbezeugungen, sie unterstützten auch die vier Kameraden, welche noch zur Zeit unserer Anwesenheit in Rio eintrafen, mit Trank, Speise und Geld. Antonio, den Bakaïrí, verwöhnten sie besonders.

Tahahá! katú hekatú! wurde die Begrüssung des Tages. Nicht besser kann ich abschliessen, als mit der kurzen, aber inhaltreichen und geschmackvollen Recapitulation unserer wichtigsten Reiseerlebnisse, welche in dem Menu des Festessens geboten wurde:

GERMANIA.

Rio de Janeiro, 20. Dec. 1884.

Huîtres.
Potage Printanier à la Katú Hekatú.
Garope Xingú, sauce Bakaïrí.
Filet de Bœuf à la Suyá.
Aspic de Fore-Gras à la mode Custenaú.
Suprême de Volaille, sauce Manitsauá.

Punch Caxirí.
Dinde Volière à la Yuruna.
Asperges Indiennes à la mode Trumaí.
St. Honoré à la Vanille Carajá.
Tahahá atatahahá glacée.
Dessert assorti.

ACHTZEHNTES KAPITEL.

LEGENDEN DER BAKAÏRÍ.

Der Name, welcher in der leider mit so unglückselig gebrechlichem Portugiesisch vorgebrachten Erzählung des vergnügten Kapitän Caetano Mêmo die grösste Rolle spielt, ist der des „Imperador“. Wenn die Missionare die Absicht hatten, in den Köpfen der zu bekehrenden Bakaïrí die möglichste Verwirrung der Begriffe anzurichten, haben sie ihren Zweck soweit erreicht, dass sich nur mit Mühe wenig Klares und Bestimmtes aus der allgemeinen Confusion abscheiden lässt. Man denke sich: Imperador der Sonnengott der Indianer. Zwei andere Namen führt er noch. Keri und Schischi. Sein Bruder heisst Kame und auch Nuna. Schischi aber ist Sonne, Nuna Mond. Keri und Kame sind nur zwei andere Namen für die beiden Gestirne, die sich bei vielen „Guck-Stämmen“ (vgl. Tabelle der Nu) finden, interessanterweise umgekehrt Keri dem Mond, Kamu der Sonne zugehörig.

Keri und Kame sind die Söhne von „Utoto“, dem hellen Jaguar (Onça pintada) und Atanumagale. Utoto's Vater ist unbekannt, seine Mutter heisst Mero, deren Aeltern wieder unbekannt sind. Von Atanumagale's Erzeugern ist blos der Vatername überliefert: Kamuschini. „Kamuschini“ scheint auch „Kamu“ zu enthalten, und erinnert an tamoussi, den Alten des Himmels im Galibi. Er, älter auch als Mero (die Mutter seines Schwiegersohns), ist der Aelteste von Allen, ist, sagt Caetano: Adam!

Neben dem Reiche des Lichts, in dem der Himmel, Sonne, Mond und der bunte Jaguar auftreten, gibt es Repräsentanten der Finsterniss. Hier erscheint als Aeltester Semino, die Fledermaus, und sein Weib Evaki, über deren Aeltern nichts zu erfahren ist. Evaki, belehrt uns Caetano, sei Eva! Man sieht, die frommen Väter haben sich keinen Vortheil entgehen lassen. Aber das Schönste kommt, der Sohn der Fledermaus und der Evaki

ist Tumeng: dies Wort bedeutet vielleicht ursprünglich dunkel, schwarz — es ist genau analog den Farbenadjectiven gebildet (vgl. Bakaïrí-Wörter 251—256). Allein Caetano bedient sich in seiner Erzählung nicht des Namens Tumeng, sondern nennt den Herrscher der Finsterniss — ein würdiges Seitenstück wahrlich zum Imperador — den Rey de Congo, den König von Congo. Was ist natürlicher! Die Weissen nennen den Kaiser von Brasilien, die Schwarzen den König von Congo ihren Gebieter.

Im Anfang war alles dunkle Nacht; nur wo Guroto, der rothe Geier flog, wurde es hell, und wurde es wieder dunkel, wenn er von dannen flog. Sein Bruder, der weisse Geier, hiess auch Guroto, aber wo er sich aufhielt, blieb es finster. Der rothe Geier besass die Sonne, von ihm erwarb sie der Imperador. Dieser bediente sich einer List, um sein Ziel zu erreichen. Er machte aus „aka", einem Holz weich wie Mandioca, den Tapir, und machte „pemera", kleine Fliegen. Durch die Fliegen erhielt der Tapir einen übeln Geruch, der den rothen Geier anziehen sollte; listig verbarg sich der Imperador in einem Vorderfuss des Tapirs. Der rothe Geier kam herbei und bemächtigte sich des Tapirs, in dem Augenblick aber, als er ihm das Herz herausreissen wollte, packte ihn der versteckte Imperador am Halse und drohte, ihn zu tödten, wenn er ihm nicht die Sonne gebe. Die Sonne stand im Hause des rothen Geiers im Himmel und der weisse Geier musste sie herbeischaffen. Der Imperador händigte sie zur Aufbewahrung der alten Muhme Evaki ein. Der Himmel, das Haus, bewegt sich, die Sonne nicht; sie steht in einem „Ofen", in einem grossen „Topf" der mit einem Deckel zu verschliessen ist. Evaki schliesst ihn des Abends und öffnet ihn des Morgens, wenn sich das Haus, der Himmel, während der Nacht zurückbewegt hat.

Evaki gab auch Menschen und Thieren den Schlaf. Vorher schlief nur die Eidechse; Evaki zog den Schlaf aus ihren Augen und vertheilte ihn an alle.

Ueber das Herkommen von Mond und Sternen weiss Caetano nichts zu berichten, wie er denn auch über Kame, Keri's Bruder, schweigt.

Die Menschen schuf Keri, der Imperador, aus Pflanzen. Er segnete (rezou) die „uvá", das Pfeilrohr, und es entstanden die Bakaïrí und die Cajibí. Die Coroá schuf er aus „tacoara" (Bambus), die Neger aus „penacholo", einem schwarzen Holz, den Ahnen der Portugiesen aus „pirecetó", einem Baum des Campo cerrado. Der Imperador machte den Wald, das Gras, das Pferd, das Rindvieh, er segnete die Termiten und es wurden — hübsch genug — die Steine.

Ochobi, eine grosse Schlange, machte das Wasser. Woher Ochobi stammt, weiss man nicht. Wer den Boden machte? „Não sei mêmo", das weiss ich selber nicht, erwiderte der freundliche Alte.

Die ersten Bakaïrí wohnten am Rio-Verde, einem linken Nebenfluss des Paranatinga. Gern erzählen unsere Freunde von dem Wasserfall, den der Paranatinga ungefähr sechs Tagereisen flussabwärts bildet; dort sind noch die meisten von ihnen geboren, dort ist die Natur an Wundern reich. Schon der tosende Salto, mit dem angeblich ihre Kenntniss des Stromes abschliesst, gilt ihnen als ein besonderes Schauspiel. Inmitten desselben aber steht ein Steinhaus, ein Haus wie sie es hier haben, bewohnbar, aber Dach und Wände aus Stein. Nahebei schwärmt es von Urubús in der Luft: sie beobachten die daselbst befindliche natürliche Fischfalle, eine grosse Steinplatte, auf welcher die flussaufwärts steigenden Fische, aus dem Wasser emporgewirbelt, hülflos liegen bleiben und verenden.

Ochobi, erzählt Caetano, machte im Quellgebirge des Paranatinga einen grossen Kessel, füllte ihn mit Wasser und liess es der Mittagssonne zu-

Bilderschrift am Paranatinga.

laufen. Das wurde der Pakuneru, der Paranatinga der Brasilianer. Weiter gegen die aufgehende Sonne hin läuft parallel ein anderer Fluss, das wäre vielleicht der Schingú, nach dem wir suchten. Der Imperador, von Bakaïrí begleitet, und ein weisser Mensch gingen spazieren, der erstere längs des Paranatinga, der andere längs des andern Flusses, dessen Namen man nicht kennt. Der weisse Mensch antwortete plötzlich nicht mehr, als der Imperador ihm zurief. Ein grosser Fisch, ein Jaú, hatte ihn verschlungen. Da sandte Keri eine Ente, welche machte, dass der Jaú den weissen Menschen wieder unversehrt ausspie. Der wanderte alsdann längs des Flusses weiter und weiter, bis er nach dem grossen „Poço", kam (Brunnen, hier etwa Lagune, das Meer ist gemeint), sich dort einschiffte und später mit der Schiessflinte wiederkehrte. — Tumeng machte das Steinhaus am Salto, damit der Imperador dort wohne, und machte auch die Fischfalle, damit die unzähligen Urubús zu fressen fänden.

Den Kern dieser Legenden, soweit er aus vorchristlichen Anschauungen erwachsen ist, bildet die deutlich vorhandene Unterscheidung eines lichten

und eines dunkeln Götterkreises. Ein durch die indianischen Mythen weit verbreiteter Chrakterzug sind ferner die riesigen Thiergestalten, die in nächster Beziehung zum Anfang der Schöpfung stehen und den anthropomorphen Göttern, den Bildnern des Menschen, zeitlich vorausschreiten.

In der Nähe des Wasserfalls existirt auf dem Ufer eine alte Inschrift; ich gebe sie wieder, wie sie der Italiener Luiz Oddi, der vor wenigen Jahren, in der Hoffnung, die Goldstätte der Martyrios zu finden, den Paranatinga bis zum Salto hinabfuhr, abgezeichnet hat. Oddi meint, die Zeichen seien mit dem Messer eingeritzt und stammten von den Paulisten, deren Spuren er zu verfolgen strebte. Caetano indess, obwol er nichts Genaueres anzugeben vermag, glaubt, dass die Bilderschrift von indianischen Händen herrühre und uralt sei. Das Vorhandensein der „Kreuzfigur“ beweist nichts gegen diese Ansicht, sie stellt wahrscheinlich einen Menschen vor und stimmt mit einer der in Wallace's Buch über den Amazonas mitgetheilten Zeichnungen fast genau überein.

NEUNZEHNTES KAPITEL.

AMERIKANISCHE SPRACHVERWANDTSCHAFTEN.

Ehe ich auf die Schlussfolgerungen, welche sich aus dem Studium des Bakaïrí für die Geschichte des Stammes und sein Verhältniss zu verwandten Völkerschaften ergeben, des Nähern eingehe, ist es zum allgemeinen Verständniss dringend erforderlich, mit einigen Worten die gewaltigen Unterschiede zwischen europäischer und amerikanischer Sprachvergleichung auseinanderzusetzen.

Man vermag sich, von Australien absehend, so schwer von der Vorstellung zu befreien, dass der Erdtheil des Columbus, wegen dessen später Entdeckung sich unsere Anschauung von dem bewohnten Globus erst seit wenigen Jahrhunderten zu einem lückenlosen Gesammtbild abgeschlossen hat, auch in der Kette der weltgeschichtlichen Ereignisse die jüngsten Glieder geliefert haben müsse. Man bedenkt nicht, dass der Mensch in den Pampas bereits neben dem Megatherium und dem Riesenglyptodon existirt hat, man lässt ausser Acht, dass die berühmte Einwanderung über die Berings-Strasse schon in einer Epoche stattgefunden haben kann, als in jenen Breitengraden noch völlig andere geologische und klimatische Bedingungen vorherrschten. Hypothesen tauchen auf über den Zusammenhang von Mexico oder Perú mit Aegypten oder China, über die Verwandtschaft der Guaraní und der Basken, ehe noch im geringsten ein sicherer Boden für die Construction gemeinsamer Beziehungen unter den zahllosen amerikanischen Idiomen selbst gewonnen ist.

Beschränken wir uns auf den südlichen Continent. Fast unabsehbar ist die Menge der Sprachen, von denen man einiges weiss, derer nicht zu gedenken, von denen man nur weiss, dass sie gewesen sind. Wäre die Lage des alten Babylon unbekannt, man sollte es an den Ufern des Amazonas suchen. Jede erbärmliche Horde, die nur aus wenigen Familien

besteht, hat ihre eigene Sprache — wohlverständlich ist der Klageruf des bekümmerten Kirchenvaters, dass der Teufel selbst, welcher die Ausbreitung des Evangelium nicht besser habe hindern können, der Erfinder der amerikanischen Sprachen gewesen.

Wir werden durch die Massenhaftigkeit der scheinbar regellosen Verschiedenheiten so ausserordentlich befremdet, weil wir im eigenen Hause so gut Bescheid wissen. Wer denkt innerhalb der indogermanischen Sprachen noch an „Regeln", ein überwundener Standpunkt, Gesetze gibt es nur, die keine Ausnahmen dulden.

Doch was ist der Grund! Als sich das Volk unserer Urahnen, sei es in Südrussland, sei es irgendwo sonst, in die vielfachen Bestandtheile auflöste, welche denselben scharf ausgeprägten Stempel tragen, ob wir die Veden, den Homer, den Ossian oder den Werther untersuchen, hatte es bereits eine bis in die feinsten Formen wohlausgebildete Sprache; der Indogermane sah sich im Besitz vorzüglicher Schulkenntnisse, als er sein Glück in der Welt suchen ging — ein absolut verwahrloster Bursch dagegen, der nicht bis drei zählen konnte, zog der indianische Jäger oder Fischer auf die Wanderung durch Steppe und Urwald, wo über den Sorgen ums nackte Leben nur der besonders Starke, Glückliche, Talentvolle neues Wissen selbständig entdeckte oder von andern erwarb. Die europäische Sprachvergleichung hat eine grosse Sicherheit der Methode, weil sie relativ fertige Objecte behandelt — aber mit den dort gewonnenen Begriffen an die südamerikanischen Idiome heranzutreten, ist ungefähr dasselbe, als wollte man die anthropologische Klassifikation durch vergleichende Messungen an Embryonenschädeln fördern. Wie der Brasilianer die Indianersprachen mit dem Worte „giria" abfertigt, findet man überall „Rothwelsch" und „Kauderwelsch", ein Durcheinander, das zu entwirren nicht der Mühe lohne. Man statuirt „geflissentliche Verwechselungen" der Begriffe, lautlich ähnliche Wörter müssen verwandt sein, wenn sie auch durchaus Verschiedenes bedeuten, auf Grund willkürlicher Abstraction. „tzy" bei den Maxoruna das Feuer, „dzu" bei den Kiriri das Wasser, werden verglichen: welch andere Abstraction als die Lehre von den vier Elementen soll den Zusammenhang vermitteln?

Ganz im Gegentheil; überlegt man, auf welcher niedrigen Entwickelungsstufe die amerikanischen Sprachen stehen und welch ungeheuerer Vermischung sie ausgesetzt gewesen sind, so wird man sich zunächst über die Menge der vorhandenen Aehnlichkeiten verwundern. Es ist nur nöthig, die Vergleichung methodisch anzufassen; man muss sich in das Leben des Indianers hineinversetzen, sich seiner Gedankenwelt anpassen, und man wird sofort darauf verfallen, sich bestimmte Kreise von Begriffen, bestimmte

Gruppen von Wörtern auszusondern, aus deren Vergleichung sich Anhaltspunkte für die sprachliche Verwandtschaft ergeben.

Das Element, welches die grösste Gewähr für möglichste Constanz bietet, sind die Körpertheile; unter ihnen nehmen die Theile des Gesichts, besonders Zunge, Zahn, Mund, Nase, nehmen Hand und Fuss den ersten Rang ein. Viel weniger sicher schon sind Sonne, Mond, Wasser, Feuer — vielleicht weil sie häufiger gebraucht und deshalb eher ausgetauscht werden. Ihnen ergeht es wie den Wörtern zur Bezeichnung der Verwandtschaft; sie erlangen eine Circulation über Stämme, die sich berühren, aber nicht verwandt sind, und eignen sich infolge dessen besonders, den Forscher irrezuführen. Ich werde bei der Besprechung der sogenannten Guck-Stämme auf diesen Punkt zurückkommen. Ein ausgezeichnetes Beispiel, sich die Verhältnisse klar zu machen, liefern die Zahlen. Sie, die bei uns so constant sind, erweisen sich als durchaus variabel. Viele indianische Nationen zählen nur bis zwei oder drei, oder sind über diese Stufe wahrscheinlich noch nicht lange hinaus; die Zahlwörter haben für sie einen geringen Werth, sie zählen, zumal im Verkehr mit fremden Stämmen, an den Fingern. Sie haben es nicht dazu gebracht, bis zur 5 oder 10 besondere Wörter zu schaffen und sich dadurch, indem sie die Einheit von einem Körpertheil beziehen, ein constantes Element zu erwerben — was ist natürlicher? Wo wegen des Mangels an Tauschartikeln der Handel keine Rolle spielt, bleibt das Bedürfniss nach Zahlwörtern klein. Der alte Pater Dobritzhofer charakterisirt vortrefflich die Unmöglichkeit, den indianischen Geist mit Gewalt über sein Begriffsvermögen hinaus emporzuschrauben, in der folgenden Bemerkung: „Da aber das Zählen sowol im gemeinen Leben von vielfältigem Nutzen, im Beichtstuhle aber, um eine verständige Beichte abzulegen, schlechterdings unentbehrlich ist, so wurden die Indianer bei dem öffentlichen katechetischen Unterricht in der Kirche täglich auf spanisch beten gelehrt. An Sonntagen pflegte das ganze Volk mit lauter Stimme von 1 bis 1000 spanisch zu zählen. Allein wir wuschen an einem Mohren. Die meisten lernten eher die Musik, die Malerei und Bildhauerei, als die Zahlenlehre; denn wenn sie gleich alle Zahlen auf spanisch aussprechen können, so irren sie sich doch leicht im Zählen, sodass man ihnen hierin nur selten trauen darf.“

Der Schatz der Grundbegriffe also, welche der Sohn des Waldes mit sich führt, ist ein sehr bescheidener; wenn man aber dieselben in erster Linie vergleicht, finden sich auch brauchbare Ergebnisse. Dann gewahrt man erst, wie conservativ der Indianer ist und wie unbilligerweise die Menge der Verschiedenheiten überschätzt zu werden pflegt. Wer über so wenige lautliche Combinationen verfügt wie er, muss in der That auch vorsichtig auf die Erhaltung seines Besitzes bedacht sein, wenn nicht alles durcheinander-

gehen soll. Ein beliebiges Beispiel: Bei den Baré heisst Sohn „nothy", Nase „noty", Haar „notha", trinken „nutya", Kopf „nototia", Grossvater „natiu", Grossmutter „natoi". Gehörten diese Wörter verschiedenen Sprachen an, in denen sie jedoch dasselbe bedeuteten, würde man die meisten gewiss für Uebereinstimmungen halten; es ist deshalb kein Wunder, wenn die rein lexikalische Vergleichung, mit der sich bei solchen Sprachen alles beweisen lässt, gemeinhin mit Mistrauen und Widerwillen aufgenommen wird.

ZWANZIGSTES KAPITEL.

DIE BAKAÏRÍ UND DIE GUCK-THEORIE. — NU-STÄMME UND ARUAK.

Die Untersuchung des Bakaïrí hat, wie sich des Genauern aus dem Anhang ersehen lässt, eine ganz unvermuthete Thatsache zu Tage gefördert, eine Thatsache, welche ich wegen der Menge durch sie angeregter Fragen für das bedeutsamste Ergebniss unserer Reise halte. Die Bakaïrí, dieses im Herzen Südamerikas ansässige Völkchen, sind Kariben. Vorbehaltlich zweier Ausnahmen, deren eine man als solche nicht recht erkannt hat und die ich weiter unten näher definiren werde, deren andere unbeachtet geblieben ist, hat man bisher nur im Norden des Amazonas die Theile jener gefürchteten Nation gefunden, welche sich nicht allzu geraume Zeit vor der Entdeckung des neuen Welttheils von Venezuela und von den Guyanas aus, die Aruak besiegend und sich mit ihnen vermischend, über die Antillen verbreitet hatte.

Wenn sich die Bakaïrí als Kariben erweisen, wird auch die ganz analoge merkwürdige Beobachtung Gilij's, dass die Moxos in Bolivien mit den Maipure am Orinoco sprachlich verwandt sind, in ein neues Licht gerückt. Und wie die Moxos auf einer niedrigern Culturstufe als die Orinocovölker gestanden haben, sind noch heutzutage die wilden Bakaïrí unzweifelhaft im Rückstande gegen ihre Verwandten in den Guyanas. Sie kennen die Banane nicht, welche die zahmen Bakaïrí mit dem portugiesischen Namen bezeichnen; sie haben keinen Reis, kein Zuckerrohr, kein berauschendes Mandiocagetränk, keine Hunde. Ihre Kunstproducte — Topfwaaren, Schnitzwerke, Malerei — sind ungleich unentwickelter, als sie von Crevaux bei ihren nahen Verwandten, den Rucuyenne in Guyana, beobachtet worden sind. Seien nun die Bakaïrí auch nicht, wie sie selbst, analog den Moxos, behaupten, Eingeborene des Gebiets, das sie bewohnen, so ist es doch un-

verkennbar, dass seit ihrer Loslösung von dem weitentfernten Hauptstamm der Kariben manches Jahrhundert verflossen ist.

Das Bakaïrí ist aber nicht nur ein alter, es ist auch ein von Tupi-Bestandtheilen freier, reiner Kariben-Dialekt. Damit sind zwei bedeutungsvolle Schlussfolgerungen gewonnen. Erstens ist die Annahme, die d'Orbigny strict behauptet, die Martius für sehr wahrscheinlich erachtet, dass die Kariben aus den Tupi-Guaraní hervorgegangen seien, wie mir scheint, definitiv widerlegt.

Zweitens kann es fernerhin keinem Zweifel mehr unterliegen, dass die Kariben-Sprache nicht ein vages Gemenge, sondern ein selbständiges, wohl-auskrystallisirtes Gebilde in dem festflüssigen Gemisch der südamerikanischen Idiome darstellt. Wie das Karibische nichts mit dem Tupi, so hat es von Hause aus auch nichts mit dem Aruak zu thun. Freilich das Galibi der Küste und gar erst das Callinago der Inseln sind stark gemischt und dort ist keine Klarheit zu erlangen. Wenn man indess sich mit Beihülfe der durch das Bakaïrí gelieferten Kriterien in den alten Breton vertieft, die aus dem Jahre 1665 stammende Hauptquelle des Inselkaribischen, wird es bald evident, dass die berühmte Trennung in eine Sprache der Männer — der erobernden Kariben — und eine Sprache der Weiber, der unterworfenen Stämme, vorzüglich Aruak, bereits in jener Zeit durchaus nicht mehr scharf ausgeprägt war. Breton gibt an unzähligen Stellen als „Karibisch“ schlechthin, indem er nichts von „femmes“ oder „hommes“ zufügt, unbedingt der Weibersprache zugehörige Elemente an und überliefert uns an andern Stellen wiederum als „Karibisch“ schlechthin für ein französisches Wort in der Uebersetzung zwei Wörter, von denen das eine der Männersprache, das andere der Weibersprache entstammt.

Solche Verhältnisse mussten Verwirrung schaffen; hoffentlich ist jetzt den Kariben der centralen Hochebene die Rettung ihrer Stammesoriginalität gelungen.

Allein nachdem wir auf dem schwankenden Boden einmal festen Fuss gefasst haben, wird es glücklicherweise möglich, noch einige weitere sichere Schritte zu thun. Leider muss ich mich hierbei gegen Martius wenden, dessen Autorität ich hoch verehre; nicht als ob ich mehr unternehmen wollte, als in seinem bewundernswerthen Gebäude einige Balken verrücken, einige Thüren versetzen — immerhin war es eine Lieblingstheorie von ihm, die wesentlich zu modificiren ich genöthigt bin.

Martius hat ungefähr 25 Stämme von ethnographisch und linguistisch zum Theil ausserordentlich abweichendem Charakter unter der Gruppe der „Guck“ oder „Coco“ vereinigt. Ihr sollen ausser den Kariben- und Tamanaco-Dialekten viele andere in den Guyanas und an den zahlreichen

Nebenflüssen des Amazonas nicht nur, sondern auch Idiome im östlichen Brasilien und in Bolivien angehören oder nahestehen.

In den Gebirgen der nördlichen Guyana scheine der früheste Herd dieser Stämme zu liegen. Die interessante Beobachtung, dass weit voneinander entfernte Banden den Oheim (Vaterbruder) mit demselben Worte Guck, Cuccuh, Coco bezeichnen, veranlasste den verdienstvollen Systematiker, sie unter diesem Namen als die versprengten Glieder einer ursprünglich concentrirten Nationalität zusammenzufassen. Dass gerade jenes Wort in zahlreichen Mundarten unverändert gefunden werde, sei auf die hohe Autorität des väterlichen Oheims in der Familie und die Genauigkeit zurückzuführen, mit welcher der Indianer, besonders dem väterlichen Blute den grössten Werth beimessend, die Verwandtschaftsgrade zu bezeichnen pflege. Anfänglich habe Coco wahrscheinlich „Mensch“ überhaupt bedeutet, wie die Saliva denn für „Mensch“ das Wort „coco“ und die Kirirí das verwandte Wort „tsoho“ hätten.

Zunächst ist der letztere Schluss kaum zu rechtfertigen. Aus dem Oheim kann Mensch, aus dem Mensch nicht Oheim, Vaterbruder, werden. Unsere Kinder nennen jeden freundlichen Mann „Onkel“, würden aber nicht dazu kommen, den Onkel Mann schlechthin zu heissen. Ferner interpretirt Martius den „coco“ mit Unrecht als Vaterbruder. Bei den Bakaïrí, welche ebenfalls das Kennzeichen der sogenannten Guck-Stämme besitzen, ist Kχugu der Mutterbruder (tšogo der Vaterbruder), ebenso bei den Kirirí „cuccuh“ (paydenhe, Vaterbruder) und bei den Moxos „cuco“ (nuapiyarü, Vaterbruder); bei den Uainuma „ghochoi“, während das zweite für Oheim vorhandene Wort „attsiu“ zur väterlichen Verwandtschaft zu rechnen ist. Für die übrigen Stämme ist nur Ein Wort überliefert. Im Kechua, der Inkasprache, endlich heisst „cacca“ Mutterbruder, von dem ich unentschieden lassen muss, ob es dem „coco“ entspricht, das aber jedenfalls nichts für das Gegentheil beweist.

In diesen Irrthümern suche ich indessen nicht das wesentlichste Bedenken gegen die Guck-Hypothese. Doch nachdem festgestellt ist, dass die Bakaïrí ein reiner Kariben-Stamm sind und dass auch deren Sprache den „coco“ führt, würde man genöthigt sein, Kariben, Moxos, Kiriri, drei ethnographisch und linguistisch durchaus divergirende Stämme, von den Kechua nicht zu reden, einer gemeinsamen Völkerfamilie unterzuordnen.

Mit Leichtigkeit könnte ich ausserdem an der wortvergleichenden Tabelle der Guck-Stämme nachweisen, welch unberechtigten Gebrauch Martius seinem Charakteristicum zu Liebe von dem Grundsatz gemacht hat, dass zwei Grössen, die einer dritten gleich sind, auch untereinander gleich sind. a und c werden verwandt, weil a mit b das Wort „ghuck“, c aber, das dieses Wort nicht hat, mit b ein paar andere Aehnlichkeiten aufweist.

Nein, die Beobachtung bleibt interessant, allein ein Kriterium für die Verwandtschaft der Stämme liefert sie nicht, zumal wenn „coco“ Mutterbruder bedeutet. Der Guck-Theorie, darin gipfelt ihre Unhaltbarkeit und damit knüpfe ich wieder bei meinen einleitenden Bemerkungen an, fehlt die Methode. Gewisslich lässt bei der unendlichen Vermischung der amerikanischen Mundarten der Begriff der Verwandtschaft für sie sich nicht so scharf umzirkeln, wie für die höher stehenden europäischen Sprachen; er ist dehnbarer und ungenauer, allein bei einer beträchtlichen Anzahl lässt sich eine mehr oder weniger intime Berührung durchaus von der echten Verwandtschaft trennen. Der Bequemlichkeit halber will ich mich zweier brauchbarer, wenn auch nicht sonderlich guter Ausdrücke bedienen, und die Stämme die auf Grund grammatikalischer oder wenigstens methodisch lexikalischer Vergleichung auf eine Wurzel zurückgeführt werden können, als cognate, und die Stämme, deren Uebereinstimmungen nur Wörter secundären Werthes betreffen, während die Wörter primären Werthes keine Aehnlichkeiten zeigen, als affine Völkerschaften unterscheiden.

Die Bakaïrí, Galibi, Rucuyenne sind cognat, die Bakaïrí und die meisten der sogenannten Guck-Stämme sind affin. Die Gruppe, welche Martius als „gentes Guck“ zusammengestellt hat, ist eine Aneinanderreihung theils cognater, theils affiner Nationen; es birgt sich in derselben ein wirklich selbständiger Kern, den Martius jedoch, beirrt durch ein secundäres Wort, nicht glücklich freigelegt hat. Durch den Einfluss der wieder und wieder in die Stammesgemeinschaft aufgenommenen fremden Frauen ist es leicht erklärlich, dass gerade einige Verwandtschaftsbezeichnungen, welche sich auf die Frau beziehen, einen allgemeinen Curs erlangen, und darin steckt die wahre Ursache für die Verbreitung gerade des Wortes „ghuk“, des Mutterbruders. Der Vaterbruder ist den cognaten Stämmen gemeinsam und bleibt auf sie beschränkt, da wer von ihm spricht, immer vom eigenen Stamme spricht; der Mutterbruder aber, der sich in allen Fällen, wo connubiale Berührung mit fremden Stämmen und also die beste Gelegenheit zur Uebernahme neuer Wörter eintritt, auf den Stamm der Frau bezieht, trägt in sich selbst die für die Uebernahme, für die Verbreitung geeignetste Beschaffenheit. Um so erklärlicher wird dieses Verhältniss, wenn man die bekannte Thatsache bedenkt, dass bei vielen Indianerstämmen die Zugehörigkeit des Sohnes nicht nach dem Vater, dessen Person auch in Amerika nicht über allen Zweifel erhaben zu sein braucht, sondern nach der eine grössere Sicherheit gewährenden Mutter bestimmt wird. Wo aber das Matriarchat besteht, ergibt sich von selbst eine bedeutungsvolle Stellung des Mutterbruders in der Familie.

Von den angegebenen Gesichtspunkten geleitet, habe ich nun versucht,

die cognaten Stämme der Guck-Gruppe auszuscheiden. So schlimm es denn auch um die lexikalische Vergleichung bestellt sein mag, so kommt uns doch bei dem vorhandenen Material, das eben, wie es ist, benutzt werden muss, da wir von den meisten indianischen Horden niemals grammatikalische Aufzeichnungen erhalten werden, ein günstiger Umstand sehr zu statten. Das Wichtigste, die Körpertheile, werden überall abgefragt und gerade sie enthalten in den polysynthetischen indianischen Idiomen auch das nöthigste grammatikalische Element, sie sind mit einem Präfix, das die Bedeutung des Pronomen possessivum hat, versehen; es gibt kein Wort „Zunge", „Zahn", sondern stets nur ein „meine, deine etc. Zunge", „mein, dein etc. Zahn" in unsern Sprachen. Längst nun hat man bemerkt, dass viele Stämme das Präfix nu-, no-, n-, besitzen, aber man hat sie nicht mit ausschliesslicher Rücksicht erstens auf dieses Präfix und zweitens auf blos die wichtigsten Körpertheile zusammengestellt. So würde man die cognaten Stämme erhalten haben; irgendwelche andere Aehnlichkeiten, welche die Kreuz und die Quer in affinen Beziehungen begründet waren, haben die Aufmerksamkeit der Untersucher von der Hauptsache abgelenkt.

Ich weiss für die in der beigefügten Tabelle nebeneinander geordneten Stämme keinen bessern Namen als den der Nu-Stämme vorzuschlagen, der kurz ist, das Kriterium der Vergleichung enthält und die Frage offen lässt, wo der ursprüngliche Repräsentant zu suchen wäre.

Um über die Verwandtschaft zu entscheiden, vergleiche man in der Tabelle besonders die Wörter: Mund, Zunge, Hand, Nase, Haus und Wasser. Von geographischer Seite steht der Zusammengehörigkeit der Nu-Stämme nicht nur nichts im Wege, sondern es wird durch die Menge der so geschaffenen Mittelglieder eine Continuität zwischen den südlichsten, den Guaná, und den nördlichsten, den Maipure, hergestellt. Ihr Gebiet ist ein breiter, süd-nördlich gerichteter, in das Mato Grosso übergreifender Streifen von Bolivien bis nach Venezuela, welcher die Mündungen der Nebenflüsse des Amazonas vom Iça bis zum Negro einschliesst; an diesen Nebenflüssen ist der grössere Theil sesshaft.

Vor allem jedoch ist gegenüber der Guck-Theorie der wesentliche Vortheil erwachsen, dass keine ethnologisch unverträglichen Elemente in eine verwandtschaftliche Gemeinsamkeit hineingedrängt werden.

Auf der Karte sind die sämmtlichen Stämme, mit deren sprachlicher Vergleichung ich eine cognate Verwandtschaft begründen möchte, durch gleiche Farben bezeichnet.

Wie aus bedeutsamen, den Nu-Sprachen entlehnten Fragmenten mit Sicherheit hervorgeht, haben die Aruak jedenfalls in inniger Berührung mit den Nu des mittlern und obern Orinoco gestanden. Wahrscheinlich

Aruak

Arm
I
aki ....
ké ....
poboqui.....
bourè.......

FOLDOUT 1

uwerkzeuge,

Rücken.

Hand : *numu*

FOLDOUT 1

entstammen sie derselben Wurzel, jedoch, zu selbständig entwickelt, als dass ich sie den Nu ohne weiteres einzureihen wagte, mögen sie als ein ihnen nebengeordnetes Volk betrachtet werden.

Vor den Kariben waren die Aruak das herrschende Volk im heutigen Venezuela und an der Küste der Guyanas; sie bewohnten die kleinen Antillen. Eine alte geschichtliche Notiz berichtet, dass in der Sierra Nevada, im Süden des Golfs von Venezuela, „Aruak" sesshaft gewesen seien.[1] Die Goajiro der den Golf begrenzenden Landzunge sind ihnen am nächsten verwandt.

Im Centrum der Guyanas am obern Essequibo hat sich in den Wapisiana und Atorai, deren Präfix in ung und o verändert ist, noch ein Rest der Nu-Bevölkerung behauptet.

Man betrachte die Karte und wird sich auch hierbei dem Eindruck nicht zu entziehen vermögen, dass die Kariben in das Nu-Aruak-Gebiet eingedrungen sind und sich dort gewaltsam Raum geschafft haben.

Dieser Verdrängung der Nu-Aruak setzten die Kariben durch die Eroberung der Kleinen Antillen die Krone auf.

Das sogenannte Karibisch der Inseln ist ein Gemisch von reinem Karibisch, Aruak und Bestandtheilen der Nu-Sprachen, sowie jedenfalls der Sprachen früherer Insulaner. Welche Unzahl von Dingen sind in dem Dictionnaire von Breton durch zwei oder mehr Wörter wiedergegeben! Schon in den wenigen Worten der Nu-Tabelle kann man sich von der mosaikartigen Zusammenstellung überzeugen.

Was ist denn auch natürlicher? Diese sogenannten Eroberungen sind kaum in dem Sinne zu denken, wie wir von unsern Verhältnissen her gewohnt sind. Da bestand kein organisirtes Kariben-Reich, das Armeen ausschickte; da kamen nur einige hundert kriegstüchtige und verwegene Männer, die sich auf dieser oder jener Insel unter blutigen Kämpfen festsetzten, die Männer tödteten oder zu Sklaven machten und die Weiber zur willkommensten Beute erwarben; andere folgten dem Strome; allmählich geriethen die sämmtlichen Inseln in den Besitz des stärkern Stammes. Aber die nun geschaffenen Inselkariben waren schon in den nächsten Generationen keine „Kariben" mehr, nicht umsonst redet man von einer „Muttersprache". Mochten die alten Kariben noch so sehr die Trennung in eine Männer- und eine Weibersprache aufrecht zu er-

[1] Noch heute gibt es „Arhuacos" — ich wiederhole die von Waitz gemachte Hindeutung auf die Aehnlichkeit der Stammesnamen, die allerdings zunächst nicht viel sagen will — in der Sierra Nevada und gelten dieselben, was aber wol nicht bewiesen ist, mit den Motilones am Westabhang der Ostcordillere für Ueberreste der einst den Spaniern sehr feindlichen Taironas.

halten suchen, die Muttersprache der Jüngern musste eine Mischung werden. Die Culturwörter, die Wörter, welche die Beschäftigung und die vorwiegende Gedankenrichtung der Männer betrafen, blieben karibisch, die Wörter aber, welche das Kind täglich von der Mutter hörte, bürgerten sich in der Sprache des heranwachsenden Geschlechts ein.

Ich sehe wol ein, dass ich mit diesem Satze das Princip, von dem ich ausgegangen bin, dass gerade die Wörter für die Körpertheile den conservativsten Bestandtheil bilden, zu untergraben drohe; viele eben dieser Wörter lernt das Kind zunächst von der Mutter, und eben sie sind im Inselkaribischen durch die Aruakwörter, wie die Tabelle erweist, bereits schwer bedrängt dort, wo Breton in der Männersprache ein karibisches und ein aruakisches Wort nebeneinanderstellt, oder gar durch ein Aruak-Wort schon ersetzt, z. B. bei Hand, wo er nur das Aruak-Wort verzeichnet.

In der That, glaube ich, liegt hier eine Ausnahme von der Regel vor, eine durch das besondere historische und geographische Verhältniss erklärte Ausnahme. Auf dem Festlande ist es nicht das Gewöhnliche, dass ein Stamm durch die Vernichtung eines andern seine sämmtlichen Weiber erhält; fast immer werden die eroberten Gattinnen und zukünftigen Mütter die Minderheit der Frauen des Stammes bilden; auf den Inseln aber, mögen die Kariben eine Anzahl Frauen auch mitgebracht haben, befanden sich gewisslich die Aruak-Weiber in grosser Ueberzahl und machten wahrscheinlich mindestens die Hälfte der Bevölkerung aus; ein neuer Zuzug von Kariben auf dieselbe Insel kommt kaum in Betracht; so muss man sich sagen, die Ausnahme war hier nothwendig. Man wird sich deshalb nicht wundern, wenn sie bei den nach Honduras verpflanzten Kariben noch crasser zum Ausdruck gelangt ist; die sämmtlichen mir zugänglichen Wörter der Tabelle, mit Ausnahme des „Feuer", sind aruakischen Ursprungs. Die Ausnahme ist also nicht scheinbar, sondern wirklich vorhanden, allein auch die Sachlage ist eine Ausnahme.

Der eigentliche Kern der Nu-Stämme sitzt, wie die Karte zeigt, an den obern Zuflüssen des Amazonas; in ihm ist der sogenannte Manaosbund enthalten. Durch die Stämme des Jurua und des Purus wird eine gewisse Continuität zu den Baures und Moxos hinübergeleitet.

Die Piros am Ucayale haben zwar das Präfix „we", allein ihre Zugehörigkeit tritt in den Wörtern der Tabelle deutlich hervor. Interessant aber ist es, wie sich in den Antis am Ostabhang der Anden ein unverfälschter Nu-Stamm einstellt.

Die Parecí, welche man bisher immer mit den Bakaïrí zusammengestellt hat, weisen die wichtigsten Elemente der Nu-Sprachen auf, sodass ich sie den Nu beiordne, obwol mir nur 16 von Bossi aufgezeichnete

Wörter zu Gebote stehen. Sie sind ein ärmliches, niedrig stehendes Völkchen. Auch die Moxos lebten, als 1698 die Jesuiten zu ihnen kamen, in völlig rohem Zustande, gingen unbekleidet und trieben nur Jagd und Fischfang. — Der östlichste Nu-Stamm sind die Kustenaú des Schingú.

Mancherlei lässt sich für die Vorstellung anführen, dass die Nu-Stämme von der centralen Hochebene aus sich verbreitet haben; nur dort oder in den Guyanas wäre ihre Heimat zu suchen. Der natürliche Herd des Volkes dürfte aber die Hochebene sein; dafür spricht das Vorhandensein der Parecí in den öden Campos, die sich schwerlich ein von Norden kommender Stamm zu bleibendem Wohnsitz auserlesen hätte, dafür spricht die Abzweigung der Guaná am Paraguay, dafür endlich die grosse Zahl der Moxos, welche die Entdecker antrafen, und ihr verhältnissmässig niedriger Zustand. Ihre Sprache, welche den Gebrauch des Nu-Präfixes in der ausgedehntesten Entwickelung zeigt, scheint mir ebenfalls zu Gunsten der Centraltheorie zu entscheiden. So sicher sie auch mit den übrigen Nu-Sprachen verwandt ist, so zeigt sie doch Verschiedenheiten, welche erstlich für die lange Trennung von den andern zeugen, und zweitens auf eine tiefere Stufe deuten.

Das „nu-kapy“ oder „nu-kapo“, Hand, ist sämmtlichen Nu-Aruak von 7—46 gemeinsam, ausgenommen 11 und 25; bei keinem bedeutet es jedoch Fuss. Bei den Moxos nun gibt es dies „nu-kapo“ nicht und lauten „nuboupĕ“, Hand, und „ni-boupe“, Fuss, fast gleich. Es ist dies ein Charakteristicum niederer Sprachen, bei den Botocuden heisst „po“ noch heute Hand oder Fuss. Vermuthungsweise darf ich wol aussprechen, dass in dem „nukapo“ dasselbe Radical wie in dem „nuboupè“ der Moxos, „nipoyi“ der Baures enthalten sein könnte — nehmen wir an „po“, sodass jenes „nukapo“ als eine Differenzirung für die Bedeutung Hand aufzufassen wäre. Quien sabe?

Man kann gewiss auch anderer Ansicht sein; sicher ist nur, dass die Trennung der Moxos von den nördlichen Nu in alten Zeiten vor sich gegangen ist.

Ob nun die gemeinsamen Urväter im Norden oder Süden des Streifens gewohnt haben, über den wir die Enkel verbreitet finden, ist bei dem heutigen Stand unserer Kenntnisse ziemlich gleichgültig. Mein Gefühl — das ist alles — findet sich besser mit der Annahme zurecht, dass die Bewegung von der Hochebene ausgegangen sei, zumal auch bei den Stämmen des nördlichen Chaco ähnliche Präfixe spuken.

Die Hauptsache bleibt: von dem Schingú bis an die Anden, von dem Paraguay bis zu den Antillen lassen sich die mehr oder minder deutlichen Spuren einer durch ein gemeinschaftliches sprachliches Gepräge gekennzeich-

neten Völkerfamilie verfolgen, die nirgendwo ethnographisch unverträgliche Glieder vereinigt — die Nu-Aruak.

Sie sind nicht die umgetauften „Guck" von Martius, obgleich sie 15 Stämme dieser Gruppe enthalten; die Eintheilung gründet sich auf ein ganz verschiedenes Princip, zieht ebenso viele neue Stämme hinzu und muss neben den Maxuruna, Caripuna, Culino, Carajá, Juri gerade die erstgenannten Repräsentanten der Guck: die Kiriri, Sabuja, Pimenteira, Macusi und Paravilhana zurückweisen.

V.

45 40 35

15 15

Übersicht der WICHTIGSTEN STÄMME,

welche für das Verhältniss zwischen

NU, KARIBEN, TUPI

sowie für die Gruppirung der

TAPUYA

in Frage kommen.

10

heilung nach Sprach- und tammverwandtschaft.

NU-STÄMME
KARIBEN
ARUAK
TUPI
TAPUYA
Gês des Westens und Nordens.
„ „ Centrums.
„ „ Ostens.
Goyatacá.

B. Verbreitung einiger für die Culturverwandtschaft bedeutsamer Wörter.

○ kamu = Sonne
△ keri = Mond
● weyu = Sonne
▲ nuna = Mond
✹ šiši = Sonne (Feuer)
+ kuku = Mutterbruder

Bei Einklammerung ist Form oder Bedeutung leicht verändert.

5

Banane:

✠ = paratana
□ = paruru
♥ = banala
✦ = pacoba
× = banana.

0

FOLDOUT 1

FOLDOUT 1

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

DIE HEIMAT DER KARIBEN.

Niemals hat ein Wort in der Ethnologie eine grössere Verwirrung angerichtet, als die Bezeichnung „Kariben“. Auf die Geschichte dieses Ausdrucks, der vielleicht in letzter Linie auf das Inkareich zurückzuführen ist, gehe ich hier nicht ein: genug dass die Europäer alle möglichen Indianer, und alle möglichen Indianer die Europäer so genannt haben. (Vgl. die Nr. 267 der Bakaïrí-Wörter im Anhang.)

Heutzutage gelten als Kariben nur noch einerseits die „Calina“ des Festlandes, die „Galibi“ der Franzosen, und ihre Verwandten in den Guyanas, und andererseits die „Callinago“ der Kleinen Antillen, welche sich vom Continent aus über die hauptsächlich von Aruak bewohnten Kleinen Antillen verbreitet haben.

Durch den Zusammenstoss oder die Berührung der Kariben mit den Aruak, mit den Nu-Stämmen, mit vielen versprengten Horden unbekannter Abstammung, mit den von Süden vordringenden Tupi, durch die gewaltsame Umwälzung endlich, welche der Einwanderung der Europäer folgte, sind, wie es nicht anders sein kann, alle Grenzen für Sprachen und Stämme undeutlich und unbestimmt geworden.

Bevor aber alle jene verwirrenden Einflüsse zur Geltung gelangten, hatte sich das Völkchen der Bakaïrí bereits von der Stammesgemeinschaft losgelöst und in seinem isolirten Dasein auf der Hochebene des Mato Grosso sich die unvermischte Sprache erhalten.

Durch die Bakaïrí erfahren wir erst, was echtes Karibisch ist, und nachdem sie uns bereits geholfen haben, die das Unähnlichste verquickende Guck-Theorie zu beseitigen, fällt auch ein matter Lichtstrahl in das dunkle Gebiet der Kariben-Wanderung.

Dass die Kariben nicht von den Inseln auf den Continent gezogen sind, das wenigstens ist, wenn es noch eines Beweises bedurfte, durch das Verhältniss zwischen Aruak und Inselkaribisch endgültig klargelegt. Das interessante Zwischenstadium, dies flüssige Halb-Aruak, Halb-Karibisch, welches in dem Dictionnaire von Breton in so bemerkenswerther Weise erhalten worden ist, so leicht verständlich durch die Annahme, dass die Kariben vom Festlande kamen, wird ganz unbegreiflich, wenn es die Grundsprache der von Nu-Bestandtheilen freien Kariben-Idiome der Guyanas oder gar des Bakaïrí sein sollte.

Wichtiger noch ist ferner der durch das Bakaïrí gewonnene Satz, dass die Kariben und die Tupi nicht verwandt sind.

Dass sie den Nu-Aruak gegenüber eine selbständige Gruppe bilden, liegt auf der Hand.

So haben wir nach allen Seiten klare Stellung genommen und können fragen: „Sind die Guyanas die Heimat der Kariben?"

Offenbar ist die Frage der Heimatsberechtigung für die Kariben dringender als für die Nu. Ob letztere von Süden nach Norden oder von Norden nach Süden in dem enormen Gebiete fluctuirt sind, das sie mit ihren Etappen noch heute besetzt halten, ist weniger wesentlich, als die Prüfung des Passes der Kariben, welche in den Guyanas als fremdländische Eindringlinge verdächtig werden.

Die in den Guyanas concentrirten Kariben, deren Sprachen ich zu vergleichen Gelegenheit hatte, sind auf der Karte eingetragen und in dem Anhang der Bakaïrí-Wörter verzeichnet.

Schauen wir uns nach den versprengten Stammesgenossen um.

I. Die Carijona am obern Yapura, die sich untereinander „calina" anrufen, hat Crevaux entdeckt: er wie sein treuer Neger Apatou freuten sich nicht wenig, als sie sich an dem entlegenen Orte mittels des Rucuyenne vom Parú-Flusse verständigen konnten. „Tout çà même moun", behauptete Apatou und hatte recht. Doch können sich die Carijona, sei es nun, dass sie den Amazonas aufwärts oder z. B. über den Rio de Lesseps zu dem Quellgebiete des Yapura gelangt sein mögen, erst seit, was wir so nennen können, historischer Zeit von den Guyana-Kariben getrennt haben: sie haben dasselbe silberne dreieckige Ohrgehänge, dasselbe in der Unterlippe befestigte silberne zungenförmige Ornament der Macusi und Rucuyenne, sie haben, worauf ich später zurückkommen werde, das Kariben-Wort für die Banane.

II. Severiano da Fonseca, dem Arzte der Commission, welche 1875—78 mit der Grenzregulirung zwischen Brasilien und Bolivien betraut war, verdanken wir die Bekanntschaft eines Kariben-Stammes im Quellgebiete

des Madeira, der sogenannten „Palmellas". Ungefähr 400 Seelen stark, wohnten sie seit wenigen Jahren nahe dem „Destacamento das Pedras Negras" (12° 51′ südl. Br., 19° 44′ westl. von Rio de Janeiro) als gutmüthige, ausschliesslich Ackerbau treibende Colonisten. Erwachsene Männer gaben an, dass sie früher nahe der Mission S.-Miguel, am Rio dos Baures, angesiedelt gewesen seien, dass aber dort erst ihre Grossväter flüchtig, sie wüssten nicht aus welchen Gegenden vertrieben, sich niedergelassen hätten.

Ihre Sprache, wenngleich mit manchen fremdartigen Bestandtheilen vermischt, ist echt karibischer Abstammung, wie auch Severiano bereits richtig erkannt hat. Nach den leitenden Wörtern zu schliessen, stehen die Palmellas den entfernten Guyana-Stämmen näher als den Bakaïrí, mit denen sie gleiche Breiten innehaben.

Von Pflanzennamen ist nur das Wort für Taback (tama) sicher karibischen Ursprungs (auch Pfeffer?), die Banane (airae) erinnert gar nicht an die Bezeichnungen nördlich des Amazonas. Von Thieren freuen wir uns vor allem „meko", den Affen, dem eine Verbreitung von dreissig Breitengraden zukommt, in unverfälschter Form vorzufinden, ferner Schlange, Fisch.

Da das Idiom der Palmellas den Macusi und Paravilhana am verwandtesten zu sein scheint, mag als die natürlichste Strasse ihrer Wanderung gelten: Rio-Branco, Rio-Negro in die nahe Madeira-Mündung — vorausgesetzt, dass wir von den Guyanas ausgehen.

III. Ueber 30 Längengrade nach Osten von den Carijona wohnen die Pimenteira. „Sie sollen auf den Bergen an einer Lagoa das Pimenteiras gewohnt und davon den Namen erhalten haben, unter welchem sie, vom Jahre 1775 an, aus dem Gebiete zwischen den Quellen des Piauhy und des Gorguea hervorbrechend, die Gehöfte von Ober-Piauhy beunruhigten. Glieder dieser Horde waren schon früher in Quebrobró, am Rio S.-Francisco, angesiedelt gewesen." So Martius.

Mit den Kiriri, Sabuja, ihren Nachbarn, und den Pimenteira, die alle den Oheim „cuccu" nennen, eröffnet Martius seine Guck-Gruppe.

Sehen wir vorläufig von den Pimenteira ab.

Mit keinem Stamm habe ich mich mehr abgequält, als den Kiriri-Sabuja, von denen wir eine Grammatik des Paters Mamiani aus dem Jahre 1699 besitzen. Sie geben ein höchst sonderbares Räthsel auf, das zu lösen mir jedoch nicht gelungen ist.

Die Kiriri waren von Bahia aus nordwärts über einen grossen Theil des Innern verbreitet; mit den ihnen nahe verwandten Sabuja wurden sie Mitte des 17. Jahrhunderts bekehrt.

Dass die Kiriri aus nordwestlichen Gebieten eingewandert sind, scheint

aus den dorthin zurückweisenden ethnologischen Merkmalen hervorzugehen, die Martius aufzählt, sie unterschieden sich von ihren Nachbarn durch den entwickelten Landbau, sie hatten den Flechtrahmen, die Töpferkunst der Amazonas-Indianer.

Und die Sprache? Ein cognates Verhältniss zu den übrigen Guck ist nicht vorhanden; der alte Hervas machte auf Aehnlichkeiten mit der Moxossprache aufmerksam, Baptista Caetano glaubt eine Verwandtschaft mit dem Tupi erwiesen zu haben, einige Uebereinstimmungen mit den Masacaras und Camacan sind nicht zu leugnen — ich vermag mich keiner dieser Möglichkeiten anzuschliessen und weiss selbst nichts Besseres. Einige späte Culturwörter decken sich genau mit dem Tupi der Ostküste — die Gruppe der entscheidenden Wörter scheint mir, wenn überhaupt auf das Tupi, jedenfalls mehr auf die Dialekte am Ucayale und obern Amazonas hinzudeuten.

Ich glaube nicht, dass sich gegenwärtig über die wirkliche Verwandtschaft entscheiden lässt; zu der Frage der affinen Beziehungen jedoch biete ich einen neuen, nicht gerade klärenden Beitrag.

Nichts berechtigt, ein cognates Verhältniss zwischen Bakaïrí und Kiriri anzunehmen, aber man vergleiche: I. Bakaïrí: iñuañaʌ, weibliche Brust; iñuamuto, Säugling; II. Kiriri: nhu, Säugling; nhuanha, Sohn (Pimenteira: muniung; Masacara: igniuh; Sabuja: giniuleh — Tochter iniutkütsi); III. Kechua: niuniu, oder niuno, weibliche Brust. (Vielleicht auch: I. Bakaïrí: iruto, seine Grossmutter; II. Kiriri: rute, alte Frau; III. Kechua: ruko, alt.) I. Bakaïrí: Kχugu; II. Kiriri: (Sabuja, Pimenteira) cuccuh; III. Kechua: cacca, Mutterbruder.

Die Aehnlichkeit ist erstaunlich, wenn man bedenkt, dass II. und III. vor zwei Jahrhunderten, II. im fernsten Osten, III. im fernsten Westen, I. 1884 im Centrum Südamerikas notirt worden sind, dass es sich um nicht blutsverwandte Völker handelt, und dass bei den Blutsverwandten der Bakaïrí nirgendwo den Wörtern für Säugling und Alte Aehnliches — nur bei den Macusi das Wort für Oheim sich verzeichnet findet.

Ferner Mutter im Kiriri: ide, Bakaïrí: ise, Galibi: isano (Sabuja: hikgaeh, Tupi: sy).

Schwester im Kiriri: buccah; Sabuja: puccoeh; Paravilhana: paika; Galibi: uaka. Aponegicran: bucjä, Weib; Bakaïrí: pekoto, Weib. — Mann im Kiriri: klöh; Sabuja: glöh; Galibi: ukeli. — Kiriri-Sabuja: tzoho, Leute; Bakaïrí: tsogo, Vater.

Dann wieder mit dem Tupi: Kiriri: Bruder byrae; Tupi: tybyr. Kiriri: jüngere Schwester bykê, Schwesternichte yaeke; Tupi: yké. Kiriri: Tante anhà; Tupi: Verwandte aña — unwichtigere Verwandtschaftsgrade.

An diesen Beispielen wird die Fehlerhaftigkeit des Princips der Guck-Eintheilung recht ersichtlich. Sie zu überschätzen und sie zu ignoriren, wäre gleich verkehrt; sie müssen einzeln auf ihren Werth geprüft werden. Vorderhand genüge es hervorzuheben, dass sie auf eine Berührung von Kiriri und Verwandten der Bakaïrí, wenn nicht mit diesen selbst, im Westen, fern von den heutigen Wohnsitzen, hindeuten können, im Einklang mit den ethnographischen Eigenthümlichkeiten, welche die Kiriri von den rohern Ureinwohnern des Ostens unterscheiden.

Dieser Ideengang gewinnt an Interesse, wenn man das Vocabular der Pimenteira untersucht. Die Sprache der letztern zeigt dieselbe Häufigkeit des tz, to, ng und ö, denselben Habitus wie das Kiriri, und doch enthält sie so wichtige karibische Elemente, dass wir nicht zweifeln dürfen, in ihr ein wunderlich verballhorntes Kariben-Idiom vor uns zu sehen. Die Pimenteira nehmen sich noch weit fremdartiger in ihrer Umgebung aus als die Kiriri.

In Summa, die Untersuchung des Kiriri und des Pimenteira ergibt keine überzeugenden Beweise über ihre Herkunft: allein sie liefert ein gegewisses Maass von Wahrscheinlichkeit, dass beide oder wenigstens einer der beiden Stämme aus fernen westlichen Gegenden südlich des Amazonas, durch vielerlei Schicksale verändert, zugewandert sei; sie fördert vor allem keinen Widerspruch mit dem zu Tage, was uns die Bakaïrí über die Frage der Kariben-Heimat lehren werden.

IV. Hiermit sind wir wieder bei dem merkwürdigsten der versprengten Kariben-Stämme, bei den Bakaïrí, angelangt.

Sind sie aus den Guyanas in das Quellgebiet des Tapajoz und des Schingú gezogen?

Zu Gunsten der Annahme, dass die Kariben in den Guyanas heimisch sind, spricht ein sehr gewichtiger Umstand: sie sind dort concentrirt und doch in viele Stämme zersplittert. Daraus folgt ohne weiteres, dass sie mindestens lange, lange Zeiten in den Guyanas ansässig gewesen sein müssen, weil jene Zersplitterung nur dort selbst in grössern Maassstabe vor sich gegangen sein kann. Dies aber zugegeben, muss man fragen, können wir die Geschichte des Volkes einen Schritt weiter zurückverfolgen? Dürfen wir annehmen, dass sie schon vorher in einer andern Gegend als ein einheitlicher Typus existirt haben?

Zweierlei deutet darauf hin, dass diese Frage zu bejahen ist. Zunächst ist von allen Reisenden auf den ausgesprochenen Hass aufmerksam gemacht worden, der zwischen den Kariben einerseits und den Aruak, sowie den übrigen kleinern nichtkaribischen Stämmen der Guyanas andererseits vorhanden ist. Dann aber hebt im Thurn mit Recht hervor, dass die besondere Behandlung der Baumwolle, durch welche sich die Kariben von

jenen andern Stämmen unterscheiden, darzuthun scheine, dass sie Eindringlinge seien im Lande. Sie spinnen den Faden anders und nur sie allein flechten ihre Hängematten aus Baumwolle, während die supponirten Ureinwohner dieselben aus den Fasern der Mauritia flexuosa herstellen.

Woher aber kommen die Kariben, wenn sie auch nicht von den Inseln hergeleitet werden sollen?

Nur die Bakaïrí können uns aus der Noth helfen.

Es ist sehr überraschend, dass die sämmtlichen Kariben-Stämme, einschliesslich der Palmellas — leider ist bei den Pimenteira nichts verzeichnet — für Wasser das Wort „tune" haben, welches mit dem „une" der Nu und dem „wuni" der Aruak übereinstimmt, die Bakaïrí dagegen allein das Wort „papú" besitzen.

Zunächst möchte ich von der Hand weisen, dass man dies „papú" mit dem „paraná", Fluss, der Tupi und dem identischen „balana", Meer, der Inselkariben in directen — wohlverstanden directen — Zusammenhang bringe. Das „paraná" ist wieder ein Wort wie „Karibe", das wegen seiner enormen Verbreitung Verwirrung stiftet. Selbstverständlich ist es mit dem „papú" in letzter Linie verwandt und wahrscheinlich hat es dieselbe Geschichte, allein da es nirgendwo Wasser bedeutet, kann es uns vorläufig nicht fördern.

Das Interessante ist bezüglich des „papú" eben, dass es im Bakaïrí oder sagen wir frischweg im Alt-Karibischen den allgemeinen Sinn Wasser hat. „Parú", nicht etwa „paraná", ist aber eine im Innern der Guyanas ungemein häufige Bezeichnung für Fluss. Im Quellgebiet des Orinoco, des Rio Branco, des Essequibo, im Bereich der Stämme folglich, welche Wasser „tune" nennen, begegnen wir ihm allerorts. Der Rio Branco selbst heisst Parima — Sierra de Parime ein Gebirge. Parima hiess der in alter Zeit dort angenommene grosse See; ein Barime mündet östlich von dem Orinoco-Delta; ein Parú ergiesst sich gerade gegenüber dem Schingú in den Amazonas; Crevaux hat ihn befahren und berichtet, dass den Rucuyenne, welche den Bakaïrí nahe verwandt sind, die Bedeutung des Wortes unverständlich war.

Parima ist einfach gleich dem Bakaïrí „papú ima": grosses Wasser.

Das alte „papú", Wasser, der Kariben ist also — vielleicht weil sie rings von Völkern mit dem Worte une umgeben waren — zu Gunsten des „tune" verloren gegangen und hat sich nur noch eine Zeit lang in seiner engern Anwendung als Fluss behauptet, bis es nur noch in nicht mehr verstandenen Eigennamen sich überhaupt erhielt. Nicht allzulange datiren diese Vorgänge: denn die von den Europäern, wie ich später erörtern werde, eingeführte Banane wurde noch nach dem Worte parú: „paruru" (Fluss- oder Wasserpflanze) benannt. Ich verweile, um nicht auf Abwege

zu gerathen, auch nicht bei dem merkwürdigen Umstande, dass sich sogar bei einigen Mayavölkern in Guatemala die unverfälschte Form „palu“ und „palo“ für Meer und für See findet.

Wesentlich ist, dass „paϱú“ bei den Kariben im allgemeinen Gebrauch war, und dass es bei einem Stamme noch heute Wasser schlechthin bedeutet, dass es folglich karibischen Ursprungs sein muss; denn man mag einen Fluss schlechthin „Wasser“ nennen, niemals aber wird ein Volk das Wort „Fluss“ zur Bezeichnung des Wassers überhaupt übernehmen! Man fängt die Fische vielleicht im Wasser, aber man kocht sie nicht im Flusse.

Keiner der Nu-Stämme besitzt das Wort „paϱú“.[1]

Wo jedoch begegnet uns das „paϱú“ zu unserer Ueberraschung wieder? Die Panos nennen den Ucayale nach Castelnau: „paro“, die Mayoruna den Marañon: „paróu“.

Da nun im Kechua „para“ Regen, das dem allgemeinen Sinn Wasser sehr nahe steht, bedeutet, ist es wohl angezeigt, sich nach dem Vorhandensein weiterer Beziehungen zwischen den Kariben-Sprachen und dem Kechua umzuschauen.

Kechua: para, Regen — Bakaïrí: paϱú, Wasser.
„ illa, leuchten — „ iyello, Blitz.
„ illapa, Blitz, figürl. Flinte — Inselkar.: ílleme, Flinte, Brennspiegel, Feuer.
„ situi, Sonnenglanz } — Bak. etc. šiši Sonne.
Antis etc.: chichi Feuer
Panos: chi „
Mayoruna: cii „
Kechua: nina, Feuer (nunu, Geist, Gespenst) — Bak. etc.: nunu, Mond.
„ {amauta, Astronom, Hofgelehrter — {Bak.: omeoto, Zauberer.
„ {umu, Zauberer {Inselkarib.: amáoti, Einsiedler.
„ cari, Mann — Galibi: Calina, Stammesname.
Inselkar.: Callinago „
Bak.: Kχaraiγua, fremder Eroberer.
„ niuniu (niuno), mamma — Bak.: iñuañaʌ, mamma; iñuamuto Säugling.
„ cacca, Mutterbruder — Bak.: Kχugu.
„ iskai, zwei — Bak.: asaga.

Es gibt solcher Wörter noch einige mehr — ich bringe diejenigen, die mir am auffallendsten und zumeist einer Prüfung werth erscheinen. Was

[1] Eine Form parráua freilich finden wir vereinzelt bei den Maipure für Orinoco; sie waren jedoch in nächster Berührung mit den Tamanaco, die das Meer „paráná“ nennen — das „bálaoua“ der Inselkariben, das Breton, wie übrigens auch mehrfach „balanna“, der Frauensprache zurechnet. In der Nähe des Meeres geht alles durcheinander.

mich am meisten von irgendwelchem durch sie kundgegebenen Zusammenhang überzeugt, ist ihre besondere Natur als echte Cultur- — oder auch, da es sich um den Einfluss des Sonnenreiches handelt als — Cultuswörter.

Da ist keine Rede von Verwandtschaft, dass hier aber eine, wenn auch nur mittelbare Berührung vorliegt, ist schwerlich zu bezweifeln. Soll dieselbe in den Guyanas stattgefunden haben?

Es ist möglich, aber dann ist Eins unbedingt zu verlangen, dann ist nothwendig, dass die so massenhaft zwischen den Kariben und den Peruanern eingeschalteten Nu-Stämme, welche die obern Zuflüsse des Amazonas besetzt halten, die Mittelglieder sind — dass sich dieselben charakteristischen Spuren auch bei den Nu-Völkern finden. Darauf kommt es an.

Sonne, Mond, Feuer

sind die entscheidenden Wörter, über welche wir bei den Nu und den Kariben Musterung halten müssen. Die zumeist verbreiteten Formen habe ich auf der Karte eingetragen.

Es ist bei dieser Prüfung wieder nöthig, von den einfachen Gedankenwegen des Indianers auszugehen. Dasselbe Wort vielfach für Baum und Holz — das Brennholz wird zum Feuer, letzteres irgendwie differenzirt zur Sonne oder zum Monde.

Das „haddali", Sonne, der Aruak ist offenbar eine Ableitung von ihrem „adda", Holz, Baum; ihr „katti", Mond, finden wir bei den Maipure als „Feuer".

Die Karte zeigt sofort, dass Martius, wenn er ein Wort zum Eintheilungsprincip machen wollte, hier über weit geeignetere verfügen konnte, als das unbeständige „guck". Zwei Wörterpaare sind im grossen und ganzen ein charakterisches Eigenthum, „hueyu" und „nuna" der Kariben, „kamu" und „keri" der Nu für Sonne und Mond; „šiši", Sonne, z. B. der Bakaïrí scheint weniger klar und zuverlässig. Beschäftigen wir uns mit jedem einzelnen.

1) „hueyu", Sonne — „oejú, vèju, wiyeyou, vedou, oeho, weh" etc. hängt ohne Zweifel zusammen mit „huéhué, ouéoué, vévé, jéjé, yeh" etc., Holz. Letzteres haben sämmtliche Kariben. Die Ableitung für Sonne fehlt bei den Bakaïrí, Pimenteira, Rucuyenne, Apalai, Maiongkong, Cumanaghoto, die „šiši" oder „ši" haben.

Dem Aehnliches könnte bei den Nu nur etwa in dem „oeju", Feuer, der Jumana vermuthet werden.

2) „nuna", Mond — bei allen Kariben, ausgenommen den Macusi und Arekuna, die das alleinstehende „kapoi" haben. Pimenteira: „nullu". Die Bonari, die Nachbarn des Manaos-Bundes: keri. Nichts Aehnliches in der Nu-Tabelle. Kechua: „nina", Feuer.

3) „kamu“, Sonne — bei zahlreichen Nu, auch bei den von Kariben umgebenen Wapisiana und Atorai. Moxos: „nu-camicou“, leuchten, „nucamezu“, kochen; Maypure: „camoti“, Jahr; Goajiro: „kamai“, Zeit, während bei den ihnen nächststehenden Aruak keine Andeutung vorhanden ist. — Unter den Kariben nur bei den Woyawai, den Nachbarn des Nu-Stamms der Atorai — bei den Bakaïrí in der Mythologie, und zwar neben „keri“ in der Verwechselung „kamu“, Mondgott, „keri“, Sonnengott. Kechua: „cama“, schaffen, beleben, erhalten — „camak“, der Schöpfer — wie man sieht, eine spätere Stufe. Als solche kann man auch das „tamu“ und „tamöi“, alt, in Wörtern der Kariben und der Tupi auffassen — Grossvater, der Alte des Himmels — eins der Wörter, die d'Orbigny veranlassten, die Verwandtschaft der Kariben und der Tupi aufzustellen.

Dass „Grossvater“ auf dem Umwege: „Gegenstand der Ehrfurcht“ zu „Sonne“ wird, ist bei unsern Naturmenschen nicht anzunehmen, sondern, vorausgesetzt dass wir mit demselben Worte operiren, wie auch mir wahrscheinlich ist, war der Gang: kochen oder leuchten — Sonne (Jahr, Zeit) — Gegenstand der Ehrfurcht — Gott (vgl. Nu-Tabelle: Canamirim ghamatschy, Gott) oder Alter.

Kein Beispiel ist geeigneter, die Irrungen zu illustriren, welche durch unkritische Gegenüberstellung ähnlicher Wörter bei verschiedenen Stämmen entstehen. Solch ein Wort hat seine Geschichte, die es an verschiedenen Stämmen erlebt — wol sind die Wortformen verwandt, um ihretwillen aber noch nicht die Stämme.

4) „keri“, Mond — er ist der getreue Trabant des Kamu. Durch diese Geleitschaft werden wir berechtigt, auch in Formen wie „kethi (engl. th), ghaizy, ghischy“ der Nu-Tabelle dasselbe Wort zu erkennen. Das „kohe, koje“ der Moxos wird uns durch das „kehere, kejeres“ der Baures vermittelt. Nur ein Vocabular der Aruak überliefert uns „karaia“ (vgl. Anmerkung und 7 der Nu-Tabelle).

5) „šiši“, Sonne — „ši“, Feuer, bei den Panos und Mayoruna; „šiši“, Feuer, bei Antis und Uirina; „chie“, Licht, Glanz — Chibcha; „chi“, Sonne — Cumanagoto; „chiè“, Sonne — Maipure; „sese, sch-ça“ — Baures, „saache“ — Moxos. Wiederum ist der Uebergang von den Maipure zu den Moxos durch die Baures zu vermitteln.

Von den Kariben haben die Cumanaghoto allein die nichtreduplicirte Form, welche sie wol aus dem am Orinoco so verbreiteten Maipure entlehnt haben. Im ganzen Kern der Kariben-Gruppe kommt das Wort nicht vor: wer es besitzt, und zwar in der reduplicirten Form, sind die Bakaïrí, die Rucuyenne, die Apalai, die Pimenteira — das sind 1) südlich vom Amazonas oder ihm am Parú zunächstwohnende Kariben.

Von den Nu-Stämmen aber haben das Wort in der Bedeutung Sonne 2) nur die Nu der Hochebene, die Moxos und Baures, in der reduplicirten Form — in der einfachen nur die denselben nächststehenden Maipure. Als Feuer oder Licht finden wir das Wort bei ungleichartigen Stämmen zerstreut, die aber 3) sämmtlich westlich des 70. Breitengrades wohnen.

Aus diesen drei Sätzen ergibt sich in der ungezwungensten Weise die Rückleitung des Wortes zur centralen Hochebene, zum Quellgebiet des Amazonas und seiner südlichen Nebenflüsse.

— —

So wäre dieses Zwischenspiel erledigt; die vorher abgeleitete Vermuthung, dass zwischen Kariben und Peruanern eine Berührung stattgefunden haben müsse, wird durch die in der Abschweifung gewonnenen Fingerzeige sichtlich bekräftigt, und die Möglichkeit, dass den Nu-Stämmen eine Vermittlerrolle für diesen Zusammenhang zugeschrieben werde, dahin präcisirt, dass nur die Nu der Hochebene für eine solche Rolle eingetreten sein können.

Südlich vom Amazonas also — wage ich dem freundlichen Begleiter auf dem labyrinthischen Gange als unser Schlussergebniss vorzuschlagen — ist die Urheimat der Kariben zu suchen. Des Genauern wo? Ich weiss es nicht; ich denke mir im Quellgebiet des Madeira und des Tapajoz. Ein Theil zog nach Norden, setzte sich in den Guyanas fest und breitete sich, in viele kleine Stämme zerfallend, aus. Andere blieben zurück; ihr bedeutsamster Repräsentant sind die Bakaïrí. Sie hätten damit ein gewisses Recht, sich als die alten Bewohner des Landes zu betrachten. Ueber die Palmellas, die nachgewiesenermassen in den letzten Generationen ein Wanderleben geführt haben, lässt sich nichts Gewisses sagen; vielleicht kommen sie in der That ursprünglich aus den Guyanas, oder haben sich wenigstens weit später von ihren Stammesgenossen getrennt als die Bakaïri.

Wie man aber auch über die Hypothese einer südlich der Guyanas zu suchenden Heimat der Kariben denken möge — ich werde mich freuen wenn andere glücklicher sind — so hoffe ich doch, dass man das beigebrachte Material für genügend erachte, um drei geschichtliche Epochen mit mir zu unterscheiden:

I. Die Ausbreitung der Nu-Stämme; die Herrschaft der Aruak auf den Kleinen Antillen.

II. Die Machtentwickelung der Kariben und ihre Eroberung der Inseln.

III. Zum Theil gleichzeitig mit der zweiten Periode das Vorrücken der Tupi nach Norden.

Dann kommen die Europäer.

Dass das ethnologische Bild, welches wir am Schingú antrafen, im vollsten Sinne ein voreuropäisches gewesen ist, geht, wie ich glaube, aus der folgenden Studie über die Banane hervor; das Nichtvorhandensein dieser edlen Pflanze am Schingú gewährt uns neben der Sprache bisher die einzige Möglichkeit, bei diesen Menschen der Steinzeit einige historische Anhaltspunkte zu sichern.

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

DIE EINFÜHRUNG DER BANANE.

Man unterscheidet zwei Arten von Pisang in Südamerika, die Musa paradisiaca und die Musa sapientium. Die letztere, durch ihren Wohlgeschmack ausgezeichnet, ist 1516 von den Canarischen Inseln nach S.-Domingo, und in der Mitte des 16. Jahrhunderts von der Insel S.-Thomé, im Meerbusen von Guinea, nach Bahia gebracht; man nennt sie heute noch in Brasilien vielfach die S.-Thomé-Banane.

Die Banane, welche durch die Cultur ihren Samen verloren hat, wird nur durch Wurzeltriebe oder Abreisser fortgepflanzt; im wilden Zustande ist sie niemals in Südamerika angetroffen. Es entsteht die Frage: ist die Musa paradisiaca ebenfalls eingeführt oder darf dieselbe als einheimisch gelten und ihren Namen „Banana da terra“ mit Recht beanspruchen?

Dass sie in Asien einheimisch sei, steht fest; man hat die Musa sapientium in den Wäldern von Chittagong und eine Varietät mit kleinen Früchten auf den Philippinen gefunden; auf der Insel Pulo-Ubi im Meerbusen von Siam hat man sie zahlreich in wildem Zustande beobachtet, und endlich sieht man das Vorkommen wilder Varietäten auf Ceylon als erwiesen an.

Humboldt hat zuerst die Ansicht vertheidigt, dass die Banane vor der Entdeckung Amerikas dort bereits bekannt und verbreitet gewesen sei. An den Ufern des Orinoco, des Cassiquiare oder des Beni, in den Bergen von Esmeralda und am Caroni-Flusse inmitten der dichtesten Wälder, überall fast wo man eine ausser allem Zusammenhang mit europäischen Niederlassungen stehende indianische Bevölkerung antreffe, finde man Mandioca- und Bananenpflanzungen. Er gibt zu, dass in den Berichten des Columbus,

Alonzo Negro, Pinzon, Vespucci und Cortez die Banane niemals erwähnt werde, stellt dem aber eine Bemerkung des Garcilasso de la Vega (1530—68) gegenüber, in welcher unter den Nahrungsmitteln der Indianer des Inkareichs auch die Banane namhaft gemacht wird. — Martius hebt hervor, dass keine Beobachtung der Pflanze im wilden Zustande für Südamerika existire, dass sie ihm selbst überall nur unter dem Anschein des Anbaus entgegengetreten sei, vermag sich aber dem Eindruck der Beobachtung, dass sie so allgemein und unter so verschiedenem Namen verbreitet sei, nicht zu entziehen und betont, dass sie in Brasilien selbst allgemein als einheimisch betrachtet werde.

Der französische Botaniker Alphonse de Candolle erklärt sich mit Entschiedenheit für die Einführung der Banane in Amerika durch die Europäer, glaubt, dass Garcilasso sich bezüglich der Tradition der Peruaner geirrt habe und citirt zu seinen Gunsten den Joseph Acosta. Letzterer gibt die für uns wichtige Notiz, dass die Spanier die Banane wegen der Aehnlichkeit „plane“ (Platanus) nannten, eine Bezeichnung, die keinem indianischen Idiom entlehnt sei.

Am ganzen obern Schingú ist die Banane unbekannt. Die zahmen Bakaïrí, welche seit Anfang des Jahrhunderts von ihren wilden Stammesgenossen getrennt sind, nennen sie „Banana“, haben sie also von den Brasilianern kennen gelernt. Ich wurde durch den Umstand, dass die Bakaïrí des Schingú und die übrigen Schingú-Stämme nichts von der Banane wissen, um so mehr betroffen, als die Anwohner des Flusses, mit welchen wir in Berührung gekommen sind, den verschiedensten Völkerfamilien angehören; die Bakaïrí sind Kariben, die Kustenaú Nu, die Manitsauá Tupi, die Suyá Gês — und doch hat thatsächlich keiner dieser Stämme die Banane mitgebracht. Damit fällt die erste Stütze Humboldt's; seine Regel, dass die Frucht allenthalben gefunden werde, erfährt eine unerklärliche Ausnahme.

Der nächste Schritt ist selbstverständlich. Man muss die indianischen Namen prüfen und untersuchen, ob sich an der Hand der linguistischen Geographie der Banane ein Aufschluss über die Art ihrer Verbreitung gewinnen lässt. Wenn wir von vereinzelten Namen bei diesem oder jenem beliebigen Stamm absehen, begegnen wir vier Wortformen, welche sich einer allgemeinern Verbreitung erfreuen: I. palatanna, II. paruru, III. panale, IV. pakobá.

Ich habe diese 4 Formen mit besondern Zeichen auf der Kartenskizze eingetragen; man führe sich das Ergebniss vor Augen und man wird bei einiger Aufmerksamkeit sofort an der Humboldt'schen Hypothese zu zweifeln beginnen. Die Inselkariben, die Aruak und die Goajiro haben das-

selbe (!) Wort; der den Kariben angehörige Name findet sich auch bei den angrenzenden Nu-Stämmen; das Wort der Tupi, welches eine Verbreitung bis zu den Chiquitos und den Chavantes erfahren hat, ist nicht (!) vorhanden bei den Omaguas und Cocamas, zweifellosen Tupi-Dialekten des freilich entlegenen obern Amazonas. Hier hat die Form III sich bei Völkern verschiedenartigster Abstammung, die aber denselben District bewohnen, eingebürgert. Kurz, man wird sich nicht des Gedankens erwehren können, dass die Verbreitung der Banane in einen Zeitpunkt fällt, als die Stämme bereits eine ungefähr dem Kartenbild entsprechende Vertheilung innehatten. — Und wie ist das Verhältniss im centralen Hochlande, welches den Ausschlag geben sollte? Die Palmellas, Kariben, haben ein Wort gemeinsam (!) mit dem Nu-Stamm der Baures; dasjenige der Garayos, eines Tupistamms im Quellgebiet des Madeira, klingt ihm sehr ähnlich und hat in jedem Fall nichts mit dem „pakóba“ der Küsten-Tupi zu thun; die Bakaïrí endlich nennen die Pflanze schlechthin portugiesisch.

Wird es möglich sein, die ursprüngliche Bedeutung der Wörter mit einiger Wahrscheinlichkeit zu enträthseln? 1) „Paruru“ scheint am leichtesten zugänglich, von „paɒú“ das Wasser. Die Beziehung wäre leicht zu vermitteln. Hören wir den alten Gilij: „Ein mit Bananen besetztes Feld, das von einem Bache durchströmt wird, der die Pflanzen immer frisch erhält, ist ein gar herrlicher Anblick.“ Der Terminus „Bananal“ spielt eine Rolle in der Geographie; am Cuyabá, am Araguay und vielfach sonst kommt er vor als die typische Bezeichnung von Inseln, welche, für den Anbau der Banane besonders geeignet, von dieser Cultur den Namen empfangen haben. Man wird kaum etwas gegen diese Ableitung einzuwenden im Stande sein, wenn man berücksichtigt, dass das „güineo“ der Goajiro, genau denselben Vorgang wiederholt: „güin“ ist Wasser, das „wune“ der Aruak. Auch da ist die Banane die „Wasserfrucht“ — es sei zugegeben, ein blasses, farbloses Wort, das jedoch eben durch seine wenig charakteristische Beschaffenheit, durch seine leichte Auflösbarkeit die späte Entstehung verräth.

Wenn die Banane auf die Antillen von Europäern eingeführt ist, sind höchst wahrscheinlich die Spanier die Vermittler gewesen. Dass die sämmtlichen ersten Besucher die Banane nicht erwähnen, sollte, obwol es ein negativer Beweis ist, der Bemerkung des Garcilasso, welche dann freilich als ein Irrthum hingestellt werden müsste, die Wagschale halten: jedenfalls ist heute ein Reisender, undankbar genug, der köstlichen und nahrhaften Frucht keine Erwähnung zu thun, kaum denkbar.

2) Plátano nannten die Spanier die Banane, und die Kariben? — Palatanna, balatanna — was will man mehr? Hat man den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen? Práttane nannten sie gar die Aruak!

So sind die Wörter der wichtigsten Völkerfamilie, der seefahrenden, wie der sesshaften Kariben und der Aruak erklärt.

Was machen wir 3) mit dem panale, panála, banala des obern Amazonas? Wäre es eine Umgestaltung des „plane“ des Acosta, müsste man die Form „palane“ erwarten; hängt es mit dem Nu-Aruakwort „banna“, Blatt, ebenso wie vielleicht „banana“ selbst zusammen, ich weiss es nicht. Ich glaube nicht, dass man sich in Speculation zu verlieren braucht, nachdem man an dem Gesammtbild der nur aus der neuern Völkervertheilung verständlichen Anordnung unserer vier Wortformen und an den beiden Karibenwörtern selbst einen hinlänglich überzeugenden Beweis besitzt, dass die von der Botanik geforderte Ansicht auch durch die Linguistik wohl unterstützt wird.

Sollte sich aber endlich 4) das „pakóba“ der Tupi, welches ohne Zweifel von der Küste aus seinen Weg genommen hat, nicht deuten lassen? Das „oba“ zeigt, dass der Name sich auf die Frucht, nicht wie „plátano“ auf das Aeussere der Pflanze bezieht. Es ist das Wort der Brasilianer — nun, speculiren wir doch ein wenig. „Die Pflanze bringt nur eine einzige Traube hervor“, sagt Gilij, „in fruchtbaren Ländern enthält jede Traube wenigstens 120 verschiedene Früchte.“ Der zu erklärende Bestandtheil ist „pako“, „báko“; gibt es ein ähnliches Wort im Portugiesischen? Gewiss. „Bago“, meldet das Lexikon: „masc. Beere (von Früchten), Traube!“ Auch steht „baga“, Beere, als spanisch „bacca“ und „baya“ zur Verfügung. Letzteres wurde nicht nur in Beziehung auf kleine Früchte gebraucht, sondern auch z. B. von „Aepfeln“, wie das Wörterbuch der Spanischen Akademie angibt. Man wird dieser einfachen Deutung um so weniger den Vorwurf machen dürfen, dass sie gesucht sei, als das Tupi selbst für die Entstehung des Wortes nicht die geringste Erklärung liefert.

Nach allem unterliegt es für mich keinem Zweifel, dass de Candolle Humboldt gegenüber im Recht ist; die Entdecker haben in früher Zeit die Banane eingeführt;[1] anscheinend ist sie von den Antillen aus in die Guyanas, von der Ostküste aus in das Innere Brasiliens vorgedrungen; mit der Schnelligkeit, welche dem Werth der Pflanze entspricht, hat sie ein Stamm dem andern übermittelt, und so ist es gekommen, dass von dem Nachbar auch gleichzeitig das fremde Wort eingetauscht wurde.

Wir erhalten auf diese Weise ein wichtiges chronologisches Merkmal. Der obere Schingú gehört „präbananalen“ Zeiten an; es wird damit

[1] Zu meiner Freude sehe ich, dass Stoll in seinem jüngst erschienenen Buche „Guatemala“ (Leipzig 1886) die Einführung der Banane auch für Centralamerika annimmt.

ein neues Zeugniss für die Unberührtheit der dortigen Zustände gegeben. Die Kariben des centralen Hochlandes, die Palmellas und gar die Bakaïrí sind von ihren Stammesgenossen seit, man darf jetzt sagen, mindestens um das Jahr 1600 getrennt; die Carijonas dagegen am obern Yapurá, die von „panale" sprechenden Stämmen umgeben, doch schon das karibische „paruru" besitzen und dort ganz allein zu besitzen scheinen, können erst nach dem genannten Datum in ihre heutigen Wohnsitze gelangt sein, wie auch durch den ihnen mit den Guyana-Kariben gemeinsamen Metallschmuck wahrscheinlich gemacht wird.

DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

DIE TAPUYA-STÄMME.

Bei der Untersuchung, welchem der aus der Literatur bekannten Stämme die Suyá am nächsten verwandt sein mögen, ergibt sich, dass sie sich unmittelbar den im Süden der Provinz Maranhão wohnhaften Aponegicrans und den über das nördliche Gebiet zwischen Tocantins und Araguay zerstreuten Apinagês nebenordnen lassen. Die letztern sind von Castelnau besucht worden; sie hatten um diese Zeit ungefähr in demselben Grade wie unsere Yuruna von der Civilisation gekostet: sie standen mit den Brasilianern im friedlichen Tauschverkehr, bewahrten jedoch ihre Selbständigkeit, ihre barbarischen Gebräuche. Eine Anzahl Apinagês war bereits in Pará gewesen; neben Bogen und Steinbeilen besassen sie Flinten und Eisenwerkzeuge; sie trugen Ohrrollen, durchbohrten die Unterlippe, hatten aber die Lippenpflöcke, wegen deren sie früher auch Botocuden genannt wurden, mittlerweile aufgegeben. Ausführlich beschreibt der französische Reisende ein von monotoner, melancholischer Musik begleitetes nächtliches Tanzfest, welches der Verehrung des Mondes galt.

Aus der linguistischen Vergleichung (s. das Vocabular der Suyá und die Tabelle der Tapuya-Stämme) erhellt ohne weiteres die nahe Verwandtschaft der Suyá, Apinagês und Aponegicrans; alles zudem, was wir von ethnologischen Merkmalen wissen, ist geeignet, die Zusammengehörigkeit zu bestätigen.

Somit haben wir in den Suyá ein Mitglied des Volkes der Gês, einer von Martius zuerst aufgestellten Gruppe.

Eine Tradition gemeinsamen Ursprungs hat sich bei den Gês nicht erhalten; zum Theil befehden sich die einzelnen Stämme heftig unterein-

ander; allein sie sind auf Grund der Dialektforschung zunächst als eine über das ganze Strombecken des Tocantins und die gegen N und NO angrenzenden Gebiete verbreitete Nationalität mit Sicherheit zu erkennen. Die centrale Provinz Goyaz ist fast ausschliesslich von den Gês besetzt.

Wenn man die Wörterverzeichnisse genauer prüft, kann man, absehend zunächst von den weit nach Osten versprengten Stammesgenossen, zwei deutlich verwandte, doch selbständig gekennzeichnete Gruppen formuliren: I. die Gês des Westens und Nordens, und II. die Gês des Centrums. Hierbei berücksichtige ich nur diejenigen Stämme, von denen ein Vocabular überliefert ist, da es keinen Nutzen gewährt, bei der ersten Anordnung viele, nur oberflächlich bekannte Namen zu häufen.

I. Ein Blick auf die Tabelle zeigt die Zusammengehörigkeit der Suyá, Apinagês, Aponegicrans, Carahôs, Cayapós — der Gês des Westens und Nordens — welche ich kurz als die Suyá-Reihe bezeichnen will. Ihnen rechne ich auch die Karajá zu, entgegen Martius. Wahrscheinlich sind die gefürchteten, einen weiten Flächenraum durchwandernden Karajá-Horden, welche mit den benachbarten Gês auf dem Kriegsfusse leben, vielfach zersplittert; das zu Grunde liegende Vocabular ist von Castelnau am Araguay aufgenommen. Martius findet, dass die Sprache von der des Gês-Volkes erheblich verschieden ist, und möchte sie der Guck-Gruppe anreihen. Allein die Aehnlichkeiten mit Guyana-Wörtern beruhen auf vagen Anklängen; einige wesentliche Wörter dahingegen (Zahn, Fuss, Unterschenkel, Hand in der Zahl 5) weisen ganz unzweifelhafte Gês-Charakteristica auf; das Possessivpräfix endlich stimmt mit dem der Suyá überein. So dürfen die Karajá, wenn auch in lockererm Zusammenhange, unbedenklich als die westlichsten, bis an den Schingú hinanreichenden Gês angesehen werden. Dass sie in keiner Beziehung zu den Nu-Stämmen stehen, welche die Guck ersetzen sollen, bedarf kaum der Erwähnung.

In dem Wunsche, nur auf festem Boden zu fussen, kann ich andererseits nicht umhin, den Stamm der Tecuna am obern Amazonas, die nach Martius vielleicht einen nach dem fernen Westen verschlagenen Bruchtheil der Gês-Familie darstellen dürften, hier ganz beiseite zu lassen. Mit den Wörtern, deren Vergleichung entscheiden soll, ist diese Hypothese, welche nur durch eine unbestimmte Tradition gestützt wird, in keiner Weise aufrecht zu erhalten.

II. Die Chavantes, Cherentes und Chicriabás, welche letztere heute untergegangen zu sein scheinen, zeigen die innigste Verwandtschaft untereinander; eine vermittelnde Stellung zwischen diesem volkreichsten Vertreter der grossen Familie und den nördlichen Gês lässt sich den Acroá-mirim zuweisen.

JYA-

Chiquiabá

FOLDOUT 1

omecané.

FOLDOUT 1

So erhalten wir in einer von vier Stämmen repräsentirten Gruppe die Gês des Centrums oder die Chavantes-Reihe.

Es ist nicht ohne Interesse, sich die übereinstimmenden Wörter, soweit sie überliefert sind, etwas näher anzuschauen. Wenn man die weiterab divergirenden Karajá ausser Betracht lässt, finden sich die folgenden für die Suyá- und die Chavantes-Reihe gemeinsamen Wörter: Zunge, Zahn, Kopf, Hals, Fuss, Hand, Finger, Arm, Unterschenkel, Auge, Brust — Wasser, Feuer, Stein, Regen, Sonne, Mond, Fisch, Hirsch. Dagegen ergibt sich Verwandtschaft nur innerhalb der beiden Reihen hauptsächlich von nachstehenden Wörtern: Ohr, Nase, Mund, Feder, Zehe, Nagel, Nabel, Knie, Haut (Kanu) — Holz, Bogen, Pfeil, Kanu, Cuye — Mann, Haus — Jaguar, Krokodil — trinken, essen — Mehl, Kartoffel, Mais, Taback, Mandioca, Baumwolle.

Diese Zusammenstellung ist ein klar lesbares Document für die Vorgeschichte der Gês. Die sämmtlichen durchgehenden Wörter gehören der Jägerzeit an, und alle Wörter, welche Geräthschaften und Erzeugnisse des Ackerbaus ausdrücken, sind nur den näher verwandten Stämmen gemeinsam, sodass die Trennung erfolgt sein muss, als sich die Gês noch auf der untersten Culturstufe befanden.

Verfolgen wir nun in solcher Weise die Spuren, welche in die Vergangenheit der Aboriginer des östlichen Brasiliens zurückleiten, so tritt uns vor allem auch die Frage entgegen: Sind die Gês mit den Crens von Martius, und zwar zunächst mit deren hervorragendstem Mitgliede, den Botocuden, verwandt?

„Da bei den nördlichen Clans vom Gês-Stamme", sagt Martius, „das Wort Cran zu deren Bezeichnung gebraucht wird, überdies auch einzelne Worte in Dialekten des Gês-Stammes mit denen der Crens zusammen stimmen, so liegt es nahe, an eine ehemalige Verbindung dieser Völkerschaften zu denken. Allerdings aber wäre sie in eine frühe Periode zurückzuversetzen, denn im allgemeinen zeigen die Gês in ihrer sittlichen und staatlichen Entwickelung einen Vorsprung vor den Crens."

Ich habe mich bemüht, diese Vermuthung von Martius genauer zu prüfen, und glaube nachweisen zu können, dass sie durch die linguistische Vergleichung volle Bestätigung erhält.

Indem ich auf das Wörterverzeichniss der Suyá, sowie die Vorbemerkungen zu letzterm verweise, stelle ich zur bessern Uebersicht hier die wichtigsten Aehnlichkeiten zusammen:

Botocuden: Kopf, courou — wa-kurá *Suyá*
kraîne — i-cran *Carahôs*
Haar, kä — i-kei *Carahôs*

Botocuden: Zunge, igioto-k — ioto *Carahôs*
Zahn, jounne — djoua *Apinagês*, itchoua *Carahôs*
Auge, ketom — datoi *Chavantes;* Radical „to“ der *Gês*
{Fuss, pó — i-paá *Cayapós*
{Hand, pó, ni po — i-pa, Arm *Cayapós;* Radical „pa“ der *Gês*
Hand, pó, ni-pó — i-pa, Arm *Cayapós;* Radical „pa“ der *Gês*
Kinn, djakié — wa-yakó *Suyá*
Knie, ni-koukü — woa-kóu *Suyá*
Haut, cat — iká *Aponegicrans*
Hals, kgi-puk } vgl. *Suyá-Vocabular.*
Unterschenkel, uäh }

Andere Beispiele:

Botocuden: klein, jung, coudji } aikuté, klein *Chicriabás*
Schwester kgi-kutä } acoutai, Sohn *Cherentes*, *Chavantes*
Hirsch, po-cling (mit Fuss zusammengesetzt) ... po der *Gês*
Crotalus, ouan-kouan — ouaniankou, Boa *Cherentes*
Papagai, kouakoua — kaka *Suyá* } dieselbe Onomatopoe.
Coitus, tchok-tchock — tok-tok, *Suyá* }
Pronominalpartikel ni — ni, dieser, ni-hai, ich *Suyá*.

Ferner aber geben gewisse Wechselbeziehungen zwischen *t* und *p* merkwürdige Aufschlüsse; ich führe sie möglichst vollständig auf, obwol ich durchaus nicht gewiss bin, dass sie sämmtlich stichhaltig sind:

I. Botocuden: Mond und, mit Zusatz, Sonne: *t*arú, *t*orú. Vgl. Martius, „Glossarium“, p. 180 und 181. 1) tempus matut. .... *p*arú-(tarú)-tening, 2) nubes .... *p*arú-niomm (Sonne weiss), 3) nebula .. *t*arú-niomm. Also *t*arú, *t*orú, resp. *p*arú, *p*oru, und nun vergleiche man hiermit: *Apinagês* — *b*uré, Sonne, burúa, Mond; *Suyá* — múpu̥, Sonne; Radical der *Gês* put. — Vgl. Suyá-Vocabular, Lautwandel III.

Die Sprache der Botocuden, äussert sich Martius, kann „wegen zahlreicher Hauch- und Nasenlaute, unreiner Vocale, gehäufter Consonanten, und kurzer und scharfer Accentuirung, wegen Unbrauchbarkeit der Unterlippe auf Lautbildung in der Nase und in der Tiefe des Rachens angewiesen, vom europäischen Ohr nur unvollkommen aufgenommen und schriftlich wiedergegeben werden“. Wol nur dem zufälligen Umstande, dass es dem Aufzeichner jener Uebersetzung von „Frühe“ und „Nebel“ nicht sofort zum Bewusstsein kam, wie die Botocuden sich diese Wörter mit Hülfe von „Sonne“ zusammensetzen, ist die Einführung des *p* an Stelle des sonst festgehaltenen *t* zu verdanken. So verwegen es auf den ersten Blick aussieht, das „tarú“ der Botocuden mit dem „put“ der Gês identificiren zu wollen, so darf doch diese zunächst sehr unwahrscheinliche

Uebereinstimmung, nachdem das Verhältniss von *p* und *t* erkannt ist, für bedeutend zuverlässiger gelten, als mancher auffallende, aber rein zufällige Gleichklang.

II. Andere Beispiele! Botocuden „ko*t*éu“, Mann, gleich „ku*p*é“, Mensch, der Gês. Wahrscheinlich ist das botocudische „cara*t*ú“, Stein, nichts anderes als das „cara*p*ó“, Beil. Botocuden „mignan-*pa*“ vergleiche man mit dem „*ta*“ der Gês. Das „mignan“, Wasser, scheint ein Coroado-Wort zu sein.

III. Holz, „*p*i“ der Gês ist bei den Botocuden „*t*i-on“, meist „tchonn“ geschrieben. „*t*ion-*cat*“, Kanu (Baumhaut) der Botocuden ist genau analog dem „*h*iká“ der *Suyá* (*φi-iká*), dem *pi-crai* der *Carahôs*. (Die Gês des Ostens haben „huy“.)

Dem botocudischen „tchon-peuk“, Feuer, scheint das „ku-vö, ku-jö, ku-sché“ der Gês analog gebildet zu sein, nur dass bei diesen ein zweites Radical für Holz „ku“ angewendet wäre, das sich wiederfindet z. B. in „ku-té“, Bogen — *Apinagês*, „ku-pera“, Keule, „kuba“, Baum, „kuba-rai“, grosses Kanu — *Chavantes*, das vor allem dem „ko, ke“ der *Goyatacá* entsprechen könnte.

IV. Botocudisch „*t*iako, cinis“ vgl. mit den Wörtern für Erde „*t*ika“ der Chavantes-Reihe, „*p*euka, *p*ié“ der Suyá-Reihe.

V. Recht auffällig ist der Wechsel zwischen *t* und *p*, den ich des Zusammenhangs wegen hier anführe, auch bei den Wörtern der Gês „*t*i“, Pfeil, und „*p*i“ Holz:

	Suyá-Reihe				*Chavantes-Reihe*				*Botocuden*
	Suyá	*Apon.*	*Apin.*	*Car.*	*Cher.*	*Chav.*	*Chicr.*	*Acroa.*	
Holz:	φi	*p*i	*p*i	*p*i	couba	wédé	odé	mi	*t*ion
Pfeil:	kroá	bacabro	croua	croua	*t*i	*t*i	e*t*ike	*t*ikkite	*d*jik

Bei dem Mangel aller grammatikalischen Kenntnisse sind wir auf solche lexikalische Vergleichung angewiesen. So bedauerlich dürftig nun auch das von ihr erbrachte Beweismaterial genannt werden muss, so kann doch immerhin die grundlegende Thatsache, dass die Gês und die Botocuden einer gemeinsamen Wurzel entsprungen sind, kaum einem Zweifel unterzogen werden. Der Werth der vorgelegten Uebereinstimmungen beruht vor allem in dem Umstande, dass sie sämmtlich methodisch wesentlichen Wörtern angehören. Man durchsuche die lange Reihe der übrigen, ihrem begrifflichen Inhalt nach belanglosen Wörter, Aehnlichkeiten wie die aufgezählten sind nicht zu entdecken, sodass keineswegs ein Trug des Zufalls im Spiele sein kann.

Gewiss ist die Zersplitterung, wie Martius aus der verschiedenen

socialen Stufe folgert, auch nach dem Ergebniss der sprachlichen Vergleichung in längst vergangenen Zeiten erfolgt. Wie es mit Jahrhunderten berechnet werden müsste, wann die beiden Reihen der Gês, die Gês des Nordens und Westens von denjenigen des Centrums, sich abgezweigt haben, so könnte für die Divergenz eines Urstammes in Gês und Botocuden wol nur ein noch früheres Datum angesetzt werden. Wenn sich nach dem Prinzen Wied die Botocuden selbst „Engeräcknung“ nennen: „Wir Alte, die weit aussehen“, so mögen sie hierzu ein volles Recht beanspruchen. Bei ihnen erscheint die Entwickelung selbst der Pronominalpartikeln noch in einer sehr rohen Form. „Po“ ist Hand und ist Fuss, nicht einmal die geringste Differenzirung hat sich vollzogen. Allerdings haben Arm und Bein besondere Wörter. Doch lässt sich das ursprüngliche Verhältniss, welchem sich ja auch noch bei uns hochentwickelten Nationen in der Verwandtschaft von „digitus“ und „Zehe“ nachspüren lässt, bei den Wörtern der Gês für Arm und Fuss in anziehender Weise noch jetzt constatiren. Ueberall finden wir dort statt des botocudischen „po“ für Arm oder Hand „pa, ha, wa“, mit dem Pronomen versehen; wir finden ebenso für Fuss ein differenzirtes „pari“ oder „φaii“ bei der Suyá-Reihe und ein „para, pra“ bei der Chavantes-Reihe.

Als unzweifelhafte Stammesgenossen der Crens betrachtet ferner Martius, während er die Verwandtschaft mit den Gês nur vermuthungsweise hinstellt, die Coroados und Puris, die sich von der Haupthorde der Botocuden vor längerer Zeit abgezweigt haben sollen. Dass die Coroados und Puris, wie auch die Tradition noch behauptet, ehemals zusammengehört haben, ist gewiss, dass sie jedoch als Verwandte der Gês-Botocuden erklärt werden sollen, erscheint mir sehr unsicher. Die Merkmale, welche Martius zur Beweisführung angibt, die Uebereinstimmung in den wesentlichen Zügen des Körperbaues und der Sitten, in der Art ihrer Wohnungen, ihrer Waffen, in dem rohen Nomadenthum, können zunächst nur darthun, dass beide Völkerschaften in einer gleichgeringen Culturentwickelung gestanden haben, als man sie kennen lernte. Die Vergleichung der Coroado- und der Botocudo-Sprache jedoch entscheidet nicht zu Gunsten der Blutsverwandtschaft. Dass affine Beziehungen gewaltet haben, dass hierbei auch eine Art culturhistorischen Ausgleichs zu Stande gekommen ist, möchte ich ebenfalls durchaus annehmen, weil einige nicht unwichtige Wörter auf eine solche Vermischung hinweisen; für die Aufstellung eines cognaten Verhältnisses aber reichen die in etlichen Aehnlichkeiten gebotenen Anhaltspunkte nicht aus.

Dagegen glaube ich eine andere Gruppe, die Goyatacá, jene ungemein tief rangirenden Horden in den Küstenprovinzen von Rio de Janeiro bis

Bahia nordwärts, die alten feindlichen Nachbarn der längs des Meeres vordringenden Tupi-Völker, den Gês-Botocuden beiordnen zu dürfen. Wohlverstanden, den Aeltesten der Alten, dem gemeinsamen Wurzelstamme nur möchte ich sie anfügen. Zahn, Fuss, Arm (patá, ni-poi), Mond, Wasser, Feuer oder Holz, liefern eine gewiss dürftige, aber charakteristische und zwanglos aneinandergereihte Kette von Uebereinstimmungen. Von den elf Stämmen, welche Martius aufzählt, sind dabei aber nur die Machaculí, Macuni und die Gruppe der Capoxo, Cumanachó, Panháme, in Betracht gezogen. Man kann auf Grund des Vocabulars vielleicht auch die Patachô hierher rechnen, die Coropô aber haben so viele Coroado-Wörter aufgenommen, dass ihre Stellung unklar wird: es mag sein, dass sie eine in den Coroados untergegangene Goyatacá-Horde sind.

Auch bei den Gês des Ostens, von welchen nach dem linguistischen Material die Cotoxó, Camacan und Masacará einigermassen bestimmbar sind, ist nicht genügender Stoff für ein längeres Verweilen geboten. Obgleich sich bei diesen vielzersplitterten, vielvermischten und vielverschobenen Stämmen das alte Gês-Gepräge unschwer erkennen lässt, so haben doch diese Idiome, wie im Westen das der Karajá, sich so fremdartig verändert, sich so verwischt und abgenutzt, dass dem Sammler, welcher gute Exemplare liebt, wenig Freude und Belehrung aus der Beschäftigung mit den traurigen Fragmenten erblüht. Es wäre freilich hochinteressant, wenn wir mehr besässen als Bruchstücke. Die Masacará bringen uns wieder in unmittelbare Berührung mit den Kiriri und Sabuja, deren verdunkelter Stammesursprung uns bei der Eintheilung der Martius'schen Guck als ein ungelöster Rest übrigblieb.

Um so betrübender ist unser unzulänglicher Vorrath an Kenntnissen über diese Stämme, als wir in den Goyatacá, Botocuden und Gês die Aboriginer des Ostens, die Urbewohner, soweit wir die Geschichte erhaltener Stämme in Betracht ziehen, des brasilianischen Küstengebirges vor uns haben.

Wie soll man sie nennen, wenn man sie zusammenfassen will? Martius hat uns die Gês, die Crens, die Goyatacá gegeben. Dadurch dass ich die Verwandtschaft der Haupt-Crens, der Botocuden, mit den Gês für erwiesen halte, die übrigen Crens aber, wenigstens die in zweiter Linie hervorzuhebenden Puri-Coroados von den Botocuden trennen muss, könnte ich mich für die Beibehaltung des Namens der Crens nur soweit verstehen, als damit die eine ethnologisch-sociale Mittelstufe zwischen den Goyatacá und Gês einnehmenden Stämme der Botocudo-Coroado-Region bezeichnet würden. Das würde mehr verwirren als fördern. Ich lasse deshalb die Coroados und Puris, die ich vorläufig nicht unterzubringen weiss, ebenso

wie die Classification „Crens“ bei seite und suche einen Gesammtnamen für die Goyatacá, Gês und Botocuden. Denn ohne einen Namen für das neue Kind wäre der Unbequemlichkeiten im Ausdruck kein Ende.

Da keinerlei grammatikalische Elemente vorhanden sind, die sich für die Taufe verwenden liessen, möchte ich einen alten historischen Begriff, der fast in Vergessenheit gerathen ist, und wegen der früher mit ihm verbundenen falschen Vorstellungen dieses Schicksal auch verdient hat, wieder zu neuem Leben verhelfen, indem ich ihm einen neuen und wohlbestimmten Inhalt gebe.

Die Entdecker und ersten Eroberer der Küstenprovinzen glaubten, ihrer Zeit, dass die Eingeborenen in zwei grosse Nationalitäten zerfielen; die Tupi am Meere und die Tapuyos landeinwärts. Allmählich stellte sich heraus, dass der zweite Name nur ein Collectivname für die Nicht-Tupi, für die Feinde der Tupi war. Tapuüia bedeutet Feind, Tapuüia-tinga, die weissen Feinde, waren sogar die Holländer und Franzosen selbst. Das Wort Tapuya, welches man auch später noch dem rohen Indianer überhaupt beilegte, hat also eine ähnliche Geschichte wie das Wort Karibe. In der That aber waren es doch gerade meist die tiefstehenden, wilden Autochthonen, die Goyatacá und Botocuden, für die der Name mit besonderer Häufigkeit angewandt wurde. Und lag doch nach unsern Darlegungen auch der Vorstellung von den beiden grossen Nationalitäten für die zuerst besiedelten Strecken eine gewisse Berechtigung zu Grunde. Da traf man wirklich zunächst zwei mächtige Völkermassen: die Aboriginer, welche freilich längst in zahllose und weitzerstreute Banden aufgelöst waren, und die bedeutend kräftiger und höher entwickelten Tupi, die, von Süden vordringend, sich auf Kosten jener Bahn gebrochen und längs der Küste bis an den Amazonas hinauf festgesetzt hatten.

In diesem Gedankengange also ist der Gesammtname Tapuya für die westlichen Hauptfeinde der Tupi ebenso wohl brauchbar, wie die stärkste nördliche Gegnerschaft, mit der die Tupi-Bewegung zusammenstiess, noch heute, vorausgesetzt dass man nur Verwandtes vereinigt, als die Stammesgemeinschaft der Kariben gelten darf.

Tapuya-Völker nenne ich darum die sämmtlichen, meines Dafürhaltens nach verwandten Aboriginer des centralen und östlichen Brasiliens, von denen sich erweisen lässt, dass sie zu den Gruppen der Goyatacá, Botocuden und Gês gehören. Wir finden diese Tapuya, oder können ihre Wege in frühern Zeiten verfolgen, von etwa dem 20. bis zum 5.° südl. Br., vom Atlantischen Ocean bis zum Schingú.

12

W v. d. St.

FOLDOUT

Ethnologische Tafel Nr. I.

1—10 von den **Bakaïrí**: 1, 2, 3, 4 Kopfaufsätze aus der Festhütte. 5 Strohkranz mit Federn. 6 Ohrfedern. 7 Kamm. 8—10 Halsketten, 8 aus Steinscheibchen, 9 aus Muschelstücken (auch bei den **Suyá** sehr beliebt); 10 aus Jaguarklauen. 11 Federhaube der **Trumaí**. 12 und 13 Federdiademe der **Suyá**. 14 Ohrfeder der **Yuruna**.

FOLDOUT

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

ETHNOLOGISCHE SCHLUSSBETRACHTUNG.

Für die Bakaïrí, die Kustenaú und die Suyá habe ich versucht, den Anschluss an verwandte Stammesgruppen zu vermitteln, es erübrigt noch die nähere Bestimmung der Manitsauá und der Yuruna.

Die Manitsauá, die nördlichst wohnende Horde des obern Schingú-Gebiets, deren Dorf wir, da sie an einem Nebenflusse angesiedelt waren, nicht kennen gelernt, von denen wir aber einige Individuen in Gefangenschaft bei den Suyá angetroffen haben, sind, wie die Vergleichung der beiden Vocabularien nachweist, mit den Yuruna verwandt. Man hat nach den Berichten der Missionare die Yuruna als ein Volk des Tupi-Stammes angesehen, und daran ist auch wol nicht zu zweifeln.

Ich habe die Yuruna und Manitsauá deshalb auf der ethnographischen Kartenskizze, ebenso wie die Apiacá am Tapajoz, die Hauptrepräsentanten der von Martius statuirten Central-Tupi, und ihre Nachbarn, das spartanisch kräftige Volk der Mundrucûs, deren Tupi-Zugehörigkeit zunächst nur eine wahrscheinliche Hypothese ist, mit der Tupi-Farbe gelb bezeichnet. Jedoch nicht ohne alle Gewissensscrupel. Es ist ungemein bedauerlich, dass das Tupi-Guaraní, die weitaus beststudirte Sprache im Osten des Continents, in der ausserordentlich reichhaltigen Literatur, welche diesem ja noch so viel gesprochenen Idiom gewidmet ist, bisher keinen Bearbeiter gefunden hat, der in systematischer Weise die zahlreichen, von der brasilianischen Küste bis zu den Anden, von dem Amazonas bis zum La Plata verbreiteten und versprengten Dialekte mit Bezug auf ihre engern verwandtschaftlichen Verhältnisse zu prüfen unternommen. Das wäre eine Aufgabe für einen mit der Lingoa geral aus eigener Uebung vertrauten Brasilianer; eine solche Monographie würde recht eigentlich die Grundlage für alle Theorien über die Wanderung der Stämme in Mittel-Südamerika werden können.

Dass die Yuruna mit den Manitsauá, von denen sie nichts wissen, verwandt sind, ist besonders bemerkenswerth, weil wir somit in den Manitsauá am Strome selbst ein vermittelndes Glied zwischen den vorhistorischen Stämmen des obern Schingú und den abwärts wohnenden Völkern erhalten, die schon seit nahezu zwei Jahrhunderten in oberflächlichen Verkehr mit den Europäern getreten sind. Dazu kommt, dass die Manitsauá, wie ihre Sprache darthut, Hunde haben. Es wird also für die Frage der Tupi-Wanderung von entscheidender Bedeutung sein, zu wissen, ob im Quellgebiete des Schingú, in der centralen Hochebene, wo sich ja auch ungefähr der geographische Mittelpunkt der Tupi-Vertheilung befindet, noch Tupi-Stämme sesshaft sind, und, deren Vorhandensein angenommen, zu erfahren, welchem der andern Tupi-Dialekte sich diese von jeder Cultur noch unberührten, diese noch heute auf der Stufe der einst von den Entdeckern vorgefundenen Tupinambá stehenden Stammesgenossen in ihrer Mundart zumeist annähern. Schon aus dem einen Grunde ist die Erforschung des Kuliseu und die baldige Aufnahme der nach der Karte des Suyá-Häuptlings dort ansässigen zwölf oder dreizehn Stämme von ganz fundamentaler Bedeutung.

Ich möchte die uns von dem Suyá mitgetheilten Stammesnamen, da sie aus dritter Hand kommen, nicht daraufhin untersuchen, wie weit sie etwa an das Tupi anklingen, allein die Trumaí habe ich im Verdacht, dass sie auf der Karte gelb eingetragen werden und das kaleidoskopische Bild vervollständigen müssten. Denn das eine der drei Wörter, welche unsere ganze Ausbeute bei den Ausreissern gebildet haben, war ein echtes Tupi-Wort „meijú = beijú“ oder auch „mbeijú“, das Mandiocabrot.

Ich verweise ferner auf die bei den Stämmen des obern Schingú als Fremdwörter circulirenden Tupiwörter: paraná, kuñá, und auf die „Katú“-Begrüssung der Kustenaú (vgl. S. 179).

Wären aber die Trumaí und etwa andere Stämme des Kuliseu wirklich Tupi, dann könnte man auch, es müssten denn in den bekannten Vocabularien noch ganz ungeahnte Schätze verborgen liegen, kühnlich behaupten, dass dort vielleicht heutzutage allein noch Auskunft zu holen sei über die Frage, woher sind die Tupi gekommen? An der Küste weisen alle alten Traditionen gen Süden. Haben sich nun die Tupi-Völker zwischen Schingú und Tapajoz oder Madeira von Norden her landeinwärts ergossen, nachdem sie der Küste entlang in das Amazonas-Becken eingedrungen sind, sind sie zum Theil von der Hochebene in umgekehrter Richtung nach Norden niedergestiegen, haben . . . ., doch des Fragens wäre da kein Ende, am Kuliseu liegt die Antwort.

Es könnte, und vielleicht nicht ganz unberechtigterweise, Verwunde-

rung erregen, dass ich in meinen Betrachtungen so einseitig auf linguistischer Basis operirt habe. Hiergegen dürfte ich mich damit vertheidigen, dass es mit unsern übrigen Kenntnissen, wenn es dort schon schlimm genug bestellt ist, noch ganz anders trüb und traurig aussieht.

Indessen liegt es nicht auch gerade in der unendlichen Vielheit der südamerikanischen Sprachen begründet, dass ihnen auch eine besondere Bedeutung zukommt? Der Natur der Sache nach gebührt der Linguistik in diesem Gebiete die Führerrolle. Hätten wir selbst ein reicheres Material von Körpermessungen zur Verfügung, so würde es uns doch sehr wahrscheinlich nur geringere Aufschlüsse geben, weil so viele Schädeltypen als Sprachtypen hier nicht zu erwarten sind. Kleine Familiengruppen, die vertheilt auf mächtige Landstrecken sich voneinander abgesondert haben, müssen eher an ihren ja nur noch recht unvollkommen ausgebildeten Formen des geistigen Ausdrucks, als an denen ihres physischen Habitus wahrnehmbare Veränderungen erleiden. Es sind jedoch in der That in diesem Punkte bisher viel zu wenige Thatsachen gesammelt, wie auch mein eigener Beitrag bei dem beschleunigten Gange unsers Vorrückens nur allzu dürftig ausgefallen ist, und eine oder andere Einzelnotiz, beispielsweise die ausserordentliche Aehnlichkeit der Bakaïrí-Hände mit den von Crevaux gezeichneten Händen der nahverwandten Rucuyenne im südlichen Guyana, sind vorläufig kaum der Erwähnung werth.

Für die ethnologische Vergleichung liegen die Verhältnisse um ein Geringes günstiger. Dass auch die aus ihr gewonnenen Merkmale der Unterscheidung nur in den Hauptzügen bedeutungsvoll sind, wird durch die von uns am obern Schingú beobachtete, in grösserm oder kleinerm Maasstabe schon vollzogene Ausgleichung zwischen Stämmen verschiedener Abstammung bewiesen. So war es interessant, dass die Suyá, ein sicherlich auch anthropologisch von den Bakaïrí klar abzugrenzender Typus, von letztern seit offenbar erst kurzer Zeit das Weben der Hängematten erlernt hatten. So bewahrten doch andererseits die Kustenaú ihre Sitte, die Hängematte aus Palmfaser herzustellen, gegenüber der Verwendung von Baumwolle seitens der Bakaïrí, und früher habe ich bereits darauf hingewiesen, wie ebenderselbe Unterschied zwischen den Aruak und den Kariben aus den Guyanas berichtet wird. Hier unterstützen sich ethnologische und linguistische Ergebnisse augenscheinlich, während wir bei den Suyá, wenn wir einige Jahre später gekommen wären, vielleicht statt der Mattengeflechte ihrer blutsverwandten Stammesgenossen, der Gês, nur die baumwollenen Hängematten der ihnen fremden Bakaïrí angetroffen hätten. Die merkwürdigen Kopfaufsätze hinwiederum waren nur bei den Bakaïrí, die grossen Keulen, die dreirohrigen Flöten nur bei den Suyá

vorhanden. Die friedlichen Bakaïrí hatten nicht die mit Bambusmessern versehenen Pfeile der Trumaí und Suyá. Nur bei den Suyá und hier nur in einem einzigen Exemplar, fanden wir die Pfeilschleuder oder das Wurfbret, welches jetzt nur noch von den Cocamas im fernen Westen zum Erlegen von Schildkröten gebraucht zu werden scheint, von dem aber auch die ersten Missionare noch bei andern Stämmen zu erzählen wissen. Die Hauptkünstler in Federschmuck, Korbflechterei und Töpferei waren die Suyá, und diese Suyá, den unentwickeltsten aller bekannten Kariben, den Bakaïrí, an mechanischer Fertigkeit überlegen, verunzieren sich mit Ohrrollen und Lippenpflöcken, erwerben den Gebrauch der Hängematten erst von diesen Bakaïrí und haben sich aus den auf der niedrigsten Stufe stehenden brasilianischen Aboriginern herausgebildet. Nur bei ihnen gehen die Frauen völlig nackt, während sie bei den Bakaïrí und Kustenaú wenigstens ein gefaltetes Palmblättchen tragen. Von den Männern unserer verschiedenen Stämme am obern Schingú sind in Betreff der Urbekleidung nur die Trumaí ausgezeichnet.

Man sieht, die zunächst verwerthbaren Ergebnisse sind entschieden diejenigen der Sprachvergleichung und wenn sie, wie das hier der Fall ist, von seiten der anthropologischen und ethnologischen Beobachtungen nicht nur keinerlei Widersprüche, sondern im Gegentheil mancherlei Bestätigung erfahren, so ist das nur um so erfreulicher. Die Linguistik liefert uns also die zuverlässigsten Anhaltspunkte für die Erkenntniss der Verwandtschaft oder der Nichtverwandtschaft unserer Indianer, sie nur setzt uns in den Stand, die zu den entlegenen Wohnsitzen anderer Stämme leitenden Fäden in etwas zu entwirren.

Es erstreckt sich diese Verknüpfung, falls meine Ansichten so glücklich sein werden, den Beifall der Sachverständigen zu erhalten, über mächtig ausgedehnte Territorien. Ein seltsam günstiger Stern hat uns einen Weg geführt, der uns mit je einem Vertreter aller wichtigsten Stammestypen in Berührung brachte. Darin hat der Schingú vor allen Nebenflüssen des Amazonas etwas Besonderes voraus. Und darum ist es auch dringend geboten, dass die nunmehr an dem kleinern Theil der Schingú-Indianer begonnene Untersuchung bald besser und vollständiger zunächst über den Kulisëu ausgedehnt und allmählich das noch an Geheimnissen reiche Bild in seiner ganzen Fläche bis an den Rahmen enthüllt werde. Wie interessant es wäre, dort etwa vorhandene Tupi zu untersuchen, habe ich hervorgehoben; wie werthvoll es aber erst sein dürfte, daselbst noch andere Kariben zu entdecken, ist ja gar nicht zu sagen. Die Cajibí im Quellgebiet des Tapajoz sind nach der Legende aus demselben Pfeilholz wie die Bakaïrí geschaffen.

Keine Metalle, keine Hunde, keine berauschenden Getränke, keine

12

3

10

4

W v. d. St.

Ethnologische Tafel Nr. II.

Bakaïrí: 1 Taubenmaske beim Tanz. 2 Flöte (Meni). 3 Steinbeil. 4 Ruder. **Trumaí:** 5 Keule.
Suyá: 6 Keule. 7 Pfeilschleuder (Wurfbret). 8 Steinbeil. 9 Knochenmesser. 10 Beijúwender. **Yuruna:** 11 Ruder. 12 Flöte. 13 Rasselcuye.
Karajá: 14 Keule.

S. 326.

Bananen! Wir haben somit die echte Steinzeit bei Stämmen, deren Verwandte über fast Zweidrittel des südamerikanischen Continents zerstreut leben, oder haben also im Urzustande vor uns die hauptsächlichsten, heute überall von der Culturbewegung mehr oder minder ergriffenen und darum dem Studium nur noch unter getrübten Verhältnissen zugänglichen Völkertypen, wir finden ein solches Forschungsfeld endlich auf dem beschränkten Raume zwischen Martius-Katarakt und der Wasserscheide im Süden — wahrlich, ist es nicht klar wie die Sonne, dass die Provinz Mato Grosso grössere Schätze birgt als Gold und Diamanten?

Wo auch, um einen höhern Gesichtspunkt in das rechte Licht zu rücken, wo könnte es lohnender sein, der Vorgeschichte der Menschen nachzugehen, als gerade in Südamerika?

Gleichgültig zunächst, ob die früheste Bevölkerung aus einem oder aus mehrern anthropologisch zu definirenden Urstämmen hervorgegangen ist, jedenfalls hat derselben bis in das 16. Jahrhundert der enorme Flächenraum angehört, welcher die von den Culturcentren der Alten Welt entfernteste, von ihren Einwirkungen schwerst erreichbare Ländermasse darstellt. Eine schmale Brücke ist die Landenge von Panamá, eine vielfältig unterbrochene Etappenstrasse der Weg über die Antillen; Südamerika sah sich mit Nordamerika kaum enger verbunden als Alaska mit Sibirien, als Grönland mit Island. Bestand doch nicht einmal ein Verkehr zwischen dem Inkareich und den Völkern von Anahuac und Yucatan.

Wohl, auf einem solchen für die Untersuchungen der Ethnologie geradezu wie für ein vorbedachtes reines Experiment günstigen Boden sind von dem Europäer reguläre Staatsbürger, welche die Knotenschrift besassen und Dramen verfassten, und gleichzeitig kannibalische Nomaden vorgefunden, die unter Palmenwedeln schliefen, nicht einmal Baumwolle, geschweige Metalle kannten, und deren sprachlicher Ausdruck, wenn man ihn wol auch nur mit grossem Unrecht als „dumpfes Gegurgel“ abgefertigt hat, unzweifelhaft ausserordentlich gering entwickelt war. Das Problem, auf welche Weise sich ein solcher Aufschwung von der niedern zur höhern Stufe vollziehen kann, hat nirgendwo Aussicht gelöst zu werden, wenn der Versuch in Südamerika mislingt.

Aber Gefahr ist im Verzuge! Eine allgemeine Flut könnte die alten Zustände nicht unaufhaltsamer dahinraffen, nicht erbarmungsloser zerstören, als das ungeheuere Fatum der Civilisation, welches die überlebenden Reste vorgeschichtlicher Vergangenheit, wie Herakles den nemäischen Löwen, in brutaler Umarmung erwürgt; die Ueberschwemmung tödtet und verschüttet, die Civilisation tödtet und vernichtet.

Kein denkender Mensch wird die Kraftentfaltung der höhern Rassen

gehemmt wissen wollen, weil sie Tausende von Opfern kostet, jedoch ein fühlender Mensch wird sich auch nicht einer wehmüthigen Regung zu erwehren vermögen, wenn er so viele keimende und sprossende Triebe einer wildwachsenden, aber an und für sich der Veredlung durchaus nicht unfähigen Saat nur aus dem Grunde untergehen sieht, dass die gepriesenen Segnungen der Cultur mit jäher Gewalt wie Gewitter und Hagelschlag über diese Gegenden hereinbrechen. Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit! Wie trefflich klingt das und selbstlos, und wie eigennützig hat der Lehrmeister fast allerwärts in praxi seines Amtes gewaltet; man könnte ungefähr mit gleichem Rechte von einer Erziehung zur Technik reden, wenn man sie Eisenbahnen bauen, oder zur Industrie, wenn man sie Waarenballen schleppen lässt.

Hätte ein Landmann auch die Zeit, den wilden Weizen umzuzüchten? Er gätet ihn aus, er düngt vielleicht mit ihm die Erde und säet die Körner, welche er auf andern Feldern bereits geerntet. Ja, man thue das Nothwendige, weil es eben nach ewigen ehernen Gesetzen nothwendig ist, man thue es, was wahrlich nicht Tugend und Verdienst, sondern einfachste Pflicht und Schuldigkeit ist, in mildester Form, aber solange man nicht hauptsächlich um des eigenen Vortheils willen Opfer bringt, solange man nicht ausser dem Guten auch das Schlechte verbreitet, solange täusche man sich und andere auch nicht mit dem Selbstlob: „Wie schön ist das, wie edel ist das, was wir thun“.

Periculum in mora! Eine armselige Zusammenstoppelung ist doch nur im Grunde das in unsern ethnologischen Museen erhaltene Bild vergangener Zeiten. In einem Glasschrank das Leben eines Volkes! Aber in Ermangelung eines Bessern müssen diese bunten Lappen und wunderlichen Geräthschaften den Generationen der Zukunft als Zeugnisse für die Entwickelung der Menschheit dienen, und deshalb gewinnt, was anscheinend Plunder, allmählich den Werth unschätzbarer Urkunden. Je weniger derselben wir noch übermitteln können, eine um so ernsthaftere Pflicht erwächst unserm alles nivellirenden Geschlecht, diese wenigen wahrhaften Reliquien pietätvoll zu sammeln.

Nur eine kleine Reihe von Decennien schaue man voraus. Ein alsdann begründetes Museum für Völkerkunde — was wird es anders zu beschaffen vermögen, als entweder seltenste Antiquitäten oder Gegenstände der nationalen Kunstgewerbe? Wo aber in der weiten oder da vielmehr nur noch so engen Welt, soll es in Austausch treten können mit irgendwelchen lebenden Repräsentanten uralter Anschauungen und Sitten?

Kommen wird der Tag, wo ein Steinbeil ebenso mit Gold aufgewogen werden wird, wie eine Handzeichnung von Lionardo. Wol ist das Werk-

zeug des niedrigststehenden Barbaren mit der Schöpfung des Genius an innerm Werthe nicht zu vergleichen, aber beide werden einst gleich selten sein und alsdann ist es denkbar genug, dass unser Wissen eine schwerer ausfüllbare Lücke empfindet, wenn es ihm wegen des Mangels authentischer Sammelstücke versagt bleibt, das Können ganzer Völker und Epochen mit klarem Verständniss zu durchdringen, als wenn es durch den Verlust dieses oder jenes Kunstwerks ausser Stand geräth, die Leistungen eines hochveranlagten Individuums innerhalb einer genau studirten Zeit vollauf zu würdigen.

Man beherzige diese Sachlage auch vor allem in den Fällen, wo man gegenüber verschiedenen Aufgaben der geographischen Forschung sich entscheiden soll, welchen derselben in erster Linie verfügbare Mittel zuzuwenden sind, und resignire sich für die Vertagung des Nothwendigen zu Gunsten des Dringenden; wer würde beim Brande eines Hauses nicht zunächst diejenigen Werthpapiere in Sicherheit bringen, die sich zufällig nicht im feuerfesten Geldschrank befinden?

Darum eile man zu retten allenthalben, wo es noch nicht zu spät ist, oder schlimmer sündigt der Mensch gegen den Menschen, als die ihn, wie alle ihre andern Kinder, gleich theilnahmlos verschlingende Mutter Erde, welche doch einige Knochen und Pfeilspitzen Jahrhunderte hindurch schützend aufbewahrt hat.

Wie sagt der Dichter, dessen Einbildungskraft in leidenschaftlicher Sehnsucht nach den Wundern ferner Welttheile sich an so glänzenden Traumbildern zu berauschen wusste?

> Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte,
> Nach ew'gen Regeln wiegen sie sich drauf;
> Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
> Springt dort die andre voll und prächtig auf;
> Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen
> Und nun und nimmer träger Stillestand,
> Wir sehn sie auf-, wir sehn sie niederwehen
> Und jede Blüte ist ein Volk, ein Land!

ANHANG.

I.

VERZEICHNISS

der von der Reise heimgebrachten Gesteine mit Diagnosen und einigen Bemerkungen des Herrn Prof. Karl von Fritsch.

Die während der ersten Monate gesammelten Gesteinsproben sind noch unterwegs fast sämmtlich verloren gegangen.

Nr. 1. 24. Juni. Bach Beijaflor.

Rother, etwas feldspathaltiger, also arkosenartiger Sandstein mit vereinzelten Glimmerblättchen, ziemlich feinkörnig.

Nr. 2. 5. Juli. Fluss Paranatinga.

Dunkelrother, feinkörniger Sandstein.

Nr. 3. Hochebene.

Unreiner Brauneisenstein mit ziemlich viel eingebackenen Quarzkörnern.

Nr. 4. 25. Juli. Fluss Batovy, Quelle des Schingú.

Zwei Stücke von feinkörnigem, dunkelrothem, ins Bräunliche stechenden Sandstein.

Eine mächtige Bildung rother und bunter Sandsteine, welche jünger als die eigentliche Steinkohle, älter als Jura sein soll, also Rothliegendes, Zechstein oder Trias, soll in Britisch-Guyana 1000 m Dicke überschreiten und nach Brasilien hinüberreichen. Aehnliche, damit zusammenzustellende Gebilde werden aus der brasilischen Provinz Sergipe bei der Stadt Estancia erwähnt, sowie von der Grenze zwischen Brasilien und Bolivia.

Nr. 5. 7. September. Von hier ab Hauptstrom. Canga.

Brauneisenerz und Rotheisenerz. Anscheinend als Concretionen in Sandsteinen oder in Geröllmassen gebildet, vielleicht zum Theil unter Umwandlung von kleinen Kalkgeröllen.

Nr. 6. 7. September.

Bohnerzartiger Brauneisenstein, wol umgewandelte kleine Gerölle. Concretionen?

Diese Eisenerze machen den Eindruck eines jungen Gebildes. Alluvial, diluvial oder jungtertiär?

Nr. 7. 14. September. Am Ufer.

Thonstein von lichtfleischrother Farbe mit bläulichen Aederchen von (?) Chalcedon. Das Gestein ist wol ein durch infiltrirte Kieselsäure etwas veränderter Porphyrtuff.

Vielleicht ein wenig älter als der rothe Sandstein der Schingú-Quellen, zusammen mit dem Porphyrit vom 15. September (Nr. 11) vielleicht in jüngerem Carbon oder „Rothliegendem". Doch kann aus der Gesteinsbeschaffenheit das geologische Alter nicht erkannt werden.

Nr. 8. 15. September. (Graugelblich, als Kuppen, Buckel u. s. w. das Wasser überragend.)

Quarzarme Granitabart, die an sogenannten Glimmersyenit erinnert. Das Gestein ist ziemlich grobkörnig; Orthoklase bis 25 mm Durchmesser. Brauner Glimmer in Tafeln bis 5 mm Durchmesser, die zuweilen so dick werden, dass sie wie kurze Säulen erscheinen.

Nr. 9. 15. September.

Wie voriger. Orthoklase bis 18 mm Durchmesser; der dunkle Glimmer oft mit 4—6 mm Durchmesser. Plagioklas neben Orthoklas deutlich.

Nr. 10. 15. September.

Wie beide vorige; die glänzende, schwärzlichbraune Rinde, welche das Wasser erzeugt hat, tritt noch mehr hervor.

Nr. 11. 15. September. (Gelblichbräunliche niedrige Lager aus dem Wasser schauend, eckig, zernagt, unregelmässig gehäuft u. s. w. Erst heute, höchstens gestern Mittag aufgetreten.)

Graubrauner Porphyrit mit bräunlich violetter Grundmasse, in der ziemlich zahlreiche, meist zersetzte Plagioklase von 1 mm Dicke, 4—5 mm Länge und Breite erreichend, eingesprengt sind.

Vgl. Bemerkung bei Nr. 7.

Nr. 12. 15. September.

Zweites Stück desgleichen.

Nr. 13. 16. September.

Hellröthliches hälleflintaähnliches Gestein, von feinkörnigem Gefüge.

Nr. 14. 17. September.

Röthlichgelbes bis weissliches, hälleflintaartiges Gestein.

Nr. 15. 19. September. (Block auf dem Sandstrande.)

Grobkörniger, quarzarmer Granit. Der vorherrschende gelblich-röthliche Feldspat ist ein Plagioklas. Der allgemeine Habitus des Gesteins erinnert an Pegmatite oder Schriftgranite; von deutschen Gebilden dieser Art, die in Gneisen, Graniten u. s. w. als untergeordnete Bestandmassen auftreten, unterscheidet sich das brasilische durch die viel kleinern Glimmerblätter.

Nr. 16. 19. September. (Rücken im Flusse; inmitten einer Stromschnelle.)

Grobkörniger quarzarmer Granit, in Glimmersyenit übergehend. Der dunkle Glimmer bildet Tafeln, die 12 mm Durchmesser erreichen, der Feldspat ist perthitartig, also anscheinend aus Orthoklas und einem Plagioklas zusammengewachsen.

Nr. 17. 20. September.

Diorit oder Syenit mit glänzend braunem Ueberzuge, enthält anscheinend Titanit.

Nr. 18. 24. September. Zwei Exemplare.

Röthliches Sandstein-, bez. arkoseartiges Gestein, das dickplattige Absonderung in 20—25 mm dicken Tafeln andeutet und aus Quarzkörperchen, sowie ziemlich zahlreichen Feldspaten mit Krystallflächen besteht. Vielleicht ist dies eine Art Arkose, deren Körner sich krystallinisch umgrenzt haben, wie in den Sandsteinen des deutschen Buntsandsteins oft solche „ausgeheilte Krystalle" vorkommen.

(Geognostische Stellung sehr zweifelhaft.)

Nr. 19. 25. September.

Feinkörniges, granitartiges Gestein, wahrscheinlich eine granitische Einlagerung in Dichroitgneis. Quarz ist nur schwach entwickelt, Glimmer bildet grössere Täfelchen als die Feldspate. Ein eingesprengtes Korn von Dichroit hat 9 mm Durchmesser.

Nr. 20. 26. September.

Grobkörniger, hornblendehaltiger Granit, dessen Orthoklase 15 mm Durchmesser erreichen, während die Plagioklase kleiner bleiben. Der Quarzgehalt ist ein verhältnissmässig bedeutender.

Nr. 21. 29. September. Zwei Stücke.

Feinkörniges Gestein, in welchem man Kryställchen von schwach angewittertem Augit und von einem Plagioklas erkennt, die jedoch nicht als eigentlich eingesprengte, sondern nur als etwas grösser als sonst entwickelte „Körner" der feinkörnigen Masse erscheinen. Spuren von Schwefelkies treten auch auf. Das Gestein hat eine dünne braune Verwitterungsrinde. Es ist als Diabas zu bezeichnen.

Nr. 22. 1. October.

Feinkörniger Diorit.

Nr. 23. 4. October.

Ziemlich grobkörniger, etwas klüftiger, feldspathaltiger Quarzit mit schwachen Lagen von Glimmer. (Dergleichen Gesteine kommen als Uebergangsgebilde zwischen quarzreichen Glimmerschiefern und Quarziten vor.)

Nr. 24. 4. October.

Feinkörniger hornblendehaltiger Granitgneis. Nur an einer Stelle erscheinen die Lagen von Glimmerschuppen und Hornblendekrystalloiden in Abständen von 3 mm. Sonst treten sie so wenig hervor, dass das Handstück wie Granulit aussieht.

Nr. 25. 4. October. 2 Stück.

Eine fast 40 qcm grosse, nur 8—9 mm dicke Platte mit starkem braunrothen Ueberzuge scheint das Quarz-Feldspatgemenge zu sein, das in

Gneisen mit Glimmerlagen abwechselt; das dickere Stück, ebenfalls Quarz-Feldspatgemenge mit wenig Glimmer, erinnert mehr an Granitporphyr, dem das erste Stück auch zugerechnet werden kann.

Nr. 26. 4. October.

Diorit, in welchem Feldspat gewissermassen eine Grundmasse bildet, in welcher kleine Kryställchen von Hornblende und Glimmer, anscheinend auch von Turmalin, lagenweise vertheilt sind. Der Feldspat tritt auf der etwas angewitterten Oberfläche am deutlichsten hervor, während der frische Bruch ziemlich gleichmässig dunkel gefärbt ist.

Nr. 27. 8. October. Granitgneis.

Sehr vorwaltend ist rother, zuweilen mit Quarz durchwachsener Orthoklas und wasserhelle bis graue Plagioklase. Glimmer vorwiegend dunkel, zum Theil mit etwas zerfetzten Umrissen, stellenweise in kleinen Flasern zusammengehäuft. Dieser Umstand und die Anwesenheit von etwas Schwefelkies zeigen die Zugehörigkeit zu einem Gneis, nicht zum eigentlichen Granit.

Nr. 28. 12. October.

Granitgneis mit ziemlich reichem Gehalt an Granat und an Quarz. Die Glimmerlagen sind feinschuppig und werden zum Theil durch zerstreutliegende Blättchen gebildet, daher die Gneisbänderung nur schwach hervortritt.

Nr. 29. 13. October. (Lagerplatz.)

Schieferiger Diorit mit wenig auffallendem Feldspat, die plattige Anordnung tritt wegen der reichlichen Magnesiaglimmerblättchen neben dem Amphibol stark hervor.

Nr. 30. 13. October. (Lagerplatz.)

Feldspatreicher, granatführender Gneis mit zweierlei Glimmer. Dünne Glimmerlagen zwischen den meist nur 1—2 mm dicken Lagen von Quarz und Feldspaten, welche letztere bis 9 mm lange Körper bilden.

Nr. 31. 14. October. (Kanal zwischen kolossalen Steintrümmern.)

Granit mit mehrerlei Feldspaten, die Orthoklase zeigen Spaltflächen von 28 : 24 mm Durchmesser. Der Quarz ist krümelig, bricht also leicht aus, der dunkle Glimmer ist mässig stark entwickelt.

Nr. 32. 23. October. (Estrada do Coronel.)

Thonsteinartiger Schiefer, anscheinend ein verwitterter Schalstein.

Gehört vielleicht zum Devon, das von der Einmündung des Rio-Tapajos in den Amazonenstrom bekannt und paläontologisch sichergestellt ist.

Nr. 33. 25. October. (Souzel.)

Sehr grobkörniger, rother bis braunrother Sandstein, dessen Quarzkörner bis 2,5 mm Dicke erreichen.

(Geologisches Alter zweifelhaft.)

Das Material der Steinbeile ist durch Herrn Prof. Andreas Arzruni als Diabas bestimmt worden (vgl. Seite 163.) Als die Hauptgemengtheile des krystallinisch massigen Gesteins werden von ihm unterschieden:

1) Augit in grossen Krystallen oder auch in rundlichen ausgezackten Körnern. Letztere meist etwas grünlich.

2) Hornblende in kleinen Kryställchen, die häufig in Gestalt von Kränzen die Augite umranden. Sie sind grün, pleochroitisch (gelbgrün und blaugrün).

3) Quarz in kleinen Körnern in der Grundmasse mit den kleinen Augiten.

4) Brauner (Magnesia-) Glimmer in Gruppen gehäuft, meist um

5) Körner eines schwarzen Erzes (Titan- oder Magneteisen).

II.

Literatur für die Sprachvergleichung.

Dieses kurze Verzeichniss bezweckt nur, die wichtigsten mir zuzänglich gewesenen Werke aufzuführen.

1665. *Breton, Raymond.* Dictionnaire caraibe-françois. Auxerre.
1701. *Marban, Petro.* Arte de la lengua Moxa. Lima.
1763. *d. l. S.* Dictionnaire Galibi. Paris.
1780. *Gilij, Filippo Salvadore.* Saggio di storia americana. Roma.
1812. *Adelung, Joh. Christ. — Vater, Joh. Sev.* Mithridates. Berlin.
1818. *Eschwege, W. C. von.* Journal von Brasilien. Weimar.
1821. *Maximilian, Prinz zu Wied-Neuwied.* Reise nach Brasilien. Frankfurt a. M.
1826. *Balbi, Adrien.* Atlas ethnographique du globe. Paris.
1832. *Hillhouse, Will.* Notices of the Indians settled in the interior of British Guiana. Journal of the R. Geogr. Soc. London.
1833. *Galindo, Juan.* Notice of the Caribs in Central America, Truxillo. Journal of the R. Geogr. Soc. London.
1839. *d'Orbigny, Alcide.* L'Homme américain. Paris.
1846. *Jomard.* Note sur les Botocudos. (Vocabulaire.) Bulletin de la Soc. de Géogr. Paris.
1848. *Schomburgk, Richard.* Reisen in Britisch-Guiana. Leipzig.
1850. *Castelnau, Francis de.* Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud. Paris.
1852. *Gabelentz, H. C. von der.* Grammatik der Kiriri-Sprache. Leipzig.
1853. *Wallace, Alfred R.* A narrative of travels on the Amazon and Rio Negro. London.
1853. *Tschudi, J. J. von.* Die Kechua-Sprache. Wien.
1855. *Dias, A. Gonçales.* Diccionario da lingua Tupy. Leipzig.
1867. *Martius, C. Fr. Ph. von.* Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas, zumal Brasiliens. Band II. Leipzig.
1871. *Lévy, Paul.* Notes ethnologiques et anthropologiques sur le Nicaragua. (S. Vincent-Kariben.) Bull. de la Soc. de Géogr. Paris.
1871—1882. *Collection linguistique américaine.* Tomes I—VIII. (u. A. Vocabularien von *Crevaux*, Arbeiten von *L. Adam*). Paris.

1874. *Platzmann, Julius.* Grammatik der Brasilianischen Sprache mit Zugrundelegung des Anchieta. Leipzig.

1875. *Souza, Franc. Bern. de.* Pará e Amazonas (Commissão do Madeira). Rio de Janeiro.

1876. *Montoya, Antonio Ruiz de.* Tesoro de la lengua guaraní publicado novamente sin alteracion alguna por *Julio Platzmann.* Leipzig.

1877. *Mamiani, L. Vinc.* Arte de grammatica da lingua brazilica da nação Kiriri (1699). Bibliotheca Nacional. Rio de Janeiro.

1878. *Leclerc, Ch.* Bibliotheca americana. Paris.

1878. *Figueira, Luiz.* Grammatica da lingua do Brasil composta pelo p. L. Figueira. Novamente publicada por *Julio Platzmann.* Leipzig.

1880. *Valle Cabral, Alfredo do.* Bibliographia da Lingua Tupi ou Guarani. Rio de Janeiro.

1881. *Fonseca, João Severiano da.* Viagem ao redor do Brazil. Rio de Janeiro.

1882. *Müller, Friedrich.* Die Sprachen der schlichthaarigen Rassen. Wien.

1884. *Tschudi, J. J. von.* Organismus der Khetšua-Sprache. Leipzig.

1884. *Stoll, Otto.* Zur Ethnographie der Republik Guatemala. Zürich.

III.

Bakaïrí.

Wörterverzeichniss und Grammatikalisches, mit Vergleichung anderer Kariben-Sprachen.

Die Vergleichung bezieht sich auf die:

Sprache	Gebiet
Akawai	
Ap. = *Apalai*	
Arekuna	
Carin. = *Cariniaco*	
Chayma	
Cumanaghoto	
Gal. = *Galibi, Calina*	
Mac. = *Macusi*	
Maiongkong	*Guyanas und Venezuela.*
Par. = *Paravilhana*	
Pianoghoto	
Ruc. = *Rucuyenne*	
Tam. = *Tamanaco*	
Tiverighoto	
Trio	
Wayamara	
Woyawai	

Kar. = *Callinago* . . . . *Inselkariben*
Palmellas . . . . *Mato Grosso*
Pim. = *Pimenteira* . . . . *Piauhy*
Carij. = *Carijona* . . . . . *Rio Yapura.*

Die einem Verzeichniss des Kapitän Castro entlehnten Wörter sind mit C bezeichnet.

ALPHABET.

A. Vocale:

a
e̱ o̱
e o̤ o
i ṳ u

Nasalirt: ã ẽ ĩ õ̱ õ ũ

Reducirt: e̥ u̥

Diphthongische Verbindungen sind zahlreich:
ai, au, ãi, ãu, ei, eo, eu, ia, ie, iu, oa, ou, ua.

B. Consonanten.

h

kχ	k	g	χ	γ	—	r	Λ	ṅ
tš	—	—	š	ž	y	—	—	ń
ts	t, τ	d	s	—	—	ϱ	l	n
—	p	b	—	v	w	—	—	m

Es fehlen mouillirtes *l*, tönendes *z* und *f*.

a) Anlaut.

1) Der vocalische Anlaut ist sehr häufig, etwa $^{2}/_{7}$ aller Fälle.
2) h — Nr. 281, ziemlich selten
kχ — 1—47, sehr häufig
g — nur 207
χ — 236, ziemlich selten
tš — nur 53, 88, 96
š — nur 217, 288, 374
ž — nur 380
y — nur 203, 260
ń — nur 201, 457
ts — nur 55
t — 57, sehr häufig
d — nur 275, in mehrern Wörtern der Bakaïrí des Batovy
s — 106, sehr häufig
l — nur 166
n — 92, ziemlich selten
p — 49, sehr häufig
w — nur 74, 195
m — 193, mässig häufig
nϱ — nur 479
mp — nur 141
Von Consonanten fehlen im Anlaut:
k, γ, r, Λ, ṅ, τ, ϱ, b, v.

b) Von inlautenden Consonantenverbindungen kommen vor:

ns, nt, ṅt, nχ, Λt, mb.

c) Auslaut ausser Vocalen nur

Λ und ṅ.

Mithin ist das Bakaïrí fast nur aus Silben zusammengesetzt, die aus einem Consonanten und einem Vocal oder Diphthong bestehen.

Der Bakaïrí sprich tim allgemeinen, namentlich in den betonten Silben, die Vocale rein aus. Einen sehr ausgedehnten Gebrauch macht er von der Nasalirung. Nach Länge und Kürze sind die Vocale nicht so scharf wie bei uns unterschieden. Im Vocabular ist die Länge immer bezeichnet.

Bei den Diphthongen ist jeder Vocal für sich hörbar.

Von den Consonanten stehen *kχ* und *χ* den schweizerischen Lauten sehr nahe, werden aber vielleicht nicht ganz so tief im Rachen gebildet.

Das *g* in dem Reverentialsuffix *go* liegt, wie das sächsische, zwischen *g* und *k*.

Das tönende *γ* entspricht dem westfälischen „weichen" *g* und wird am mittlern Gaumen hervorgebracht. Besonders charakteristisch ist (48) *u̥γuϱóto;* hier hat das aus *k* erweichte *γ* ein deutliches *u*-Timbre, das als kurzes vorgeschlagenes *u* ins Ohr fällt, sodass „*u̥γu*" eigentlich blos eine Silbe darstellt.

Das *r* entsteht in der Nähe des Zäpfchens, entbehrt aber jeder Vibrirung. Es ähnelt durchaus dem rheinischen inlautenden *r*, das wie z. B. vom Düsseldorfer (fahren: wagen) auf *g* gereimt werden kann.

Ein sehr schwieriger und eigenthümlicher Laut ist derjenige, den ich *Λ* bezeichnet habe. Er ist für uns kaum nachzuahmen; ich kann ihn nicht anders veranschaulichen, als indem ich ihn zwischen *ri* resp. *γi* und *gl* in die Mitte stelle und bemerke, dass man ihm vielleicht am nächsten kommt, wenn man *γ* und cerebrales *l* möglichst rasch hintereinander auszusprechen sucht. Man erreicht aber den wirklichen Laut nicht, weil derselbe ein einheitlicher ist; soviel ich die Zungenstellung habe beobachten können, möchte ich das *Λ* als ein gutturales *l* aussprechen, mithin als einen Laut, bei welchem nicht, wie bei dem dentalen und cerebralen *l*, nur die Spitze, sondern mindestens die ganze Vorderhälfte der Zunge am Gaumen anliegt, sodass die beiden zur *l*-Bildung erforderlichen seitlichen Oeffnungen im hintersten Theile des Mundes liegen. Durch das im Moment des Anlegens der Zunge entstehende leise Klappgeräusch wird der Eindruck eines *g*-Vorschlags erweckt. Wie sich aus der Vergleichung der verwandten Kariben-Dialekte ergibt, entspricht unserm *Λ* dort *ri*, *re*, *li*, ich wage aber nicht zu entscheiden, ob es sich dort um eine aus zwei Lauten bestehende Silbe handelt

Jedenfalls bemerke ich, dass ich bei den ersten Aufzeichnungen unsern Laut ausser mit *gl* auch mit *ri* und *li* wiederzugeben versucht habe.

Bei den Macusi ist der entsprechende Laut, resp. die entsprechende Silbe abgefallen, vgl. z. B. Nr. 14, 39, 21, 10.

Genetisch betrachtet, scheint das *Λ* aus einer ganzen Silbe hervorgegangen zu sein, weil es stets den Accent vor sich hat. Das Nähere ist beim Accent angegeben.

Das Bakaïrí besitzt zwei *t*-Laute: das gewöhnliche dentale *t* und ein interdentales, das ich mit *τ* bezeichne. Letzteres habe ich bestimmt notirt für die Worte 12, 131, 142, 143.

Der zweite *r*-Laut, für den ich *ϱ* setze, macht auch einige Schwierigkeiten. Er hat das Besondere, dass bei ihm die Zungenspitze am innern Rande der Unterzähne liegen bleibt. Die sehr schwache Vibration wird mit dem unmittelbar hinter der Spitze frei werdenden Theile der Zunge hervorgebracht; dem Klange nach erinnert der Laut an das *r* brando der Portugiesen oder an das englische inlautende *r* zwischen Vocalen, z. B. in: to-morrow.

ACCENT.

Der Accent liegt auf der letzten oder vorletzten Silbe. Wenn das Wort mit *Λ* schliesst, hat stets die letzte Silbe den Accent, selbst in dem Falle, dass bei demselben Worte ohne suffigirtes *Λ* die vorletzte Silbe betont ist. Man darf aus diesem Verhalten wol den Schluss ziehen, dass das *Λ* ursprünglich eine ganze Silbe gebildet hat. Beispiele vgl. beim Pron. possess.

LAUTWANDEL.

Bei der Wortvergleichung, sowol innerhalb des Bakaïrí, als mit den verwandten Kariben-Mundarten, haben sich einige gesetzmässige lautliche Veränderungen ergeben, deren Beachtung nothwendig ist, um die Berechtigung der Analogien zu verstehen.

I. Dass *r* und *l* innerhalb der Kariben-Dialekte wechseln, braucht kaum erwähnt zu werden.

II. Ebenso verständlich ist der Uebergang von *s* zu *h*, und *š* zu *h*, der auch innerhalb des Bakaïrí selbst vorkommt. Vgl. unter anderm 54, 140, 156, 189, 312 für *s* : *h*, für *š* : *h* — otihí*Λ*, das entstanden ist aus: oti + ši*Λ* — siehe Pronomina.

III. Sehr häufig entsprechen sich *p* und w.

Beispiele innerhalb des Bakaïrí sind: beim Possessivpronomen Nr. 4 und 5.

Als Beispiele zwischen Bakaïrí und den verwandten Stämmen — bei den Inselkariben mehrfach *b* : w — mögen hier gelten: 28, 49, 74, 108.

IV. *p:f* findet sich in dem aus dem Portugiesischen „fouce" entlehnten „pohe" Nr. 140.

V. Ein besonderes Interesse verdient die Veränderung von ursprünglich karibischem *p* in Bakaïrí *χ*.

Beispiele: Nr. 112 Stein *túχu* = topou, topo, tobou, tappo, tepo, tebou.

Nr. 2, 3, 4 Haar *χúto* = ci-potì, yon-fetou, yon-cetti, eiu-setti, yemcetti, ad-onset, un-tsé.

Nr. 28 Brust *kχuχówu* = i-pobou, iti-poubouro, e-pobourou, piapourou, pouropo.

Nr. 39 Fuss *kχuχúΛ* = hupu, oupou, pupu, yu-bọbu, boubourou, e-poupourou, i-poupourou.

In allen diesen Fällen tritt, wie man sieht, das *p* in Begleitung eines *u*- oder *o*-Lautes auf. Letzteres scheint die Ursache der eigenthümlichen Veränderung zu sein; der Uebergang wäre etwa so zu erklären, dass das *p* sich zunächst in *f* verändert, dann aber nicht wie sonst sich zu *w* erweicht, sondern aus dem nebenstehenden *u* ein *u*-Timbre aufgenommen hat und infolge dessen zu dem nun sehr naheliegenden *χ* geworden ist. Hiermit steht in Uebereinstimmung, dass das *χ* des Bakaïrí im Klange leicht an *f* erinnert.

VI. *m:ˇu*, ein verständlicher Uebergang, tritt auf in den beiden Beispielen 119 und 246.

VII. *kχ* und *k:γ*, die entsprechende Veränderung wie *p:w*, erscheint in Nr. 47 : 48, in 70 und bei der Postposition Galibí *ke* (mit) zu Bakaïrí *γe*.

Das vorliegende Material reicht gewiss nicht aus, um zu übersehen, wieweit diesen Beispielen des Lautwandels ein durchgreifend gesetzmässiger Charakter innewohnt, indess haben solche Versuche, namentlich gegenüber den so spärlich fliessenden Quellen der indianischen Sprachforschung, ihren unbestreitbaren Nutzen, da ohne derartige Wegweiser, wie vor allem aus Nr. V erhellt, schwerlich jemand sich dazu berechtigt fühlen würde, so entlegene Formen wie „χutu cipoti" und „yonfetou" miteinander in Vergleichung zu bringen.

1. **Kopf** — kχiñaráχu.
2. Haar — kχíñara-χúto.
3. Schnurrbart — kχua-χúto.
4. Vollbart — kχate-χúto: *Tam.* cipotì, *Ap.* yonfetou, *Gal.* yoncetti, *Akawai* eiusetti, *Ruc.* yemcetti, *Carin.* ad-onset, *Mac.* untsé.
5. Gesicht — kχamíti. Vgl. 398.
6. Stirn — kχameláΛ.
7. Brauen — kχamekχíno.
8. Auge — kχānú: *Mac.* ienú, *Pianoghoto* yenei, *Ap.*, *Tam.* janùru, *Gal.*, *Carij.*, *Trio*, *Caribisi*, *Akawai*, *Arekuna*, *Wayamara*, *Ruc.* yenourou, *Carin.* énourou, *Kar.* énoulou, *Maiongkong* uyenuru, *Cumanaghoto* enur.
9. Wimpern — kχanu-pearóko.
10. Ohr — kχiuañatáΛ: *Tam.*, *Ruc.* panari, *Cumanaghoto* panar, *Carin.*

pianari, *Par.* apanálö, *Gal.*, *Palmellas* pana, *Mac.* upana, *Carij.* anari.

11. Nase — [1]) kχanáΛ, [2]) kχanatáΛ: 1) *Tam.* jannàri, *Pianoghòto* yoanari, *Maiongkong* yoanari, *Woyawai* younari, *Wayamara* yonari, *Cumanaghoto* euna, *Mac.*, *Arekuna* uyeuna, *Par.* euné-nia-lö, 2) *Gal.* enetali, *Carin.* énahtari, *Caribisi* yenetari, *Akawai* yenotarri, *Ruc.* yemna *Ap.* yeoumali. Vgl. 362.
12. (Nasen)loch — ετάΛ, vgl. 142, 143.
13. Mund — kχitáΛ: *Cumanaghoto* ymtar, *Tam.* mdari, *Carin.* outari, *Atorai* otaghu, *Wapisiana* untaghu, *Ap.* ountali, *Maiongkong* undati, *Arekuna* undack (*Tam.* Lippe, potari; *Gal.* yepotali, *Kar.* tiboutali, *Akawai* yubotarri).
14. Zahn — kχiẹ́Λ: *Tam.*, *Carin.*, *Carij.*, *Kar.* yeri, *Pim.* jari, *Gal.*, *Ruc.*, *Palmellas* yéré, *Arekuna* huyéhre, *Par.* elelö, *Atorai* oteri, *Cumanaghoto* d-er, *Mac.* uijé, *Aruak* dari.
15. Zunge — kχúlu: *Par.* anulu, *Tam.*, *Gal.* nuru, *Pim.* nuri, *Mac.* húnú.
16. Schnauze — ižopíΛ.
17. Kinn — kχiepáΛ.
18. Kehle — kχuγorṓΛ (uγuρóto, Mann — Adamsapfel ? !).
19. Hals (Nacken) — kχiuíme: *Gal.* reïmi (von einer Frau), *Mac.*, *Arekuna* huma.
20. Rücken — kχiuámu.
21. Schulter — kχiumatáΛ: *Gal.* imotali, *Kar.* imoútalli, *Mac.* humota.
22. Schulterblatt — kχipé.
23. Arm (incl. Hand) — kχauáΛ: *Tam.* japarì, *Carin.* ad-apari, *Gal.* yaboule.
24. Ellenbogen — kχanutóto.
25. Hand — kχamáΛ: *Tam.* jamgnàri, *Gal.* yamori, *Woyawai* yamore, *Ruc.* yamourou, *Maiongkong* yamutti, *Ap.* yemali.
26. Finger — kχamáΛ imẹ́Λ (imẹ́Λ klein).
27. Nagel — kχontáΛ.
28. Brust — kχuχóu, kχuχówu: *Gal.* ipobou, Magen, itipobouro, Brust. *Akawai* epoburuh, Brust, *Carin.* piapourou, *Cumanaghoto* pouropo.
29. Rippe — kχuγotúΛ.
30. Brustwarze — kχiṅuãṅáΛ.
31. WeiblicheBrust — pẹkóto-iṅuãṅáΛ.
32. Bauch — kχitáχu.
33. Nabel — kχiuekχáλ.
34. Penis — kχiΛẹ́Λ.
35. Vulva — ellí.
36. Bein — kχẹpẹnáΛ.
37. Oberschenkel — kχiuéte: *Gal.* eipeti, ipiti, *Kar.* iébeti, *Carin.* piéti, *Pim.* petti, *Carij.* beti, Fuss.
38. Knie — kχaheúΛ.
39. Fuss — kχuχúΛ: *Mac.* hupu, *Kar.* oupou, *Caribisi* pupu, *Akawai* yubobu, *Gal.* boubourou, *Ruc.* epoupourou, *Ap.* ipoupourou.
40. Ferse — kχuχúΛγaráΛ.
41. Sohle — kχuχuΛáΛ: *Tam.* ptarirari, Sohle von ptari, Fuss, amgna-rari, von jamgnàri, Hand.
42. Zehe — kχuχuΛigóve.
43. Knochen — kχipṳ́Λ: *Par.* jepelü, *Gal.* iperi (Stirn, yepo) *Mac.* hépo.
44. Haut — kχutu-pi: *Tam.* pit-pe, *Mac.* pipo, *Arekuna* pipo, *Akawai* eupihpoh, *Kar.* tibípoüe.
45. Blut — kχúno.
46. Athem — kχoρepáΛ.

47. **Leute** — kχuρa, wir. Ruf bei der Begrüssung: „kχuρa Bakaïrí“.
48. Mann — ṳγuρóto.
49. Weib — pẹkóto: *Par.* paiká, Schwester, *Gal.* uaka, Schwester.
50. Knabe — ṳγuρóto imẹ́Λ.
51. Mädchen — pẹkóto imẹ́Λ.
52. Vater — iyume: *Gal.* youaman, *Pim.* juju.

53. Vater — tšógo (Anrede des Kindes).
54. Mutter — íse̥, íhe̥, meine Mutter, *Gal.* issaño.
55. „ — tségo (Anrede des Kindes).
56. Grossvater — itámo (sein Gr.): *Ruc.* tamo, *Akawai* tamu, *Gal.* tamoko (Greis, tamoussi) *Mac.*, *Arekuna* amoko.
57. Grossvater — tágo (Anrede des Kindes).
58. Grossmutter — iọúte (seine Gr.).
59. „ — nígo (Anrede des Kindes).
60. Oheim (patruus) — tšógo = Vater.
61. „ (matruus) — kχúgo.
62. Tante — tségo (= Mutter) — väterl. oder mütterl. Seite.
63. Schwiegervater — itanuímo — des Mannes wie der Frau.
64. Schwiegermutter — iñũũtumo — des Mannes wie der Frau.
65. Säugling — iñũamúto.
66. Sohn — iméʌ: *Gal.* imourou, *Kar.* imoulou, *Mac.*, *Arekuna* imo.
67. Tochter — pe̥kóto iméʌ.
68. Bruder, älterer — paọígo: *Gal. Kar.* balli, tapfer, stark.
69. Bruder, jüngerer — kχóno: *Ruc.* acon, Bruder, Vetter, *Chayma* yacono, *Carin.* yacouno, Bruder, Kapitän, *Gal.* acono, Gefährte, *Pim.* accöh.
70. Schwester — iγaọúto (seine Schw.), kχóru, Schwester (*Kar.* imoúgarou-garoútou, nach Breton = „elle est belle").
71. Vetter, ält. und jüng. = älterer und jüngerer Bruder.
72. Neffe, Brudersohn = älterer und jüngerer Bruder.
73. Neffe, Schwestersohn — tikχáu: *Gal.* tigami, kleiner Bruder, mein Sohn, kleines Kind.
74. Nichte — wáse̥: *Kar.* ibàche.
75. Enkel, Enkelin, Grossnichte — iuéʌ, *Kar.* ibàli (*Gal.* ouali, Tochter). Braut, Bräutigam fehlen. Stiefältern = Aeltern. Urgrossvater = Grossvater.
76. Häuptling — pimáto: *Taino* mato, Anführer.
77. Zauberer — omeóto: *Kar.* amáoti, Einsiedler (*Kechua* amaúta, Weiser).
78. Arznei — iuínte = Wurzel.
79. Sarampão (portug., ein Ausschlag) — sarampo.
80. Freund — iuáta.
81. Feind — utuọéʌ.
82. Fremder — kχuakéba.
83. Wilder — uaráyo.
84. Sprache — kχetaño. Vgl. 364.
85. Kopfschmerz — kχiñara-kenáno.
86. Leibweh — kχita-kenáno.

87. **Himmel** — kχá-u: *Tam.*, *Ruc.*, *Carin.* capu, *Gal.* cabou, *Kar.* cáhoüe, *Carij.* caho, *Palmellas* cape, *Mundrucû* capi.
88. Sonne — tšíši: *Ruc.*, *Ap.* chichi, *Cumanaghoto* chich, *Maipure* tschiè, *Maiongkong* tschi, *Pim.* titti, *Kiriri*, *Sabuja* utschèh.
89. Sonne, aufgehende — tšíši eraséḁho.
90. Mittagssonne — tšíši kuọotá: *Gal.* courita, Tag, icourita, Mittag, *Kar.* coulitáni-ali.
91. Sonne, untergehende — tšíši erãóto.
92. Mond — núna: *Tam.*, *Gal.*, *Pianoghoto*, *Maiongkong*, *Wayamara* nuna, *Ap.*, *Akawai*, *Caribisi*, *Carin.* nuno, *Ruc.* nounou, *Carij.* nounoua, *Par.* nòné, *Woyawai* nuni, *Kar.* nonum.
93. Mond, zunehmender — núna ivél-lo.
94. Vollmond — núna tuʌe̥-ióga.
95. Mond, abnehmender — núna eraonse-itále̥.
96. Stern — tšiʌmúka: *Gal.*, *Caribisi*, *Mac.*, *Pianoghoto* siríko, *Arekuna* sirike, *Tam.* ciricà, *Wayamara*, *Tiverighoto* serika, *Par.* serikorò, *Woyawai* serego.

97. Venus — kχarúΛ.
98. Blitz, Donner — iyél-lo.
99. Tag — emetíle: *Ruc.* emamory, Morgendämmerung.
100. Nacht — iguantíle.
101. Kälte — igauína.
102. Morgenkühle (friagem) — hāuáΛ.
103. Regen, Regenzeit — kχopóme: *Ruc.* copo, *Gal.*, *Akawai* connobo, *Kar.* conóboüi, *Par.* conupó, *Tam.* canepò.
104. Hitze — otapíko.
105. Trockenzeit — otapikχúme.
106. Wind — sapehénu.
107. Wasser — pāρú oder páρu.
108. Feuer — pĕ́to: *Woyawai* wetta, *Gal.*, *Caribisi*, *Carin.*, *Wayamara*, *Maiongkong* wato, *Par.* *Akawai* watu, *Ruc.* ouapott, *Ap.* apoto, *Tam.* uapto, *Mac.* apo.
109. Rauch — eúno.
110. **Erde** — ōño: *Gal.*, *Ruc.*, *Cumanoaghoto*, *Carij.* nono, *Kar.* nonum.
111. Sand — sagúno: *Gal.* sacau, *Tam.* ciaccaù, *Carin.* sacaho.
112. Stein — túχu: *Ruc.*, *Carin.*, *Par.* topou, *Cumanaghoto*, topo, *Palmellas*, *Pim.* táppo, *Ap.* tobou, *Carij.* tepo, *Kar.* tebou.
113. Fluss — pāρú oder páρu.
114. Bach — pāρuatáΛ.
115. Quellbach — satúbe.
116. Schnelle, kleiner Fall — iwā́ilu.
117. Grosser Fall — táu.
118. Brücke — ekuρáto.
119. Weg — áua: *Gal.*, *Ruc.* oma, *Kar.* ema.
120. Hügel — íwi, íue: *Gal.* ouiboui, *Kar.* oüebo, *Ap.*, *Ruc.* ippouï.
121. Wald — ítu: *Ap.* itou, *Carij.* itou, itoutatoué, *Gal.* itouta.
122. Feld — pṓže.
123. Pflanzung, Rodung — opá = Mandioca.
124. Holz, Baum — se̱: *Mac.*, *Arekuna* yeh, *Tam.*, *Pim.* jeje, *Kar.* hué-hué, *Ruc.*, *Ap.*, *Carij.* ouéoué, *Gal.* vuévué, *Carin.* vévé, *Par.* uévé.
125. Blatt — saΛ: *Gal.* sarombo, *Kar.* massalómboe, welkes Laub.
126. Wurzel — iwínte.
127. Blume — sauáku.
128. Abgebrannter Campo (Quemada) — atugeΛpé.

129. **Stadt** — tatanáΛ.
130. Dorf — ṓχi.
131. Haus — oτá: *Carij.* ata, *Tam.*, *Kar.*, *Mac.*, *Arekuna* autê, *Gal.* auto, *Carin.* atto, aouto, *Akawai* yeowteh.
132. Thüre — pináta: *Tam.* nata.
133. Bank — muρé: *Gal.* moulé, *Kar.* moúle.
134. Matte — panakχáΛ.
135. Hängematte — auéta, aidá (Batovy): *Ruc.* etati, *Carij.* etaté, *Ap.* atouato, *Trio* oueïtapi.
136. Pfosten — se̱, Holz.
137. **Topf** — amúga: *Tam.* mucra, *Par.* muholá.
138. Löffel — pakánχo.
139. Messer — táχo.
140. Hacke — pōhe̱ (portug.: fouce).
141. Beil (Steinbeil), Eisen — mpe: *Par.* uö-uö, *Kar.* houé-houé, *Gal.*, *Ruc.*, *Carij.*, *Carin.* oui-oui.
142. Nadel — kχomaΛ-eτáΛ: *Carij.*, *Ruc.* coumaca, Baumwollenstaude.
143. Pfeife — tāui-eτáΛ.
144. Reibholz — kχaí.
145. Sieb — manalé.
146. Korb — túta.
147. Hemd — kχiuamo-eti (= Rückenkleid).
148. Seil — oe̱sa.
149. Proviantkorb — oadú (Batovy).
150. Beijúschüssel — oladú (Batovy).
151. Kalabasse — kχalekó (Batovy).
152. Tragkorb — mayakú (Batovy).

153. Fischnetz — póna.
154. Kanu — pépi (aus Baumrinde, vgl. 44. die Benennungen für Haut).
155. Stock, Keule — áwa.
156. Degen — (espada, hepadáΛ).
157. Bogen — tokχá, tekχá (Batovy): *Ap.* takou.
158. Pfeil — piráu: piétheká (engl. th; Batovy). *Ap.* piroou, *Ruc.* piréou, *Wayamara* parau, *Atorai* parauri, *Mac.*, *Arekuna*, *Pianoghoto* purau, *Akawai* pulewa, *Caribisi* purrewa, *Carin.* pourioui, *Pim.* pürarü, *Kar.* bouléoua.
159. Flinte — piráu.
160. Pulver — píruaetúno.
161. Grosse Flöte — méni.
162. Kleine „ — kχanuaγíΛ.

163. Cigarre — táui-auϱipé.
164. Wickelblatt — táui-iagesáΛi.
165. Feuerkohle — pelaráte.
166. Milch — lọko.
167. Speise — péni.
168. Fleisch — póto.
169. Salz — pékχu.
170. Mingau doce — puzeϱégo.

portugiesisch:
171. Rapadura — (rapadura)
172. Farinha — (pañeña)
173. Beiju — (bẽiú)
174. Oel — (aceite)
175. Seife — (saão)
176. **Kuh** — (vacca).
177. Ochs — (boi).
178. Pferd — (cavallo).
179. Hund — (cachorro).
180. Katze — (gato).

181. Schwein — poséka.
182. Ziege — hegarí.
183. Tapir — mãe: *Ruc.* maïpouri.
184. Jaguar — utóto.
185. Wolf — auá: *Gal.* aouaré, Stinkfuchs.
186. Otter — auáya: *Ruc.*, *Ap.* aouaoua.
187. Kleine Art Otter — iχũki.
188. Lobinho — porókχo.
189. Reh — kχoséka, kχohéka: *Gal.* oussali, *Carin.* cosare.
190. Wildschwein — poséka ituetáno (= im Walde).
191. Paca — puΛenáΛ.
192. Cotia — hákχe.
193. Affe — mẹgo: Palmellas meco, *Ruc.*, *Kar.* mecou.
194. Tamanduá bandeira (grosser Ameisenbär) — pāiká. C.
195. Kleiner Ameisenbär — waϱíΛ: *Gal.* ouariri, *Carin.* ouariri, Fischotter *Tam.* uariári, Tapir!
196. Fledermaus — semino.
197. Strauss — maϱípe.
198. Sariema — paϱáΛ.
199. Huhn — arakúma.
200. Hahn — iuΛíva.
201. Ei — ńóru.
202. Taube — pápa.
203. Ente — yúpi.
204. Papagai — tóro.
205. Arára — kχauíta.
206. Urubú — guróto.
207. Habicht — piáΛ.
208. Rebhuhn — puΛíka.
209. Joó — múka. C.
210. Martin pescador — ẽϱá.
211. Fisch — kaϱá: *Par.* kanà.
212. Landschildkröte — máimái.
213. Flusschildkröte — pẹ: *Tam.* peje, Tartaruga, *Ruc.*, *Carij.* courout-pé.
214. Alligator — isá.
215. Eidechse — améma.
216. Frosch — šĩñãe (Moxa sane).
217. Kröte — poϱéϱu: *Carin.* pororo, (Moxa peru), *Chayma* puerer.
218. Schwarze Sucurúí — aγúto.
219. Schlange — aγáu: *Ruc.* acoï, Klapperschlange, *Chayma* agui, *Gal.* acoiou, occoïou, *Cumanaghoto* ocoyou (*Bakaïrí* Schlange der Legende, oχóbi).
220. Biene — peϱaiéke: *Tam.* paráka.
221. Honig — péΛa.

222. Wespe — agúña.
223. Schmetterling — kχunoçóko.
224. Spinne — móže.
225. Fliege — pemę́ra.
226. Borrachudo — kχonokχutóke.
227. Waldlaus — karamáka.
228. Termite — amé.
229. Grosse Ameise — mokóka (Moxa mototu).
230. **Burití** — ę́çe.
231. Aguassú — mõa.
232. Acurí — pouíuto.
233. Gariroba — poʌisáʌ (= Grasblatt?).
234. Bacayuva — kχušívi.
235. Peúva, gelb — toyápi.
236. „ roth — χauináua.
237. Jatobá — auáʌ.
238. Vinhático — inošibílo.
239. Tacoára — tatǫ́pa.
240. Gras — pože.
241. Licha — utaraší.
242. Mandioca — opá.
243. Mais — açãhi, anaží (Batovy): *Gal.* aüoassy, *Carin.* aouachi, *Kar.* aoachi, *Chayma, Cumanaghoto, Cores, Parias* ayaze, *Omaguas, Oyambi, Manao, Uirina* auati, *Cocamas* awaté.
244. Bohne — ipíe: *Kar.* míbipi.
245. Fava — kutana C.
246. Taback — tãue: *Ruc., Ap., Gal., Akawai* tamoui, *Cumanaghoto* tamo, *Carij.* taumouiuto, *Pim.* tamitzé, Pfeife, *Mac., Arekuna, Tam.* kavài, *Par.* kau-vài.
247. Puva — taolí (Batovy).
248. Beijú, Polvilho — samú (Batovy).
249. Baumwolle — atakχéra.
250. Cará — mulá.
251. Batata — nahóto. C.
252. Pfeffer — pą́n-no.
253. Zuckerrohr — (canavia, portug.).
254. Reis — (arroz, portug.).
255. Banane — (banana, portug.).

Eigennamen:

Götternamen aus der Schöpfungssage:

256. Kχamušíni, Méro, Atanumagále, Eváki, Kχáme, Kχéri.
257. Cuyabá — (cuyabá).
258. Serra-azul — táune.
259. Rio Paranatinga — pakunéra.
260. Rio novo — yemeçíʌ „Sinn unverständlich."
261. Rio verde — nihawíʌ „Sinn unverständlich."
262. Tapajoz — tamitatoála[1] „Sinn unverständlich."
263. Arme des Schingú: tamitatoála, ronúro, kuliséu.
264. Parecí — parecí.
265. Coroá — kaiyáχo (wie sie sich selbst nennen).
266. Cajibí — kawíhi, „wahrscheinlich ebenso".
267. Brasilianer — kχaräiyũă (homo albus): *Ruc.* calaioua, (nennen so auch die Oyambi wegen ihres Verkehrs mit den Brasilianern), *Marauha* karaiua, *Mac.* caraiba, *Wapisiana* carioua, *Sabuja* carai, *Tupi, Mariaté* cariba, *Cauixana* zyna-cariba, *Caripuna* cariba-tschikö, *Taino* carib, stark, tapfer, (cari, homo), *Kechua* ghary (cari, homo). *Jumana* zahre.
268. **schwarz** — tamegenéñ.
269. weiss — tapekéñ.
270. gelb — tapatuéñ.

[1] Der Name des Batovy bei den wilden Bakaïrí. Es scheint, dass Reginaldo mich misverstanden hat, da die Ansiedler den Tapajoz gewöhnlich Juruena, nach seinem Quellfluss, nennen. Jedenfalls war ihm der Name des Schingú-Quellflusses, von dem er selbst nichts zu wissen behauptete, von seinem Grossvater her bekannt — ich erschrak nicht wenig, als uns die wilden Bakaïrí für den Namen ihres Flusses denjenigen gaben, der bei Reginaldo als Tapajoz galt, weil unsere Furcht, dass der Batovy dem Tapajoz, nicht dem Schingú zustrebe, durch diesen Umstand neue Nahrung erhielt.

271. roth — tapavileṅ.
272. grau — tutunureṅ.
273. blau, grün — tukueṅ.
274. hart — tuṅareṅ.
275. krank — doaneṅ.
276. rund — titapaneṅ.
277. lang — iuageṅ.
278. kurz — iuageṅ-pa-heno.
279. gross — íma.
280. klein — mešikataṅa.
Par. Kind, komeschikischu.
281. alt — hāgaitío.
282. jung — iṅũamúto.
283. gesund — kulanéla.
284. dumm — arintõṅo.
285. klug — arintõṅ-kéba.
286. gut, hübsch — iγuakú.
287. schlecht — iγuaku-kéba.
288. faul — širúme.
289. kalt — īgauíṅa.
290. heiss — otapíko.
291. Wald — ituetano.
292. schmutzig — sašío (portug.).
293. **heute** — ivéga.
294. gestern, morgen — kχopaléka: *Par.* morgen, kó-palé.
295. übermorgen — kχopaléka pigueitó.
296. hier — taʌ: *Ruc.*, *Carij.* talé, *Cumanaghoto* taré.
297. dort — au-téʌḁ.
298. rechts — aχóme.
299. links — põé̱.
300. geradeaus — χutuṅéra.
301. ja — ehé̱.
302. nein — a(h).
303. nicht — pa, keba (Vgl. Bemerkung zur Postposition „ohne") *Gal.*, *Kar.*, *Ruc.*, *Mac.*: pa. *Carij.*, *Gal.*, *Kar.*, *Ruc.* oua, *Carin.* ouani, ouane.
304. viele — iuíko, kχonákχo, aγipáva: *Ruc.* papourou, *Gal.* paporo, paporé.
305. wenig — aγi-pále.
306. alle, alles — itanáʌ.
307. nichts — aturá-pa.
308. wie, wieviel — aturá.
309. was — óti, nϱaʌ.
310. wohin, woher — otiká.
311. **eins** — tókalole̥.
312. zwei — aságe, ahage: *Ruc.* sakéné (sie zählen bis 3), *Mac.* sakene, *Woyawai* asaki, *Akawai* asakre, *Arekuna* atsakane, *Maiongkong* ake, *Caribisi* oco, *Gal.* occo, ouecou. (*Kechua* iskai.)
313. drei — ahage-tokálo = 2 + 1, und ahaoále (Contraction?).
314. vier — ahage-ahage = 2 + 2.
315. fünf — ahage-tokále-ahage = 2 + 1 + 2.
316. sechs — ahage-ahage-ahage = 2 + 2 + 2.
317. erster — sagúχo.
318. letzter — šipṳ̈ʌ.

Zeitwörter:

319. Tag — emetíle: *Par.* koemenàlanöu, heute.
320. Nacht — iguantíle.
321. kommen — aeuíle, vgl. áua, Weg.
322. kχauíle, ich komme; kχau-īṅu, ich will kommen.
323. ivéga laíse kχauíle, ich komme heute.
324. otiká m-aeuíle, woher kommst du?
325. oetána kχauíle, ich komme nach Hause.
326. ankommen, gehen — s-itále, ich gehe; kχíta, lasst uns gehen.
327. ita héura, ich will gehen (beim Abschied).
328. īṅa itóγa, ich will gehen.
329. ivéga laíse itále, ich gehe heute.
330. otiká m-itále, wohin gehst du?
331. nãitái, sie kamen an.
332. ali ṅtíle (= ṅ-itíle), er kam an.
333. sa ali ṅtíle íse, er wird ankommen.
334. kχopaléka kχaṅáa sa ṅitil íse, morgen werden viele Leute ankommen.
335. kχopaléka sa ṅitíle kχiṅáko, gestern kamen viele Leute an.

Ruc. ita, gehen; *Gal.* itangue, geh fort; niton, er ging; *Carij.* ouité, gehen.
336. schreiten — kχayĩñu.
337. jagen — atak-ombá-he, du willst jagen.
338. spazieren gehen — tokχobá ita héura, ich gehe spazieren = ich will ohne Bogen gehen.
339. inoro kχíta tokχobá itá, lasst uns spazieren gehen.
340. reisen — iatúγa, ich reise.
341. íátu héura, ich will reisen.
342. laufen — eráki.
343. eratúγa, ich laufe (= eratú uγa).
344. kχeratutíle, wir laufen.
345. χutũ ñ-era, geradeaus, vgl. 300.
346. šíši eraseho — erãóto, aufgehende — untergehende Sonne.
347. nũna eraónse itále, abnehmender Mond.
348. knien — taheuΛ-õa-itíle = auf die Knie gehen, vgl. Knie, kχaheúΛ.
349. fallen — iχuγéle.
350. aufstehen — kχautíle.
351. sich setzen — ekatíle: *Gal.* ique, setzen.
352. sich legen, ausruhen — eγetutíle.
353. sterben — iγéle.
354. tödten — χióle: *Gal.* chive, *Kar.* ioüe, *Ruc.* soueï.
355. schlafen — ikíle.
356. s-ikíle, ich schlafe.
357. inóro s-ikíle, lasst uns schlafen.
358. uγa ikíle, ich schlafe.
359. taΛ ikíhe, er schläft.
360. ali ikíhe tomeχíle, (ich) habe geschlafen.
Ap. sinikné, *Carin.* ooniksé, *Carij.* noniksé (*Gal.* nanegué).
361. träumen — tataníke, ekohevuγéle.
362. schnarchen — kχanatagíno, vgl. kχanatáΛ, Nase.
363. athmen — kχit-opepa-ikéle, ich athme, vgl. kχopepáΛ, Athem.
364. sprechen — kχitañíle, vgl. kχetaño, Sprache und kχitáΛ, Mund.
365. singen — tahigáke.
366. lachen — kχeipatíle.
367. weinen — kχōγúno (Verbum?).
368. spielen — totosanankoentíle.
369. tanzen — tataΛtíle.
370. hören — kχãitatíle.
371. sehen — setái: *Ruc.* setai, hören *Gal.* setey, dgl.
372. wissen — tutúhe, ich weiss, er weiss.
373. tutuhekéba, ich weiss nicht.
374. šína tutúhe, wir wissen (excl.).
375. tutúhe-úγa, -omá, -kχúre, ich, du, wir wissen.
376. n-utú-pa, er weiss nicht.
377. kχaru ñ-tú-pa, man weiss nicht.
378. geben — yutúhe, er gibt.
379. yutúhe-, χutúhe-úγa, ich gebe.
380. žutúγa, ich gebe.
Unser Bakaïrí machte mich von selbst darauf aufmerksam, dass wissen und geben bei ihnen dasselbe Wort sei.
381. danken — fehlt.
382. nehmen — makéle.
383. se-, me-, ne-, kχihé- mak-eráki ich, du, er, wir nehmen.
384. (incl.) kχõñe makéle lomorãñí, wir haben genommen.
385. (excl.) šína ĩñe makéle lomorãñí, wir haben genommen.
386. haben — tōla, ich habe, es gibt.
387. máka tōla, er hat.
388. to-hé-pa, ich habe nicht.
389. tōla máka íse, er wird haben.
390. wollen — hé-pa, ich will nicht.
391. hé-ura, ich will; hé-ma, du willst.
392. suchen — hētá.
393. inóro kχi-hētá, lasst uns suchen.
394. kaufen — ekatíle, vgl. sich setzen. *Gal.* sib-egati.
395. essen — kχamituá-iya, ich will essen.
396. kχamituá-p-iya úγa, ich will nicht essen.

397. kχamituá-hemá, willst du essen?
398. tamituána, lasst uns essen (= zum Essen). Vgl. kχamíti, Gesicht (fressen: die Fresse), *Gal.* aou amina, ich esse, *Kar.* aminétina, ich habe Hunger.
399. trinken — eníga.
400. inóro kχih-eníga, lasst uns trinken.
401. eni-héura, ich will trinken.
402. eni-hemá, willst du trinken?
403. kχāiníya, ich will trinken.
404. kχāini-pá, ich will nicht trinken. *Carij.* eniké, *Carin.* enico.
405. ausschlürfen (Eier) — kχanakilíle.
406. kochen — italatíle.
407. rauchen — táui ietíle, Pfeife stopfen (Taback).
408. tǻui kχopanatíle, Pfeife anzünden.
409. tǻui evéli, Pfeife rauchen.
410. kχih-evéñi tǻui, lasst uns rauchen.
411. tǻui kχañevéñi, „ „ „
412. waschen — íse̱, sie wäscht.
413. (Hand)waschen — igokéhe, sie wäscht (= iguakútíse?).
414. baden — Wort für allgemeine Körperreinigung fehlt.
415. trocknen — saão ladíle (saão, Seife).
416. beissen — sakχá.
417. zerschlagen — sakχatíle: *Ruc.* sékéteï, schneiden, *Gal.* sicoté, *Cumanaghoto* hu-aketa-che ich schneide.
418. schlagen — sapiogúle.
419. Baum fällen — sato̱le.
420. sató̱γa, ich fälle.
421. verwunden — ihokíγa, ich verwunde.
422. Krieg führen — se̱gabíle.
423. kämpfen — toitokíle.
424. fangen — sauatíle.
425. zornig sein — té̱viϱáse.

Satzverbindungen:

426. iuíko iuáta, viele Freunde.
427. ahágo iméΛ, zwei Söhne.
428. táui eúno, Tabacksrauch.
429. maimai ñóru̥ iguakú, Schildkröteneier sind gut.
430. aγipále iguakú, wenige Leute sind gut.
431. mē̆ra u̥γuϱóto, dieser Mann.
432. iguakú meráni, dieser Mann ist gut.
433. iguakú meráni u̥γuϱóto, dieser Mann ist gut.
434. u̥γuϱóto iguakukéba, dieser Mann ist schlecht.
435. iguakukéba mḗrani, dieser Mann ist schlecht.
436. iguakú siΛ opá, diese Mandioca ist gut.
437. se siΛ iguakú, dieser Baum ist hübsch.
438. se siΛ iguakukéba, dieser Baum ist nicht hübsch.
439. se siΛ iguakúΛkuΛ, dieser Baum ist sehr hübsch.
440. iguakú úγa, ich bin ein guter Mensch.
441. iguakukéba úγa, ich bin ein schlechter Mensch.
442. au' mbá, ist das dein? (= aúΛ, dies, am(b)á, du).
443. Antwort: úγa, es ist mein, máka, es ist sein.
444. úγa néla iyū́me, ich bin sein Vater.
445. úγa néla íse̱, ich bin seine Mutter.
446. nϱaΛ ám(b)a, wer bist du? wie heisst du?
447. maλ ototá, er ist im Hause.
448. tō̱la kaϱá parutá, es sind Fische im Fluss.
449. tō̱la kaϱá amugootá, es sind Fische im Topfe.
450. tō̱la kaϱá kχitaχuotá, es sind Fische im Bauch.
451. iuíku kχohéka požaná, viele Rehe sind auf dem Felde.
452. iuíku kχohéka ituotá, viele Rehe sind im Walde.
453. yéti ītikéba, dies ist meine Kleidung, nicht euere Kleidung.
454. īti yétikéba, dies ist euere Kleidung, nicht meine Kleidung.

455. ītaχóΛ ītaχoΛkéba, dies ist mein Messer, nicht sein Messer.
456. kχanoaγíΛ mešikatáṅ, kleine Flöte.
457. tohé-pa ṅavínte úγa, ich habe Hunger (keine Speise).
458. kχopaléka tohé-pa ṅavínte kχinákχo, gestern hatte ich grossen Hunger.
459. pā́ϱu iuvínu, ich habe Durst (bedarf Wasser).
460. pā́ϱu kχiuviné-pa, ich habe keinen Durst.
461. kχopaléka pā́ϱu iuvínu kχiṅákχo, gestern hatte ich grossen Durst.
462. pā́ϱu héma, hast du Durst? (willst du Wasser?).
463. tā́ui héma, willst du Taback?
464. tā́ui hé-pa úγa, ich will keinen Taback.
465. kχanakilíle máimái ṅóru̥, ich habe Schildkröteneier ausgeschlürft.
466. pā́ϱu éni héura, ich will Wasser trinken.
467. pā́ϱu kχā́iniya, ich will Wasser trinken.
468. yutuhéura opá, ich gebe (dir) Mandioca.
469. to̥la am(b)á opá, du hast Mandioca.
470. mḗra u̥γuϱóto yutúhe opá, dieser Mann gibt (mir) Mandioca.
471. méra u̥γuϱóto yutúhe haíṅa opá, dieser Mann gibt dir Mandioca (haíṅa?).
472. íse̥ íse̥, die Mutter wäscht (Wortspiel, an dem unser Bakaïrí viel Vergnügen hatte.)
473. otá igokéhe pe̥kóto, das Weib wäscht die Kleidung.
474. u̥γuϱóto éti igokéhe pe̥kóto, das Weib wäscht die Kleidung des Mannes.
475. pe̥kóto u̥γuϱóto éti igokéhe paϱutá, dgl. im Fluss.
476. tutúhe ā́ua, ich weiss den Weg.
477. šina tutúhe ā́ua, wir wissen den Weg (excl.).
478. tutuhéura RozáΛ itauáΛ, ich weiss den Weg nach Rosario.
479. nϱaΛ yut-aúΛ, wer hier weiss dies?
480. năitái ivéga iuíku kúϱa, heute kamen viele Leute an.
481. kχo̥paléka kχaṅā́a sa ṅitil íse, morgen werden (viele Leute) ankommen.
482. kχo̥paléka sa ṅitíle kχiṅáko, gestern kamen viele Leute an.
483. iyéllo iχuγéle o̥tóra, der Blitz schlägt in ein Haus.
484. u̥γuϱóto iχuγéle, ein Mann fällt.
485. iχuγéle oṅṓa, fällt auf den Boden.
486. auetotáupa iχuγéle, fällt aus der Hängematte.
487. eγetutíle aue̥totaší, sich in die Hängematte legen.
488. eγetutíle oṅṓa, sich auf den Boden legen.

Substantivum.

Beim Nomen werden Singular und Plural nicht unterschieden. Vgl. Bemerkung beim Personalpronomen. Auch die Casus sind nicht bezeichnet. Im Satze steht das Object sowol nach, als auch vor dem Verbum.

Beispiele: 426. 427. 470. 473.

Das **Genitivverhältniss** kommt in folgenden Beispielen zur Darstellung:

1. kχiṅaráipü̥Λ, Schädel-Kopfknochen.
2. kχamelá ipü̥Λ, desgl.
3. kašóϱo-χū́to, Hunde-haar.
4. „ -ižopíΛ, „ -schnauze.
5. „ -inatáΛ, „ -nase.
6. kašóϱo-itáΛ, Hunde-maul.
7. „ -iutúpi, „ -haut.
8. kašóϱ-íllu, „ -zunge.
9. „ -iγotúΛ, „ -rippe.
10. „ -īṅaráχu, „ -kopf.

11. mā-ižopíʌ, Tapir-schnauze.
12. „ -inatáʌ, „ -nase.
13. „ -itáʌ, „ -maul.
14. „ -iutúpi, „ -haut.
15. kχihuámo éti, Hemd-Rückenkleid.
16. u̥γuϱóto otá, Kleid des Mannes.
17. tấui euno, Tabacksrauch.
18. máimái ńṓru, Schildkröteneier.
19. pe̥kóto ińuãńáʌ, Brust des Weibes (mamma).

Der bestimmende Ausdruck geht also dem zu bestimmenden voran. In 1—13 ist der letztere mit den Possessivpartikeln versehen, vielleicht aus dem Grunde, dass es sich hier um Körpertheile handelt, die der Bakaïrí sich nicht ohne Possessivbeziehung denken kann. Nr. 15 ist wörtlich: mein Rücken sein Kleid, und ist somit wegen der doppelten Possessivbezeichnung instructiv.

In 16, 17 und 18 ist das Genitivverhältniss nur durch die Stellung ausgedrückt.

Postpositionen.

in c. dat., otá (Vgl. otá, Haus, Kleid); vgl. *Car. Gal.* -ta:

otá, Haus,	o̤totá, im Hause,
amṹga, Topf,	amṹgootá, im Topfe,
pāϱú, Fluss,	pāϱutá, im Fluss,
ítu, Wald,	ītuotá, im Walde,
kχitáχu, Bauch.	kχitáχuotá, im Bauch.

in c. acc., otaší (Vgl. Pron. demonstr. ši-ʌ):

auḗta, Hängematte. auetotaší, in die Hängematte.

aus, otaupá (Vgl. Negation pa):

auetotaupá, aus der Hängematte.

ohne, ba:

tókχa, Bogen, tokχobá, ohne Bogen, vgl. 338, 339.

Wahrscheinlich ist dies „ba“ gleich der Negation „pa“, und die zweite Negation „keba“ aus „ke“, mit, und „ba“, ohne, zusammengesetzt.

mit, γe: saão, Seife, saãoγe; vgl. *Gal.* ke, mit.

auf c. dat. oder **nach**, ana:

pṓže, Feld,	požaná, auf dem Felde,
otá, Haus,	oetána, nach dem Hause.
tamituána, zum Essen (lasst uns essen).	

auf c. acc., oϱa, ṓa:

otá, Haus,	o̤tōϱa, in ein Haus.
ṓńo, Boden.	ońṓa, auf den Boden, vgl. knien.

Adjectivum.

Das Adjectivum hat keine Geschlechtsbezeichnung. Es wird als Attribut dem Substantiv nachgestellt.

Beispiele: 456, 458, 461.

Eine eigenthümliche Verstärkung des Begriffs erscheint bei „iguakú“, gut, in der Form „iguakúʌkuʌ“, sehr gut.

Negation.

Beim Verbum ist die Negation „pa“, das angehängt wird: 376, 377, 388, 390, 396 etc.

Die zweite Negation „kéba“ tritt nur mit „tutúhe“, ich weiss, verbunden auf: 373, was keine echte Verbalform zu sein scheint.

Nominalbegriffe werden durch „keba“ verneint: 453—455, 82, 285, 287.

Personalpronomen.

Sing. 1. Pers.	ū́γa, ū́ra,	Plur. 1. Pers. (incl.) kχū́γe, kχū́re, kχū́ra,
2. „	am(b)á,	(excl.) šína,
3. „	máka, néla.	2. und 3. Pers. = Singular.

Zu „kχū́re“ scheint die Ableitung „kχua-kéba“ (Fremder, der Nicht-Unserige) zu gehören. Die incl. Form „kχū́re“ scheint = ura (ich) mit vorgesetztem kχ-, dem Possessivpräfix der 1. Pers. Plur. In den Beispielen ist häufig „ich“ mit kχ-Formen übersetzt, während die Pronominalpräfixe in Verbindung mit dem Substantivum scharf auseinandergehalten werden; vgl. Pron. possess. Offenbar ist die Pluralbildung erst im Entstehen begriffen und hat sich eine Nothwendigkeit, die Mehrheit auszudrücken, wie das ganz natürlich ist, zunächst bei den Besitzverhältnissen eingestellt.

Zu „néla“ vgl. 444, 445.

Verwandtschaftliches:

1. Pers. *Cumanaghoto*, *Tam.* ure, *Mac.* hure, *Gal.* aou, *Carin.* aou, ao, yo, *Carij.* aoui, *Kar.* ao, *Ruc.* eou, you, ou.

2. Pers. *Gal.* amoré, moré, amoró, moró, *Ruc.* amoré, amolé, *Cumanaghoto*, *Chayma* amouere, *Carin.* amoré, *Kar.* ámanle, *Tam.* amare.

3. Pers. máka: *Tam.* make, *Chayma*, *Cumanaghoto* muek, mueke, muekere, *Gal.* moc, moce, moncé, *Carin.* mohcoro; néla: *Ruc.*, *Carin.* inelé.

1. Pers. Plur. In *Gal.* und *Mac.* ana — fehlt im Bakaïrí, könnte aber enthalten sein in „šína“ = siΛ + ana, wir hier.

Pronomen possessivum.

Das Possessivverhältniss wird durch Pronominalpräfixe ausgedrückt, wie folgende Zusammenstellung zeigt:

		mein	dein	sein	unser
1. Messer	táχo	ī-taχṓ-Λ	ō-taχṓ-Λ	ī-taχṓ-Λ	kχī-taχṓ-Λ
2. Bogen	tokχá	ī-tokχá-Λ	ō-tokχá-Λ	ī-tokχá-Λ	kχī-tokχá-Λ
3. Schwert	espáda (portug.)	ī-hepadá-Λ		ī-hepedá-Λ	kχī-hepadá-Λ
4. Kanu	pépi	ī-wepí-Λ		ī-wepí-Λ	kχī-wepí-Λ
5. Ält. Bruder .	paρī́γo	ī-waρiγṓ-Λ	ō-waρiγṓ-Λ	ī-waρiγṓ-Λ	kχī-waρiγṓ-Λ
6. Nase				ī-natá-Λ	kχanatá-Λ
7. Mund				ī-tá-Λ	kχī-tá-Λ
8. Rippe				ī-γotú-Λ	kχu-γotú-Λ

		mein	dein	sein	unser
9. Grossvater . .	(tā́go)	ī-tā́mo	ō-tā́mo	ī-tā́mo	kχī-tā́mo
10. Grossmutter	(nī́go)	(nī́go)	ō-ϱū́to	ī-ϱū́to	kχī-ϱū́to
11. Mutter	ī́se̱	(se̱go)	ṓ-he̱	ī́-se̱	kχī́-he̱
12. Schwester . .	kχṓϱu	iye-γaϱū́tu		ē̱-γaϱū́tu	kχē̱-γaϱū́tu
13. Vater	(tšṓgo)	iy-ū́me	ō-ū́me	iy-ū́me	kχ-ū́me
14. Blut		iy-ū́no			kχ-ū́no
15. Ellenbogen .			o-e̱nototo		kχ-anutóto
16. Haut				ī-utúpi	kχ-utúpi
17. Zunge				ĭ́llu	kχŭ́lu
18. Kleid, Haus.	otá	y-ĕ́ti	ī́ti	ĕ́ti	kχ-óti

Die Präfixe sind also für **mein** und **sein** vor Consonanten „ī“, vor Vocalen „iy“[1], für **dein** „ō“, für **unser** vor Consonanten meist „kχī“, vor Vocalen „kχ“. Wieweit vor Consonanten auch „kχa“ oder „kχu“ vorkommt, ist schwer zu ermitteln; man vergleiche die Liste der Körpertheile, die sämmtlich mit diesem Pränominalpräfix verbunden sind, ausgenommen die wenigen Fälle, wo Geschlechtscharakteristica die dritte Person bedingen. Bei 6, 7, 8, 14, 15, 16, 17 ist, wie überhaupt bei den Körpertheilen, die Stammform nicht klar zu isoliren. Die ersten acht Beispiele zeichnen sich durch ein Suffix Λ aus. Zugleich ist bei ihnen allen der Accent, unabhängig von seiner Stelle im Stammwort, auf die Endsilbe gerückt, während da, wo das Suffix Λ fehlt, der Accent auf der vorletzten Silbe steht. Denselben Zusammenhang zwischen dem Suffix Λ und dem Accente zeigen auch die Körpertheile.

Merkwürdig unregelmässig ist 18. Gleichwol sind die einzelnen Formen genau verbürgt, da ich zur Controle folgende Sätze abfragte:

dies ist meine Kleidung, nicht deine: y-ĕ́ti, ítikéba,
dies ist deine Kleidung, nicht meine: íti, y-ĕ́tikéba.

In Nr. 35, ellí, ist als einzigem Beispiel anscheinend für das Femininum der 3. Pers. ein besonderes Possessivum „el“ enthalten. Vgl. *Gal.* re-ïmi, ihr Hals.

Bei „tágo“, Grossvater, „nígo“, Grossmutter, „tšógo“, Vater (wie das Kind spricht), „tse̱go“, Mutter, Tante (wie das Kind spricht), „kχúgo“, Mutterbruder, ist **mein** durch das Suffix „go“ ausgedrückt. Dieses Reverentialsuffix kommt nur übergeordneten Verwandten zu.

Zu den aufgeführten Possessivpartikeln können die selbständigen Personalpronomina hinzutreten. Dabei werden „ū́γa, máka, kχū́γe“ einfach vorgesetzt, während für die 2. Pers. die etwas veränderte Form „ōma“ erscheint, hinter welcher das Präfix „ō“ ausfällt. Man sieht, dass das Personalpronomen allein nicht genügt, das Possessivverhältniss wiederzugeben.

Sing. 1. Pers. ū́γa ī-wepí-Λ, mein Kanu (eigentlich: ich mein Kanu),
ū́γa ī-hepadá-Λ, mein Schwert,
ū́γa ī-waϱiγṓ-Λ, mein Bruder,

[1] Im Deutschen ist „ihr“ sogar dreideutig: d'elle, de vous, d'eux.

úγa ī-támo, mein Grossvater.
2. Pers. óma wepí-Λ, dein Kanu,
óma hepadá-Λ, dein Schwert,

3. Pers. maka ī-hepadá-Λ, sein Schwert.
Plur. 1. Pers. (incl.) kχúγe kχī-hepadá-Λ, unser Schwert.

Beispiele für die 1. Pers. plur. excl. fehlen.

Andere Pronomina.

šiΛ, dieser hier,
aúΛ, dieser dort,
maΛ, jener.

oti, nρaΛ } was? (wer?).

Z. B.: otihíΛ? otiaúΛ? otimáΛ? was ist dies, das, jenes?
au'mbá? ist das dein?
se šiΛ, dieser Baum. šiΛ opá, diese Mandioca.

Ausserdem findet sich noch, vielleicht bei Personen, „méra“ und „meráni“. Vgl. 470, 471, 431, 432, 433, 435.

Verwandtschaftliches: zu „šiΛ, hiΛ“: *Ruc.* séré, hélé, *Gal.* ïeri.
zu „oti“: *Carij.* otisé, *Gal.* oté, *Ruc.* etè.

Verbum.

Die Person wird beim Verbum auf zweifache Weise bezeichnet.

I. Das selbständige Personalpronomen tritt in theilweise veränderter Gestalt hinter (seltener vor) das Verbum.

Sing. 1. Pers. tutú-he-úra, ich weiss.
2. „ tutú-he-má, du weisst.
3. „ maka tutu-he, er weiss.

Plur. 1. Pers. (incl.) tutú-he-kχúre, wir wissen.
(excl.) šína tutú-he, wir wissen.

Das Pronomen kann, wenn der Sinn es erlaubt, auch fehlen.

II. Es treten gewisse Pronominalpartikeln vor das Verbum und zwar:

Sing. 1. Pers. se-, s-,
2. „ me-, m-,
3. „ ne-, n-, ṅ-.
Plur. 1. „ (incl.) kχihe-, kχih-, kχ-.

Z. B.: se-mak-eráki, ich nehme,
me-mak-eráki, du nimmst,
ne-mak-eráki, er nimmt,
kχihe-mak-eráki, wir nehmen.

Weitere Beispiele sind:

Sing. 1. Pers. s-ikíle, ich schlafe,
s-itále, ich gehe.
2. „ otiká m-itále, wohin gehst du?
otiká m-aeuíle, woher kommst du?
3. „ n-utú-pa, er weiss nicht,
karũ-ṅ-tú-pa, man weiss nicht,
sa-ṅ-itíle, sie kamen an,
ali-ṅ-tíle, er kam an,
sa-ali-ṅ-tile-íse, er wird ankommen,
sa-ṅ-itil-íse, sie werden ankommen.

Plur. 1. Pers. kχīta (= kχih-ita), wir gehen,
inoro kχih-eníga, lasst uns trinken,
inoro kχi-héta, lasst uns suchen,
kχih-evẽṅi tắui, lasst uns Taback rauchen,
tắui kχ-aṅ-evei, lasst uns Taback rauchen,
kχ-aeuíle, wir kommen,
kχ-aṅ-eníga, lasst uns trinken,
kχ-aṅ-eni-pá, wir wollen nicht trinken.

In diesen Pronominalpartikeln „se-, mẹ-, ne-“ muss man einen der wichtigsten grammatikalischen Beweise für die enge Verwandtschaft zwischen Bakaïrí und den Kariben-Sprachen erblicken.

Man vergleiche nur *Galibi*:

se-cálissa, ich lerne, me-cálissa, du lernst,
ne-cálissa, er lernt.

also vollkommene Identität der Präfixe.

Mit dem *Cumanaghoto* und *Chayma* decken sich noch zweite und dritte Person, während die erste „w-“ hat

w-are-i, ich trug, m-are-i, du trugst,
n-are-i, er trug.

Von den übrigen verwandten Stämmen fehlen die Beispiele; die Inselkariben haben die aruakischen Präfixe angenommen.

Die Zeitverhältnisse werden durch bestimmte, dem Verbum voroder nachgesetzte Partikeln ausgedrückt.

Für die Vergangenheit:

332. *ali* ṅtíle, er kam.
360. *ali* ikíhe *tomeχile*, ich habe geschlafen.
335. *sa* ṅitíle, kamen an.
384. 385. makéle *lomorãni*, haben genommen.

Für die Zukunft:

389. tọla máka *íse*, er wird haben.
323. 329. *laise* kχauíle, *laise* itále, werde kommen, werden gehen.
481. *sa* ṅitil *íse*, werden ankommen.
333. *sa ali* ṅtíle *íse*, er wird kommen.

Mit diesen Partikeln vergleiche man:

Gal. alié, aliée, bald; alieté, schnell; „ali“, wird also bedeuten „im Augenblick“, sowol für die nächste Zukunft, als Vergangenheit.

Gal., *Ruc.* icé, *Carij.* ecé, *Apal.* acé = wollen, entsprechen dem íse.

IV.

Kustenaú.

A. Vocale:

a
ẹ
e o
i ụ u

Nasalirt ĩ.

B. Consonanten:

				h				
kχ	k	—	—	—	—	—	—	—
tš	—	—	—	—	y	—	—	ń
—	t	—	ꝺ	—	—	r	l	n
—	p	—	—	—	—	—	—	m

Kein s, z, d, b, g. Dies stimmt fast genau mit dem Verhalten der Consonanten im Alphabet der Moxos (vgl. Müller).

Von inlautenden Consonantenverbindungen ist nur einmal nꝺ verzeichnet (Nr. 55).

Das Pronomen ist „nu", vereinzelt „ne, ni".

Vgl. die Nu-Tabelle für die Beziehung zu andern Nu-Sprachen.

1. Haut — numarí.
2. Haar — nutéukχái.
3. Kopf — nutéu.
4. Brauen — nuyuhimiepé.
5. Wimpern — nuyuhiá.
6. Auge — nutitái.
7. Ohren — nutuló.
8. Ohrloch — nutulunáko.
9. Nase — nukirí.
10. Nasenloch — nukiriáko.
11. Mund — nukanáti.
12. Lippe — nukirapí.
13. Zunge — nunéi.
14. Zahn — nuté(u̥).
15. Bart — nupulanumá.
16. Kinn — nunuma-taká(u̥).
17. Hals — nupíu.
18. Nacken — nupiuté.
19. Kehle — nualulá.
20. Arm (Ober- und Unterarm) — nuaná.
21. Ellenbogen — nuanatipúlu.
22. Hand — niuríko.
23. Finger — nukapetíu.
24. Nagel — nupatatá.
25. Rücken — nutanaká.
26. Brustkasten — nupanatáko.
27. Brustwarze — nīhíte.
28. Bauch — nitšitšú.
29. Nabel — nutukχunáto.
30. Penis — nupéi.
31. Scrotum — nehúlu.
32. Vulva — etinapú.
33. Bein (Ober- und Unterschenkel) — nānī́.
34. Knie — nikietú.
35. Fuss — niꝺapá.
36. Zehe — nukietíu.

37. Sonne — kχámi.
38. Mond — kχatáua.
39. Stern — kχalutí(gl).
40. Himmel — enutáku.
41. Wasser — one.
42. Stein — tilupá.
43. Boden, Erde — kχe̥hṳ́.

44. Mann — envirá.
45. Weib — kuńá.
46. Knabe — enirá pipí.
47. Mädchen — kuńá pipí.
48. Vater — papá.
49. Mutter — mamá.
50. Sohn — hṳiyé.
51. Bruder — teté̱.
52. Schwester — notukaká.

53. Haus — pái.
54. Hängematte — amaká.
55. Topf — nukanꝺái.
56. Kleiner Hängekorb — mayulú.

57. Ruder — etiné.
58. Bogen — tutí.
59. Pfeil — tutí (?).
60. Bogensehne — itapí.
61. Mais — maikí.
62. Taback — petṳ́.
63. Mandioca (?) — tepiratí.
64. Beijú — uléipe.
65. Massa — uléiki.
66. Proviantkorb — uléipiéte.
67. Mingau — uᵹikuí.

68. Jakú — aikeretí.
69. Mutum — imiumú.

70. eins — paníᵹa.

71. zwei — mepiáma.

Der Gefragte kannte anscheinend mukuím (Tupi), er bildete selbst „vier“ — mukuím-mukuím.

Zweifelhafte Form für „eins“ — muyepeté.

Zwei Brüder — mepiáma teté. So sprach der betreffende Kustenaú zu mir, indem er mir eine Freundschaftserklärung machte, und fügte mehrere mal hinzu: „tetẹ te petéko“, ich nenne dich meinen Bruder, oder dgl.

In der Begrüssung wiederholten sie unaufhörlich „katú, hekatú, gut, Freund“, vgl. Tupi.

V.

Suyá.

A. Vocale:

a
o̱
e o̤ o
i ṳ u

o̥, e̥, u̥ reducirt — ã, ũ nasalirt.

Diphthongische Verbindungen: ai, au, ei, oa, oi, ua.

B. Consonanten:

h

k	g	χ	—	—	r	—	ṅ
—	—	—	—	y	—	—	ń
t	d	s	z	—	ϱ	l	n
p	—	φ	—	w	—	—	m

Es fehlen: kχ, tš, š, ž, mouillirtes l, b, v.

Mit ϱ bezeichne ich das dentale *r*, mit φ einen Mittellaut zwischen bilabialem *f* und *h*. Näheres vgl. weiter unten, Lautwandel IV.

Im Anlaut kommen alle Consonanten vor ausser: z, r, ń. Bemerkenswerth sind die anlautenden Verbindungen: ńg, nd, st, kr, dy.

Im Inlaut finden sich: nk, nt, nd, dn, tk, ks, ts, ns, st.

Der Auslaut ist fast ausschliesslich vocalisch. Die einzige Ausnahme bildet ein reducirtes *t*.

Habitus.

Der lautliche Charakter der Suyá-Sprache ist von dem früher behandelten Bakaïrí grundverschieden. Es ist bemerkt worden, dass die gleichfalls den Gês zugehörigen Cayapós, mit „geschlossenem Munde aus dem Kehlkopf" sprechen. Diese etwas seltsam klingende Angabe hat ihre Berechtigung auch für die Suyá. Denn die Sprechweise derselben macht den Eindruck, als ob sie den Unterkiefer verhältnissmässig wenig bewegten, und man sieht in der That, dass er im allgemeinen eine nur wenig vom Oberkiefer entfernte Mittellage innehält. Es scheint dies durch die von der grossen Lippenscheibe verursachte Spannung in den Mundwinkeln veranlasst. Die Bakaïrí ahmen spottweise die Suyá derart nach, dass sie beim Sprechen gewaltsam mit beiden Händen die Unterlippe weit vorziehen, und erreichen so einen durchaus ähnlichen Klangeffect, der etwas Verdriessliches, Nörgelndes an sich hat (wie man einen ähnlichen Tonfall dem Hamburger Dialekt vorwirft).

Der Accent liegt bei der überwiegenden Mehrheit der Wörter auf der Schlusssilbe, übereinstimmend mit den übrigen Gês. Durch diese offenbar vorhandene Tendenz scheint bei den wenigen Wörtern, wo die vorletzte Silbe betont ist, eine Verkürzung des Schlussvocals begünstig worden zu sein.

Auch bei einigen Anfangsvocalen dürfte aus demselben Grunde Verkürzung eingetreten sein — vgl. „ṅgo", Wasser, „nda", Regen, „woa-ndó", Auge, mit den vollen Formen — inkó, intá, intó — anderer Gês.

Die Vergleichung mit verwandten Stämmen hat auch hier einige regelmässig wiederkehrende Formen des **Lautwandels** ergeben:

I. In der die Gês charakterisirenden inlautenden Consonantenverbindung *kr* fällt bei den Suyá das *r* gern aus. Vgl. 9, 19, 52.

Auch bei den Chavantes und den Chicriabás kommt Analoges vor. Vgl. *Chav.* „comunika", *Chicr.* „comekané", Bogen, mit *Cher.* „comicran". Ein verwandter Vorgang ist der Ausfall des *r* zwischen Vocalen in dem Worte woa-φäii = pari. S. 32.

Auf diese Weise erklärt sich das ungemein seltene Vorkommen des *r* (nicht ϱ) im Suyá.

II. *s* und *h* wechseln, vgl. 3, 20, 42. Dafür, dass *st* an Stelle eines *b* oder *v* anderer Gês stehen kann, vgl. 42, 59.

III. Dem inlautenden ϱ des Suyá entspricht in vergleichbaren Fällen ein *tt*, *t* oder *d* bei den übrigen Gês, vgl. 16, 36, 37.

Vereinzelt kommt dieser Uebergang in der ersten Reihe der Gês-Stämme auch sonst vor, während er der Chavantes-Reihe vollständig unbekannt ist.

IV. Das alte *p* haben die Suyá aufgegeben. Es findet sich nur in einem Fremdworte, dem „paraná" des Tupi, notirt und hier ist uns wahrscheinlich in der Freude, ein bekanntes Wort zu hören, der φ-Laut entgangen. An Stelle des *p* begegnen wir dem φ oder *h*, zwei Lauten, die sich im Suyá sehr ähnlich sind. Die begünstigende Ursache dieser Veränderung ist ohne

Zweifel die Lippenscheibe, wenn auch andere mit demselben Zierrath ausgestattete Stämme das *p* beibehalten haben. Wir haben uns bei öftern Versuchen davon überzeugt, wie es dem Suyá fast unmöglich wird, mit *p* anlautende portugiesische Worte nachzusprechen; sie sagen regelmässig φ oder *h*, ohne sich des Unterschieds bewusst zu werden. Vgl. 32, 18, 44, 66.

V. Wie das *p*, ist auch das *b* verloren gegangen und durch *m* ersetzt. Vgl. 36, 37, 16.

Grammatikalisches.

Leider ergibt sich hier nichts Zusammenhängendes. Wir finden als Pronomen possessivum der ersten Person *wa* oder *woa*, als Pronomen der zweiten Person *i* in „iφaiiká(t)", Ferse und „ikié", Oberschenkel. Ein Pronomen der dritten Person femin. muss in „endikọ́, vulva" enthalten sein.

Ein Demonstrativpronomen ist „ni". Vgl. 109.

Vgl. hiermit die Pronominalpartikel „ni" der Botocuden.

Unzweifelhafte Verbalendigungen sind: anẹ, onẹ, enẹ.

Die Vergleichung in dem Wörterverzeichnisse (siehe auch Kapitel XXIII und die Tapuya-Tabelle) bezieht sich auf die *Botocuden* und:

Apin. = *Apinagês.*
Apon. = *Aponegicrans.*
Acr. = *Acroa mirim.*
Car. = *Carahôs.*
Cay. = *Cayapós.*
Chav. = *Chavantes.*
Cher. = *Cherentes.*
Chicr. = *Chicriabás.*

1. Kopf — wakurá: *Apon.* icra, *Apin.* iscran, *Car.* icran, *Cher.*, *Chav.* dicran, *Cay.* icrian, *Chicr.* dacran, *Acr.* aicran, *Botocuden* courou, kraîne, kréné.
2. Kopf — walahụ́.
3. Haar — wasụ́: *Acr.* asaih, *Chicr.* dajahi, *Chav.* desahi, *Cher.* layahi, *Apin.* itki, *Apon.* ickäng, *Car.* ikei, *Cay.* iquim, *Botocuden* krein-ké, kraine-kä.
4. Gesicht — wayasụ́.
5. Auge — woandó: *Apon.*, *Apin.*, *Car.*, *Cay.* intó, *Acr.* ainthó, *Chicr.* datoman, *Chav.*, *Cher.* datoi, *Botocuden* kéton.
6. Brauen, Wimpern — woando-só: *Apin.*, *Car.* into-ou, *Botocuden* kéton-kä.
7. Ohr — wañukaikáu: *Apon.* schabáka, *Apin.*, *Car.* jampaka.
8. Ohrloch — wañuoaké.
9. Nase — wañaké: *Apon.* igniakrä, *Car.* iacray, *Acr.* thahické, *Cay.* chacaré, *Cher.*, *chav.* danescri, *Chicr.* dascri, *Botocuden* kigín.
10. Lippe (Oberlippe) — woakutkó: *Apin.* iscoue-co, *Car.* alvaco (*Cher.* dagedoua, *Chav.* dasadoa, *Chicr.* d'atohá, *Acr.* assötauá.).
11. Mund (Unterlippe) — wañakóni: *Apin.* jacoa, *Car.* alcoua, *Apon.* scharicoá, *Cher.* dageau, *Botocuden* ki-gaak.
12. Zunge — wanuọtó: *Apin.* gnoto, *Apon.* ignoto, *Car.* ioto, *Chav.* dageuto, *Cher.* danin-tou, *Acr.* assointhó, *Botocuden* k-igioto-k, iojo-ke.
13. Zahn — woatóa: *Apon.* itzoa, *Car.* itchoua, *Apin.* djoua, *Cay.* chua, *Botocuden* journe, k-idjiounn, *Cher.*, *Chav.* daguoi, *Acr.* aiquá.
14. Bart — wañsó, wañuasó: *Apon.* schamagho.
15. Kinn — wayakó: *Botocuden* djakié, *Apin.* iama.
16. Hals — wamúọo: *Car.* pampoutou,

Apin. in-poudou, *Apon.* iburtho, *Cay.* impudé, *Acr.* aimbuttúde, *Botocuden* kgi-pu-ck, kiiji-pou-k, *Chicr.* d'aputú, *Chav.* daboudou, *Cher.* dabe-dau.

17. Schulter — wańiké: *Chav.*, *Cher.* (humerus) danissai, danichai, *Apg.* nisicray (humerus).

18. Arm — woahá: *Apin.* istpá, *Apon.* ippá, *Cay.* ipa, *Chav.* dapas, *Chicr.* dapá, *Car.* papá, *Cher.* dapai-nau, *Acr.* aipáckü, *Botocuden* kgi-porock.

19. Hand — wańikó: *Apin.*, *Car.* gnoucra, *Cher.* danicra, *Cay.* chicria, *Chav.* dai-iperai, *Chicr.* dajipcra, *Acr.* assubckrá.

20. Finger — wańikasí: *Car.* gnoucra-i, *Apon.* igniucrahy, *Chav.* (palma manus) danipkrahi, *Cher.* danikiba.

21. Nagel — wańikáu: *Apon.* baigniocrahy.

22. Weibl. Brust — wakó: *Apon.* bacojaló.

23. Bauch — watiú: *Car.*, *Cay.* itú, *Apon.* jittú, *Chav.* dadau, *Cher.* dadou-da-di, *Chicr.* dadu, *Acr.* aintubdü.

24. Nabel — wańundá(t): *Apon.* baiantotto.

25. Penis — woãńụ́.

26. Scrotum — woãń-geki.

27. Vulva — endikọ́: *Apon.* ichhä.

28. After — wańogatụ́.

29. Oberschenkel — wakié, mein Oberschenkel, ikié, dein Oberschenkel: *Apon.* backschä, *Apin.*, *Car.* itkijé, *Cay.* icria, *Cher.* daja, *Chav*, dasdajounté, *Acr.* ainschadi.

30. Unterschenkel — watesí: *Apin.*, *Car.* itai-i, *Apon.* bathä, *Cher.* daté, *Cay.* ité, *Chicr.* d'ateâ.

31. Knie — woakóu: *Apon.* baccóno, *Botocuden* ni-koukü.

32. Fuss — woaφaii (Stamm, pari): *Apin.*, *Car.* it-pari, *Apon.* babari, (Stamm, para) *Cher.* dapra, *Chav.* dapra-canou, *Chicr.* dapra, *Cay.* ipaá. *Botocuden* pó.

33. Zehe — woahaká(t), Zehennagel, woahakáu (idem?)

34. Sohle — woahakondó.

35. Ferse — iφaiiká(t) (deine [?] Ferse).

36. Sonne — múϱụ: *Apon.* puttu, *Car.* putt, *Cay.* imputé, itputi, *Apin.* buré, *Acr.* putdöti, *Cher.* beudeu. (*Chav.* sidacro, *Chicr.* stacró.)

37. Mond — muϱẹϱú: *Apon.* putturhagh, *Car.* putt-oure-rai, *Apin.* burua, budouvreu, *Cay.* puturua. putua. (*Cher.*, *Chav.*, *Chicr.* oua, *Acr.* uati.)

38. Stern — kantití.

39. Wolke — kakoyaká.

40. Gewitter, Regen — nda: *Apin.*, *Cay.* intá, *Apon.*, *Chav.* ta, *Cher.* tan, *Camé* taá, *Car.* tati, *Acr.* thaite.

41. Wasser — ńgo: *Apin.*, *Cay.* incó, *Apon.*, *Car.* có, *Cher.* cou, *Chav.* keu, *Chicr.* kü, *Camé* goio.

42. Feuer — kustọ́: *Cher.* coujeu, *Apin.*, *Car.* couveu, *Apon.* cochhó, *Chav.*, *Chicr.* kusché, *Cay.* itschiú, *Chicr.* kutsché, *Acr.* kutschiopdé.

43. Boden, Stein — kenẹsú: *Apin.*, *Apon.* kéné, *Cay.* keni, *Cher.* kanai, *Acr.* quetäde.

44. Holz — φi: *Apon.*, *Apin.*, *Car.* pi.

45. Fluss — misú, paraná (*Tupi* paraná).

46. Mensch, Leute — kuhé: *Car.* coupai, *Apin.* coopai, *Apon.* cupä, *Cher.* coaji. (*Chav.*, *Chicr.* ora, *Acr.* ura.)

47. Weib — kuńá = *Tupi*.

48. Sohn — tauϱá: *Tupi* taira.

49. Bruder — niené (Ein Kustenaú nannte mir als Suya-Wort für diese Bedeutung: ϑurẹ́).

50. Hängematte — kueté: (*Bakaïrí* auéta — die Suyá schliefen ur-

sprünglich auf Matten — *Apin.* cou-pipi, stragula dormitoria).

51. Korb — kaχϱṳ́.
52. Kürbis — goká(t): *Apin.* gocratá.
53. Topf — gói.
54. Steinbeil — ko̥(t).
55. Messer — ko̥dṳ́.
56. Schemel — sto̥gá.
57. Reibholz — kanialé.
58. Beijúwender — lustiakó.
59. Federhaube — stak-só (so, Haar. *Cher.* Feder, ibaka).
60. Federstirnreif — woadn-góne̥.
61. Halsband aus Muschelplättchen — ganá.
62. Lippenscheibe — niga-kóko: *Botocuden* higaak.
63. Ohrrolle — lansó.
64. Flöte — χororó(go).
65. Schalenklapper — hinká.
66. Rindenkanu — hiká (= φi-iká, Baumrinde), *Apin.* iko, Haut, *Apon.* brur-ika, Ochsenfell.
67. Ruder — gaϱentó.
68. Pfeil — kroá: *Apin.*, *Car.* crouá, die übrigen Stämme „ti“ und Verbindungen. Vgl. S. 319.
69. Bogen — tuté: *Car.* couhai, *Apin.* coutai.
70. Pfeilschleuder — kagolintáne̥.
71. Keule — kauá: *Cher.* couba.
72. Puva — χuroχá.
73. Beijú — χúre: *Apon.* gwoara, Mandioca.
74. Mingau — tuké: *Apin.*, *Car.* ituch, Farinha.
75. Taback — kalíne̥: *Apin.* kariniaco.
76. Cigarre — kalinsó.
77. Baumwolle — χató(re): *Apin.* kateroni, *Car.* kathodnié.
78. Bataten — ya(t): *Apin.*, *Car.* joto.
79. Mais — woasí: *Apon.* bohngü, *Cher.*, *Chav.* nosché, *Chicr.* notsché, *Acr.* nootschiö, *Cay.* muschiu.
80. Pfeffer — noisṳ́.
81. Bohne — manikóϱe̥ (*Callinago* mancónti).
82. Paránüsse — kasṳ́.
83. Mandubí — kasũnó̥(t).
84. „Banana“ brava — kaité.
85. Jaguar — ϱauití: *Apin.* robotique, *Car.* roblouti, *Apon.* orópa.
86. Krokodil — miutí: *Car.* miti, *Apin.* mi.
87. Hirsch — ? fehlt leider; bei den übrigen Stämmen durchgehendes Wort: *Apon.*, *Car.*, *Cher.*, *Chav.*, *Chicr.* po, *Apin.* impo, *Botocuden* po-cling, impo-kri.
88. Papagai — kaká: *Cher.* ouacha, *Botocuden* kouakoua.
89. Arara — aϱáϱa: *Cher.* chouara, *Chav.* somerara.
90. Taube — tutí.
91. Jacú — sokazé(t).
92. Mutúm — kãnorotí.
93. Storch (Tujujú) — kauϱití.
94. -Feder — staksó.
95. -Schwanz — hamú.
96. -Schnabel — akrṳtsṳ́.
97. -Flügel — ára.
98. -Bein — kié oder te.
99. -Zehen — φái.
100. Piranha — amoantí.
101. Jacundá — saundotí.
102. Traíra — kutí.
103. Grille — ϱaiϱái.
104. Moskito — kususó.

105. gut, Freund — tahahá.
106. schlecht, Feind — atátahahá.
107. nicht, nein — atá.
108. da sind keine Menschen — atá kuhé.
109. dieser — ni, aϱáϱa ni, dieser Arara.
110. hier, ich — ni-hai.
111. hier, da — ni-aumó.
112. was ist das? — o̥teinatá.
113. ich verstehe nicht — waikéle.
114. richtig, stimmt — ató̥ϱa.
115. trinken — ikóne̥.
116. Wasser- — ngo ikóne̥.
117. essen — kuó̥ne̥.
118. Beijú- — χúre kuó̥ne̥.

119. Storch- — kauϱití kuǫnẹ.
120. Traira- — kutí kuǫnẹ.
121. Aufforderung mitzugehen — auneténẹ.
122. brennende Kerze — motisigánẹ.
123. (Pfeilschleuder — kagolintánẹ Verb.?).
124. „wenn sie schlafen" — sinakánẹ (in der Erzählung notirt).
125. mit der Keule (kauá) genommen, erobert — kaukatí.
126. zeichnen, malen — sǫ́go.
127. zittern, Angst haben — ututụ́.
128. thun, machen — dyará.
129. warte, morgen — kalaumó.
130. schlafen — nañumóϱo.
131. concubitus actio — tǫk-tǫk: *Botocuden* tschok-tschok.

VI.

Manitsauá.

A. Vocale:

a
ẹ
e ǫ o
i ụ u

Nasalirt: ã ũ ĩ.

B. Consonanten:

h

—	k	g	χ	—	—	—	—	ṅ
tš	—	—	š	—	y	—	—	ń
—	t	d	ϑ s	z	—	ϱ	l	n
—	p	b	—	—	—	—	—	m

Von inlautenden Consonantenverbindungen nur je einmal „tr" (Nr. 58) und „bl" (Nr. 48).

1. Haut — humiá.
2. Haar — iyabiapá.
3. Stirn — hutãá: *Yuruna* natumá.
4. Brauen — tabaupá (*Yuruna* Kopf, tabá).
5. Auge — ouϑá: *Yuruna* oiyá.
6. Ohren — naibuá.
7. Ohrloch — uainibuiá.
8. Nase — oa(mb)uá.
9. Nasenloch — oabú-uiá.
10. Lippe — huĩñuá.
11. Zunge — huá: *Yuruna* kuá.
12. Zahn — huãñá: *Yuruna* aiá.
13. Bart — amụsapá.
14. Hals — huibuatá.
15. Finger — hubuá: *Yuruna* uvá.
16. Nagel — hụmiẹ́.
17. Brustwarze — nuamatá.
18. Nabel — mabuá.
19. Penis — huabiá.
20. Scrotum — huibiá.
21. Vulva — huatí.

22. Oberschenkel — m(b)eisṳ́.
23. Unterschenkel — madušá.
24. Fuss — huyadapá.
25. Zehe — hum(ṳ)ĩá.
26. Sohle — hṳyapipadyá.
27. Ferse — hṳyapayayá.

28. Sonne — hayadí: *Yuruna* kχoadṳ́.
29. Mond — madigaṳ́: *Yuruna* mandigá.
30. Stern — atšańá.
31. Wolke — unọ́.
32. Wasser — hidaρṳ́.
33. Holz — upá: *Yuruna* ipá.
34. Feuer — haϑṳ́: *Yuruna* aší.
35. Sand, Erde — tanyayá: *Yuruna* tanayá.

36. Weib — kuńá.

37. Schemel — ipohá.
38. Reibholz — kanuyarí.
39. Topf — χoaú.
40. Cuye — šuá.
41. Korb — pagú.
42. Steinbeil — kélẹ.
43. Hölzerner Griff des Beils — putopá.
44. Bogen — ubutá.
45. Pfeil — ipabuá.
46. Keule — igopau-anuá.
47. Ruder — uzáutapá.
48. Kanu — hublá.
49. Flöte — bihá.

50. Beijú — tadubá.
51. Massa, Puva — mãńaá.
52. Mais — maiϑṳ́.
53. Bataten — atabú.
54. Taback — hutṳ́.
55. Cigarre — hutuí.

56. Hund — hayugú.
57. Fisch — itapá.
58. Mutum — trumuhugú.

59. schwarz — diadiá.
60. gelb — bọϑabọϑá.
61. roth — apoϑirá.
62. grün — í-buá.
63. weiss — yabubuá.
64. blau — muraú.

65. trinken — anayú.

VII.

Yuruna.

A. Vocale:

a
e o̧ o
i ṳ u

Nasalirt: ĩ õ.

B. Consonanten:

h

kχ	k	g	—	—	—	—	—	—
tš	—	—	š	ž	y	—	—	ń
t	d	s	z	—	—	ρ	l	n
p	b	—	v	w	—	—	—	m

Inlautende Consonantenverbindungen selten; vereinzelt kommen vor: nd, mb, nt. Die einem Verzeichniss des Kapitän Castro entlehnten Wörter sind mit C. bezeichnet.

I bei den obern, II bei den untern Yuruna aufgenommen.

1. Stirn — I uatumá, II satiumá.
2. Kopf — tabá.
3. Haar — azapá.
4. Auge — oiyá.
5. Ohr — I yašiugá.
6. Ohrloch — yašu̯gakuá.
7. Nase — yamaguá.
8. Nasenloch — yamaguakuá.
9. Lippe — I uitá, II saitá.
10. Zunge — I kuá, II sekoá.
11. Zahn — aiá.
12. Bart — yapu̯tahá.
13. Schulter — I odurozá, II sodurozá.
14. Arm (Ober- u. Unterarm) — I oabé, II saboe̯.
15. Ellenbogen — umatĩá.
16. Hand, Finger — uvá.
17. Brust — opadyá.
18. Weibliche Brust — inamá.
19. Nabel — ponó.
20. Penis — I oá, II saá.
21. Scrotum — udžalikahá.
22. Vulva — íza.
23. Oberschenkel — I sopá, II soopá.
24. Unterschenkel — kizá.
25. Knie — I umá, II sumaá.
26. Fuss — budahá.
27. Zehe — umapešá.
28. Sohle — ubudavayá.
29. Ferse — umarikahá.
30. Rücken — I oasu̯, II sabu̯.
31. Hintern — I sebiatá, II sašebrá.

32. Sonne — kχoadu̯.
33. Mond — maudigá.
34. Stern — nuni(m)bu̯á.
35. Milchstrasse — holabapa, C.
36. Himmel — kašimiá.
37. Tag — kahu̯.
38. Wolke — kamatuá.
39. Donner — maná.
40. (Gewitter) Blitz — mašipá.
41. Regen — amaná.
42. Wind — makasó.
43. Wasser — iá.
44. Schnelle — I ho, II a-óo.
45. Wald — dyabubutá.
46. Holz — ipá.
47. Roça — coá, C.
48. Stein — koapá.
49. Sand — tanayá.
50. Boden — tôa, C.

51. Leute — amá.
52. Mann — cenapü, C.
53. Weib — kuñá.
54. Vater — papá.
55. Mutter — dyá.
56. Sohn — uyapugá.
57. Tochter — pugá.
58. Bruder — upá.
59. Häuptling — tušáua.
60. Camarada — (camará).

61. Haus — aká.
62. Dach — mazidehá.
63. Thüre — hacáranan, C.
64. Palmstroh (Bedeckung des Kanu, Penishütchen) — ahĩapá.
65. Hängematte — iam(b)atá.
66. Korb — páru, C.
67. Cuye — toá.
68. Webstuhl — hoga, C. (? vgl. 69).
69. Hüftentuch — ehugá.
70. Bogen — tukáma.
71. Pfeil — kĩ-á.
72. Pfeilrohr — petiá.
73. Kanu — ubá, poizá.
74. Ruder — kχotahá.
75. Berauschendes Mandioca-Getränk — kaširí.
76. Flöte, lange — panétadada.
77. „ kleine — (m)bo̯alahé.
78. „ aus mehrern Rohren zusammengesetzte — kunikulihihé.

79. Mandioca — maniacá.
80. Farinha — asá.
81. Mais — makatí.
82. Baumwolle — makuá.
83. Taback — poitíma.
84. Banane — pakoá.
85. Bataten — táũa.
86. Cará — á-uaá.
87. Jnajáfrüchte — makanahá.

88. Schwein — hoá, C.
89. Hund — apṳ́.
90. Jaguar — apṳmamá.
91. Coatá (Paniscus ateles) — a(e)niá.
92. Huhn — takamá.
93. Mutum — lahô, C.
94. Fisch — tšitá.
95. Piranha — pakí.
96. Pirarara — tātalí.
97. Delphin — wavoéia.
98. Moskito — mampṳ́.

99. ein wenig — šĩa.
100. gross (Pfeil) — anóua.
101. klein „ — tšíši.
102. grosse Banane — pakoá máime.
103. kleine „ — „ tšíši.
104. gross (Haus) — akoluvọ̈́.
105. klein „ — tšíši.

106. grosser Fisch — tšitá oluvọ̈́.
107. kleiner „ — „ mambṳá.
108. gut — kiví (z. B. poizá).
109. schlecht — põá (z. B. poizá).

110. eins — duáyo.
111. zwei — naná.
112. drei — naná(m)ba.
113. vier — duayózo.
114. fünf — einmal uaṹ (?), ein andermal tšuvọ̈́ (?)

115. verstehe nicht — tuná.
116. ich will — žužá.
117. singen — buiyána.
118. rauchen — poitíma viána.
119. es ist keine Farinha mehr da — asabása.
120. trinken — wolišána.
121. Kaschirí trinken — wiahiwalisá kaširí.
122. Wasser trinken — iá wiéna.
123. Schnaps — walidáde.
124. Schnaps trinken — walidáde sána.
125. beim Ueberreichen des Kaschirí — malítša.
126. morgen — kahugadeitá.
127. flussabwärts — puyayá.
128. flussaufwärts — tuayá.

VIII.

Zusammenstellung der unterwegs notirten Bevölkerungszahlen.

Nr.				Männer	Frauen	Kinder	Knaben	Mädchen	Insgesammt
1	**Bakaïrí**	Rio Novo (Seite 102)		16	19	20	?	?	55
2		Paranatinga (S. 123)[1]		6	8	3	2	1	17
3		Batovy	Dorf I (S. 165)	10	7	9	5	4	26
4			Dorf II (S. 171)	18	17	7	?	?	42
5			Dorf III (S. 172)[2]	13	12	19	?	?	44
6			Dorf IV (S. 175)[3]	27	18	8	?	?	53
7	**Kustenaú** (S. 179)[4]			9	7	3	1	2	19
8	**Trumaí** (S. 191)[5]			43	—	—	—	—	43
9	**Suyá** (S. 207 und S. 222)[6]			?	?	?	?	?	—
10	**Manitsauá** (S. 211 u. S. 222)[6]			?	?	?	?	?	160
11	**Yuruna**	Dorf I (S. 238)		12	12	6	?	?	30
12		Niederlassung (S. 252)		8	6	6	3	3	20
13		Dorf II (S. 254)		12	18	10	4	6	40
14		Dorf III (S. 258)[7]		12	12	15	8	7	39
15		Niederlassung (S. 261)		9	7	7	3	4	23
16		Dorf IV (S. 263)		8	10	5	2	3	23
17		Dorf V (S. 264)		14	10	6	3	3	30
	Ueberhaupt festgestellt:			217	163	124	31	33	664

Anmerkung: [1] Incl. Parecí 1 Fr. Cajibí 2 Fr. [2] Incl. Kustenaú 1 M. 1 Fr.
[3] Frauen und Kinder zum Theil im Wald. [4] Incl. Bakaïrí 2 M.
[5] Nur Männer gesehen mit Ausnahme einer Frau in Gefangenschaft der Suyá.
[6] Blosse Schätzung. Gefangene Manitsauá etwa 11 M. [7] Fehlen die Bewohner des einen oder anderen Hauses in der Nachbarschaft.

Die Zahlen sind mit aller angängigen Sorgfalt aufgezeichnet worden, stellen aber nur die Individuen dar, welche wir wirklich gesehen haben, und auch die nur vorbehaltlich einer gewissen Anzahl durch Verwechslung herbeigeführter Irrthümer. Um zu erfahren, ob sich auch nur das Geringste mit ihnen anfangen lässt, ist es nöthig auszuscheiden: Nr. 6, Nr. 8 und Nr. 9, wie aus den Anmerkungen erhellt. Es wäre dann folgendermassen von den obigen Schlusszahlen abzuziehen:

	Männer	Frauen	Kinder	Insgesammt	Männer	Frauen	Kinder	Insgesammt
	—	—	—	—	217	163	124	664
Nr. 6	27	18	8	53	—	—	—	—
Nr. 8	43	—	—	43	—	—	—	—
Nr. 9	—	—	—	160	—	—	—	—
					70	18	8	256
					147	**145**	**116**	**408**

Das ist ein recht ungünstiges Ergebniss. Die Männer 36 %, die Frauen 35,5 %, also in gleichem Verhältniss, die Kinder (bei einer Grenze von etwa 15 Jahren) jedoch nur 28,4 % der Gesammtbevölkerung. Frankreich hat 27 %, Europa im Mittel 33 %.

Es tritt auch keine wesentliche Aenderung ein, wenn man die unter vielleicht abweichenden Bedingungen lebenden zahmen Bakaïrí von der Rechnung ausschliesst. In diesem Falle erhält man für die Schingústämme: Männer 37,2 %, Frauen 35,1 % und Kinder 27,6 % der Gesammtbevölkerung.

I. Zahme Bakaïrí. (Für die

A. Rio-

	Ge-sammt-L.	Schädel L.	Schädel B.	Schädel -Index	Schädel H.	Kopf H.	Kopf-bogen	Schädel-umfang	Gesicht H.	Kleinst. Stirn-D.
1) Antonio* ca. 19 Jahre	168	18,0	15,6	86,6	11,2	21,9	35,0	55,8	12,2	11,[illegible]

Brust-umfang	Warzen	Schulter B.	Nabel-umfang	Becken B.	Arm L.	Ob.-A. L.
92,8	21,2	43,0	84,1	29,8	76,3	31,[illegible]

Männer	Ge-sammt-L.	Schädel L.	Schädel B.	Schädel -Index	Schädel H.	Kopf H.	Kopf-bogen	Schädel-umfang	Gesicht H.	Kleinst. Stirn-D.
2) Francisco 30 J.	165	19,3	15,3	79,27	12,3	20,65	35,8	56,7	10,5	10,[illegible]
3) Quirino* 30 J.	167,5	18,4	15,3	83,15	11,55	20,7	35,8	55,5	11,55	11,[illegible]
4) Kapitän Reginaldo* 40 J...	163,5	18,8	14,9	79,25	11,3	21,1	34,8	57,0	12,3	10,[illegible]
5) João Pedro 70 J.	166	19,1	15,1	79,06	11,3	20,7	34,8	56,9	11,8	10,[illegible]
6) José 40 J.	164	18,3	14,4	78,69	12,5	21,6	34,5	53,5	12,1	10,[illegible]
7) Sabino 45 J. .... (Die Schneidezähne fehlen.)	163	18,5	14,7	79,45	12,1	21,2	33,9	54,2	11,7	10,[illegible]
8) Joaquim 19 J.	167,5	19,1	14,9	78,01	11,2	22,3	35,7	58,0	12,7	11,[illegible]
9) Leopoldino 17 J.	162,5	18,4	14,7	79,89	12,4	21,2	34,8	55,3	12,0	10,[illegible]
10) Roberto 16 J.	164,5	18,3	15,2	83,06	11,4	20,2	34,7	56,7	11,3	10,[illegible]
11) André* 16 J.	165,5	19,3	15,2	78,75	11,7	20,3	35,9	58,0	11,0	11,[illegible]
12) Manoel 13 J.	150,5	18,1	14,6	80,66	11,0	19,5	34,2	54,0	11,3	9,[illegible]

Körpergrösse von 13) Generoso 25 J.: 1 m 60 cm. 14) M[el] João* 19 J.: 1 m 57,5 cm. 15)
Das tiefschwarze Haar ist bei vielen Bakaïrí leicht wellig gelockt. Vgl. Abbildungen. Ein
von 30 und 33 der Broca'schen Scala mit geringer Beimengung von Gelb. Die Hautfarbe der Hän
das Nasenseptum sind durchbohrt.

n s m und n l m führe ich mehr der Curiosität halber an, da wenigstens das Verhältniss
war ein Stück eines aus Blech geschnittenen Transporteurs fest verbunden; man las mit einem v
merkwürdig untereinander. Doch befriedigte das improvisirte Instrument nicht, weil die Einstellu

B. Paran

Männer	Ge-sammt-L.	Schädel L.	Schädel B.	Schädel -Index	Schädel H.	Kopf H.	Kopf-bogen	Schädel-umfang	Gesicht H.	Kleinster Stirn-Dm.
1) Kapitän Caetano* 80 J.	159,6	18,1	13,6	75,13	12,8	23,4	34,6	53,7	11,7	9,4
2) Joaquim 17 J.	163,5	18,4	14,0	76,08	12,3	22,3	35,5	56,0	12,7	10,7
3) Antonio** 19 J. (Photographirt).	164,5	18,9	15,2	80,45	11,6	21,9	37,5	56,6	12,6	10,8
4) João 20 J. (Bruder von 3) ..	162,0	18,8	14,5	77,71	11,6	22,7	35,8	55,6	13,2	11,0
Frauen										
1) Joaquina* 40 J.	153,0	18,0	14,4	80,00	12,4	20,4	34,0	53,7	11,0	10,0
2) Augusta 45 J.	149,0	17,5	14,3	81,71	12,3	21,1	32,9	52,5	12,2	9,9
3) Magdalena 25 J.	150,5	17,9	14,4	80,44	11,5	20,9	34,3	53,0	11,5	10,0
4) Felicitana 30 J. (Gravida) ..	148,0	17,6	14,9	80,11	11,1	20,5	34,2	54,0	12,5	10,2

II. In dem zweiten D

	Ge-sammt-L.	Schädel L.	Schädel B.	Schädel -Index	Schädel H.	Kopf H.	Kopf-bogen	Schädel-umfang	Gesicht H.	Kleinster Stirn-Dm.
1) Luisa* 20 J.	151	17,3	14,0	80,92	12,4	20,0	33,7	52,3	11,2	9,4
2) Maria 18 J. (Schwester von 1)	150,5	17,8	14,7	82,58	11,3	19,9	33,8	53,3	11,7	9,9
Carlotta* 40 J.	147,7	17,3	14,3	82,65	11,9	19,1	33,0	51,9	11,2	9,4

Bemerkung zu **Luisa Cajibí**: Schädel von oben rundlich; Hinterhaupt rundlich. Japan
zwischen den Augen abgeplattet. Haar schwarz, strähnig. Stirn leicht behaart. Hautfarbe: Gesich
Gesicht Nr. 32 (gut); Hände 30, etwas violetter. Oberlippe schmal. Unterlippe mittel. Zähne we

Zu **Carlotta Parecí**: Hoher Schädel, hinter den Ohren am breitesten. Hinterhauptsvor
spärlich, heller. Hautfarbe: Gesicht etwas heller als 31; Hand schmutzig 32. Lippenroth schmal,

inem * versehenen vgl. die Illustrationen).

o. (Erstes Dorf).

Zu Seite 364.

s. Or- rd.-id.	Joch B.	Untere Gesichts-B.	Nase H.	Nase L.	Nase Unt. B.	Nase Ob. B.	Ohrloch zu Septum	Ohrloch zu Nasenwrzl.	Ohrloch zu Ob.-Lippe	Ohrloch zu Kinn	Mund	Hals L.	Rumpf L.	Nabel H.	Pubes -Sohle
2,6	15,0	11,0	5,5	5,5	4,1	4,0	12,7	12,5	14,0	14,9	5,0	8,0	46,0	15,0	89,3

Arm .	Hand L.	Bein L.	Ob.-Schenk. L.	Unt.-Schenk. L.	Fuss L.	n s m	n l m
,4	17,8	91,5	44,5	41,0	25,1	64,0	57,0

s. Or- rd.-id.	Joch B.	Untere Gesichts-B.	Augen B.	Nase H.	Nase L.	Nase Unt. B.	Nase Ob. B.	Ohrloch zu Septum	Ohrloch zu Nasenwrzl.	Ohrloch zu Ob.-Lippe	Mund	Brustumfang	Wadenumfang	n s m	n l m
1,5	14,0	10,5	—	5,5	—	—	—	—	—	—	—	—	—	64,0	57,0
1,7	14,2	10,6	2,9	5,5	5,2	3,5	3,25	12,3	11,4	—	5,1	—	32,8	64,0	56,8
2,2	14,7	11,7	—	5,6	—	—	—	—	—	—	—	—	37,1	—	—
2,0	14,0	11,4	—	5,2	—	—	—	—	—	—	—	—	33,3	63,5	56,0
1,6	13,6	10,0	—	5,7	—	—	—	—	—	—	—	—	31,4	63,5	57,5
1,7	14,1	10,4	—	5,5	—	—	—	—	—	—	—	—	33,2	64,5	59,0
2,4	14,7	10,9	—	5,2	5,25	—	—	12,4	12,3	13,9	—	97,8	37,8	63,9	56,8
1,5	13,6	10,4	—	5,4	—	—	—	—	—	—	—	—	36,0	—	—
2,2	13,1	10,7	—	5,0	—	3,9	3,4	13,0	11,6	13,6	4,6	—	36,5	64,0	56,5
2,1	14,3	10,5	—	4,7	—	4,4	3,5	—	—	—	—	—	33,5	—	—
1,3	12,9	9,6	—	4,8	—	—	—	—	—	—	—	—	34,5	64,0	56,8

no 17 J.: 1 m 63,5 cm. 16) Francisco 16 J.: 1 m 62 cm.
haben einige spärliche Schnurrbart- oder Kinnhaare. Die Hautfarbe des Gesichts ist gleich einer Vermischung
spricht am besten 32 mit etwas schmutzigbräunlicher Beimischung. Die Ohrläppchen, bei den Aelteren auch

den Winkel zueinander ziemlich zuverlässig sein sollte. Mit der Querstange des Virchow'schen Craniometers
Winkelecke aus gespanntem Faden ab. Die Maasse, bei denen wir uns gegenseitig controlirten, stimmten
Stirnpunkts, d. h. das Moment der genauen Profilstellung, nicht sicher genug war.

a. (Zweites Dorf).

Or- -id.	Joch B.	Untere Gesichts-B.	Augen B.	Nase H.	Nase L.	Nase Unt. B.	Nase Ob. B.	Ohrloch zu Septum	Ohrloch zu Nasenwrzl.	Ohrloch zu Ob.-Lippe	Mund	Wadenumfang	
4	14,0	9,5	—	5,2	—	4,0	3,3	—	—	—	5,7	32,7	
1	14,0	10,8	—	5,0	—	—	—	—	—	—	—	—	
1	14,2	10,1	—	5,5	—	—	—	—	—	—	—	33,5	
7	13,9	10,0	—	5,5	—	—	—	—	—	—	—	32,7	
7	13,3	10,5	2,8	4,7	—	4,0	3,3	—	—	—	4,6	—	
9	12,3	9,6	—	4,9	—	—	—	—	—	—	5,1	—	
9	13,8	10,3	3,2	4,4	—	4,0	3,4	—	—	—	5,0	—	Vorn schmaler Schädel, steil abfallendes Hinterhaupt. Adlernase. Fast keine Brauen.
2	13,3	9,2	—	4,5	—	3,2	3,2	—	—	—	4,7	—	Schädel v. oben rundlich quadratisch. Steiles Hinterhaupt. Nasenlöcher nach vorn offen.

vohnende (weibliche) a) **Cajibí.**

9	12,8	9,1	2,8	4,2	4,2	3,1	3,5	10,8	10,4	11,9	4,5	—
5	13,7	10,5	3,1	5,0	4,0	3,2	3,3	11,6	10,9	12,7	4,6	—

arecí.

8	13,0	10,0	2,7	4,9	4,7	3,3	3,15	11,15	10,85	11,3	4,9	—

hysiognomie. Oberlid nicht übergreifend, doch geschlitzte, aussen höher stehende Lidspalte. Nasenrücken
a 32 (gut); Hände 32 und 30 gemischt. — **Maria Cajibi**: Kräftig ausgebildetes Hinterhaupt. Behaarte Stirn.
regelmässig.
in der Höhe des obern Randes der Ohrmuschel. Von oben breit oval. Haar schwarz, strähnig. Brauen
Steile Oberlippe, die obern Schneidezähne fehlen. Septum durchlöchert.

III. Bakaïrí am Rio-Batovy.

A. Erstes Dorf.

Männer	Gesammt-L.	Schädel L.	Schädel B.	Schädel -Index	Schädel H.	Kopf H.	Kopfbogen	Schädelumfang	Gesicht H.	Kleinster Stirn-Dm.	Äuss. Orbitalrd.-id.	Joch B.	Untere Gesichts-B.	Nase H.	Nase B.	Mund	Hals L.	Rumpf L.	Nabel -Sohle	Os Pub. -Sohle	Wadenumfang
Nr. I ca. 17 Jahre	167	18,4	14,5	78,80	12,1	21,9	34,4	55,8	11,5	10,6	11,7	14,2	10,7	4,6	4,0	5,2	7,5	50,3	101,1	87,9	—
„ II „ 60 „ (Häuptling)	156	19,0	14,7	77,37	12,1	21,8	34,3	54,3	12,7	10,1	11,2	14,5	11,2	5,2	4,0	5,1	7,3	44,5	94,0	82,6	32,6
„ III „ 28 „	166	18,9	14,2	75,13	11,2	22,2	34,2	56,3	11,8	10,3	11,5	13,8	10,7	4,8	4,1	5,6	8,0	51,1	99,0	86,6	31,0
„ IV „ 60 „	165	18,7	14,2	75,93	12,5	21,3	34,6	56,1	11,6	10,1	11,2	13,4	9,9	4,8	3,5	5,3	7,5	49,4	99,4	84,6	33,8
„ V „ 20 „	165	17,9	14,1	78,77	12,2	20,9	35,4	53,9	10,7	10,5	11,8	14,1	10,2	4,4	3,9	4,7	7,9	50,8	97,1	87,1	35,0
„ VI „ 10 „	139	17,9	14,0	78,21	11,5	18,7	33,5	53,1	9,7	9,6	10,6	12,2	9,0	4,4	3,2	3,9	7,4	43,0	78,8	67,0	26,1

B. Zweites Dorf.

Männer	Gesammt-L.	Schädel L.	Schädel B.	Schädel -Index	Schädel H.	Kopf H.	Kopfbogen	Schädelumfang	Gesicht H.	Kleinster Stirn-Dm.	Äuss. Orbitalrd.-id.	Joch B.	Untere Gesichts-B.	Nase H.	Nase B.	Mund	Hals L.	Rumpf L.	Nabel -Sohle	Os Pub. -Sohle	Wadenumfang
Nr. VII 45 Jahre	164	18,5	14,0	75,68	12,1	20,4	34,0	55,1	12,1	9,5	10,7	13,0	10,0	5,3	4,0	5,4	7,6	49,5	96,7	84,6	31,5
„ VIII 40 „	162	18,2	13,2	72,52	11,4	21,3	32,6	52,9	12,1	9,9	10,8	12,9	10,1	5,0	3,8	5,1	6,9	51,6	91,8	79,5	35,9

Zu A aus dem ersten Dorfe.

Frauen	Gesammt-L.	Schädel L.	Schädel B.	Schädel -Index	Schädel H.	Kopf H.	Kopfbogen	Schädelumfang	Gesicht H.	Kleinster Stirn-Dm.	Äuss. Orbitalrd.-id.	Joch B.	Untere Gesichts-B.	Nase H.	Nase B.	Mund	Hals L.	Rumpf L.	Nabel -Sohle	Os Pub. -Sohle	Wadenumfang
Nr. I 30 Jahre	155	17,1	14,4	84,21	11,3	21,0	33,2	51,9	10,4	10,2	11,6	13,6	10,5	4,7	3,6	4,9	7,8	48,5	89,2	77,5	—
„ II 70 „	153	17,2	14,2	82,56	11,4	20,0	33,1	51,0	10,6	10,1	11,0	13,3	10,9	4,8	3,8	4,7	9,0	48,5	89,0	78,0	—
„ III 25 „	149	18,0	13,9	77,22	12,3	20,1	33,8	53,2	10,1	10,0	11,1	13,3	9,8	4,4	3,7	4,6	8,1	47,5	89,0	77,0	—

IV. Kustenaú.

	Gesammt-L.	Schädel L.	Schädel B.	Schädel -Index	Schädel H.	Kopf H.	Kopfbogen	Schädelumfang	Gesicht H.	Kleinster Stirn-Dm.	Äuss. Orbitalrd.-id.	Joch B.	Untere Gesichts-B.	Nase H.	Nase B.	Mund	Hals L.	Rumpf L.	Nabel -Sohle	Os Pub. -Sohle	Wadenumfang
I Mann 60 Jahre	167	19,1	15,5	81,15	12,3	20,7	34,2	56,0	13,1	10,6	12,0	14,6	11,4	5,1	3,5	4,8	6,4	54,8	98,4	85,4	29,8
II „ 50 „	150	18,8	15,4	81,91	12,4	21,7	34,2	56,4	12,6	10,8	11,9	14,4	10,9	5,3	3,3	6,0	7,6	48,2	89,4	82,5	34,0
III Frau 80 „ Wahrscheinlich Mutter von II.	143	17,6	14,3	81,25	10,9	20,5	33,9	52,4	11,6	10,2	11,2	13,7	10,2	5,1	3,6	5,0	7,7	45,0	81,0	72,1	27,0

V. Yuruna.

	Gesammt-L.	Schädel L.	Schädel B.	Schädel -Index	Schädel H.	Kopf H.	Kopfbogen	Schädelumfang	Gesicht H.	Kleinster Stirn-Dm.	Äuss. Orbitalrd.-id.	Joch B.	Untere Gesichts-B.	Nase H.	Nase B.	Mund	Hals L.	Rumpf L.	Nabel -Sohle	Os Pub. -Sohle	Wadenumfang
I Mann 35 Jahre	157	18,1	15,7	86,74	10,7	21,1	34,7	54,5	11,7	10,8	12,1	15,0	10,7	4,6	3,5	5,5	6,1	54,0	91,0	78,1	33,0
II „ 30 „	156	18,3	15,7	85,79	12,2	21,9	35,8	54,5	11,8	11,0	12,2	15,0	11,1	5,4	3,5	5,2	8,1	44,9	90,1	81,0	34,6
III „ 60 „	164,5	19,3	15,8	81,86	10,9	21,2	35,9	58,9	12,5	10,7	12,0	14,7	10,3	5,6	4,1	5,9	5,9	48,5	97,1	84,5	28,5
IV „ 30 „	154	18,3	15,3	83,60	12,5	22,0	36,7	55,5	12,0	10,7	12,5	14,6	10,1	5,5	3,6	5,8	5,8	43,8	89,5	78,6	32,0
V Frau 22 „	146	18,6	15,2	81,71	12,0	21,0	35,1	55,3	10,7	10,1	12,0	14,5	10,9	4,9	3,5	5,0	5,0	43,1	84,3	74,7	31,1
VI „ 30 „	144	17,5	14,9	85,14	11,2	20,1	34,4	54,0	11,5	10,0	10,4	13,1	9,1	4,7	3,1	4,6	4,6	44,8	84,0	73,5	27,7

Die Halsmaasse, bei stehenden Personen mit dem Tasterzirkel genommen, sind wenig zuverlässig. Rumpf-L., Nabel—Sohle, Os pub.—Sohle wurden dadurch bestimmt, dass in einen nebengestellten Pfeilschaft in entsprechender Höhe Nadeln eingesteckt und deren Entfernungen nachgemessen wurden.

IX.

Ein Wink für Reisende.

Statt dass man die lexikalische Vergleichung zu abfällig beurtheilt, ist es vielleicht besser, mit den meist gegebenen Umständen rechnend, aus der Noth eine Tugend zu machen. Unendlich viel wäre für das Verständniss der verwandtschaftlichen Beziehungen unter den Indianern Südamerikas gewonnen, wenn man von jedem Stamme, der sprachlich aufgenommen werden kann, doch mindestens einige sechzig methodisch zusammengestellte Wörter besässe. Es wird so manches Unnütze gesammelt, unnütz wenigstens in dem Sinne, dass man eine kleinere Zahl Wörter von grösserer Bedeutung unberücksichtigt lässt.

Ich erlaube mir deshalb, das folgende Verzeichniss der erfahrungsgemäss wichtigsten Substantiva künftigen Forschern dringend zu empfehlen. „Auge" hat beispielsweise nicht im entferntesten den Werth wie „Zunge" oder „Zahn" — „Stein" und „Holz" werden bei sehr flüchtiger Bekanntschaft leicht vergessen und sind doch ungemein nothwendig — „Vater" und „Mutter", die immer gefragt werden, nützen oft sehr wenig, weil sie der über die ganze Welt verbreiteten Kindersprache angehören etc.

Die Wörter sind innerhalb ihrer Kategorie ungefähr der Wichtigkeit nach geordnet:

I. Zunge, Mund (Lippe), Zahn, Hand (Schulter, Oberarm, Unterarm, Finger), Fuss (Oberschenkel, Unterschenkel, Zehe), Nase, Haut, Auge, Ohr, Hals, Brust, Kopf, Haar, Nagel, Weibliche Brust. Membrum muliebre.

II. Wasser (Fluss), Holz (Baum), Stein (Sand, Erde), Feuer, Mond, Sonne, Himmel, Regen, Wald, Berg, Stern.

III. Oheim (Mutterbruder), Oheim (Vaterbruder), Kind (Säugling), älterer Bruder, jüngerer Bruder, ältere und jüngere Schwester, Vater, Mutter, Schwiegerältern, Vetter, Nichte.

IV. Leute, Mann, Weib, Knabe, Mädchen, Greis, Greisin, Häuptling, Zauberer, Fremder.

V. Haus, Pfeil, Bogen, Beil, Hängematte, Tuch, Kanu, Topf, Cuye, Pfeife.

VI. Fisch, Schlange, Affe, Hirsch, Jaguar, Ameisenbär.

VII. Mais, Taback, Mandioca (Formen der Zubereitung), Batate, Banane, Baumwolle.

Um nicht nur das Pronomen possessivum der ersten Person zu erhalten, lasse man sich die Körpertheile, die man zunächst vollständig aufnimmt, indem man sie an dem befragten Individuum selbst mit dem Finger andeutet, ausserdem benennen, indem man auf die eigene Person und auf andere, besonders auf Frauen, hinweist. Membrum muliebre pflegt das Pronomen der dritten Person femininum zu enthalten. — Von Zahlen ist „zwei“ vielleicht am wichtigsten. — Adjectiva und Verba haben für die allgemeine Vergleichung secundären Werth; mit gut (Freund), schlecht, bekommt man oft die Verneinung.

Je mehr Wörter man ausser den angegebenen, namentlich je mehr Substantiva für die Kategorien der Körpertheile und der Verwandtschaftsgrade man in Erfahrung bringt, desto besser natürlich, jedoch möge man überzeugt sein, dass ein einziges der obigen für die Ethnologie häufig mehr wiegt, als eine lange Reihe von z. B. Thier- oder Pflanzennamen.

Erklärung im Text vorkommender brasilianischer Ausdrücke

mit Angabe der Seitenzahl, wo etwa Näheres zu finden ist, sowie der sich häufig wiederholenden Thier- und Pflanzennamen.

Aldea, Aldeament, Dorf.
Arrobe = 16 Kilogramm.

Bagadú, s. Pirarára.
Barranca, steile Uferwand.
Batata, süsse Kartoffel.
Beijú (französ. j), Fladen aus Mandiocamehl 104.
Borrachudos (spr. Borraschudos), kleine Stechfliegen.
Burití, Mauritia flexuosa, Palme.
Burracen, Ledersäcke der Transportthiere 77.

Cabeceira, Quellbach 113.
Cachoeira (spr. Caschoeira), am besten wol durch Katarakt übersetzt, Mittelding zwischen Salto und Correndeira, Fall und Schnelle.
Campo, mit niederm, verkrüppeltem Baumwuchs bestandene Grasfluren. Campo cerrado, geschlossener, d. h. dichter bestandener Campo.
Cará, Dioscorea, Kartoffelpflanze.
Capivara, Hydrochoerus capybara 185.
Carapaná, Art Moskitos.
Carrapatos, Zecken 93.
Cerrado, s. Campo.
Chapada (spr. Schapada) } Hochebene 94.
Chapadão (spr. Schapadão) } Hochebene 94.
Coatá, s. Register II.
Currál, Zaungehege.
Cuyen, Kürbis-Trinkschalen.

Farinha (spr. Farinja), Mandiocamehl 24. 54.
Fazenda (spr. Fasenda) = dem spanischen Hacienda, Landgut, Farm.
Friágem (französ. j), Kälte und Bewölkung frühmorgens 97. 112.

Gevatter, Bezeichnung der Indianer in Brasilien.
Guaraná, Getränk an Stelle des Kaffee 19.

Inajá (französ. j), Maximiliana, Palme.

Jacú, Penelops, truthahngrosser Hühnervogel.
Japá (französ. j), Palmstrohüberwölbung des Bootes.
Jatobá (französ. j), Baum für die Rindenkanus 145.

Kameraden (wie die spanischen Peones), Arbeitsleute für die Reise, die mit dem Leben in der Wildniss und mit allen Hülfsquellen derselben vertraut sind.

Macaco, Cebus, Affe.
Mandioca, Manihot utilissima, wichtigste einheimische Nutzpflanze.
Milrëis, ungefähr 2 Reichsmark 73.
Mingäu, erfrischendes, mit Mandiocamehl angerührtes Getränk 159.
Mosquiteiro, Gazezelt über der Hängematte zum Schutz gegen die Insekten 77.
Mutúm, Crax, truthahngrosser Hühnervogel.

Oauassú, Attalea spectabilis, Palme.

Pantanál, Sumpf.
Picade, durch den Wald geschlagener Pfad, Schneiz oder Schneusse.
Pintado, Platystomatis, sehr wohlschmeckender Fisch.
Piranha (spr. Piranja), Serrasalmo, Raubfisch mit starkem Gebiss 139.
Pirarára, Phractocephalus, auch Bagadú, ein Wels 171, Abbildung 221.
Polvilho (spr. Polviljo), feinstes Mandiocamehl 166.
Praia, Sandstrand.
Puva, gröberes Mandiocamehl in Backsteinform 166.

Quemada (spr. Kemáda), abgebranntes Terrain.

Rancho (spr. Rantscho), Hütte.
Rapadura, unreiner, primitiv zubereiteter Zucker in Backsteinform 46.
Ribeirão, Bach, Flüsschen.
Roça, bebautes Feld.

Salto, Wasserfall.
Seringueira, Gummi- (Kautschuk-) Baum s. Register.
Serra = dem spanischen Sierra, Gebirgszug.
Sertão, Einöde, meist unfruchtbar. Wer dort gut Bescheid weiss, Sertanejo.

Tacoára, Bambus.
Tracajá (französ. j.), kleine Flusschildkröte s. Register II: Schildkröteneier.
Tucúm, Astrocaryum, Palme.

Ubá, Baumkanu 241.

REGISTER.

(Die Namen der Indianerstämme sind in *Cursivschrift* gedruckt.)

DRUCK VON F. A. BROCKHAUS IN LEIPZIG.

FOLDOUT

FOLDOUT